Ex libris
Georgii Friderici Krauss
D. med. Consiliarii regiminisque regii
quod est Dusseldorpii collegae
quos Bibliothecae hac in urbe publ.
dono dedit cunctos filius
Gustavus Krauss D. med.
A. MDCCCLVII.

Sor. Gr. № 70

Arrians Epictet.

Aus dem Griechischen übersezt

von

J. G. Schultheß.

Zürich, bey Orell, Geßner, und Comp. 1766.

Scr. Gr.
70
2

Universitätsbibliothek
Düsseldorf

1372 563 01

Vorrede

des Uebersezers.

Epictet, und sein würdiger Schüler, Arrian, dürfen ihnen auch noch heut zu Tage, da sie nur noch in wenigen Händen sind, wegen berühmter Stellen, die man aus denselben auch in neuern theologischen und moralischen Schriften anzuführen pflegt, ein günstiges Vorurtheil versprechen. Es wäre leicht, dasselbe zu vermehren, und ihre Verdienste hier in ein vortheilhaftes Licht zu sezen. Allein ich will dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen, sondern lieber

ihn mit eigenen Augen sehen lassen, ob Arrians Epictet nicht verdiene, bekannter unter uns zu seyn, als er es ist. Die Franzosen *) und Engländer **) haben ihn längst übersezenswerth gefunden. Es ist seltsam, daß ihm diese Ehre von den Deutschen ***) so spät wiederfährt. Man hat uns doch etliche Schriften des Seneca, und die Betrachtungen des Marcus Antoninus deutsch geliefert. Warum sollen wir das Triumvirat der stoischen Philosophen in unserer Sprache nicht ganz haben? Wenn es die Schwierigkeiten sind, die man

*) Les Propos d'Epictete recueillis par Arrien son disciple, translatés du Grec, par Fr. J. D. S. F. à Paris. 1609. 8. Der völlige Namen dieses Uebersezers ist Frere Jean de St. François, Prieur des Feuillantins de Paris. Er hat nach einer guten Handschrift aus der königlichen Bibliothec übersezt. Mr. Dacier hat Epictets Handbuch übersezt, die Reden aber abgekürzt, und Nouveau Manuel d'Epictete betitelt. Ob man dabey nichts verliere, wird jedem, der die ganz lieset, bald entschieden seyn.

**) Miss. Carter hat Ao. 1761. eine englische Uebersezung geliefert.

***) Das Handbuch ist einmal neben dem Griechischen Text deutsch erschienen, und einandermal aus der französischen Uebersezung des Abbts Bellegarde übersezt worden. Von den Reden aber ist mir keine deutsche Uebersezung bekannt.

man bey Uebersezung Arrians antrift, was bisdahin keine hat lassen zur Wirklichkeit kommen, so muß ich besorgen, man werde mich für vermessen halten, daß ich mich an diese Uebersezung gewaget habe. Ich habe nichts zu meiner Entschuldigung zu sagen, als daß ich diese Schwierigkeiten, so viel mir möglich war, bestritten habe. Einerseits habe ich mir alle Mühe gegeben, die Begriffe und Lehrsäze der Stoiker zu studieren; und mich sorgfältig in Acht genommen, daß ich kein Kunstwort brauche, dessen Bedeutung in der heutigen Philosophie eine andere Bestimmung bekommen hat, als das, so ihm in der griechischen Sprache zu entsprechen scheint, bey den Stoikern gehabt hatte. Ob ich in der Terminologie glüklich gewesen sey, will ich mich gern von Männern, die hierinn gehörige Einsicht haben, belehren lassen. Anderseits habe ich mir die verschiedenen Lesarten, Ergänzungen und critischen Muthmassungen, die ich in der besten Ausgabe meines Autors gefunden, mit möglichster Prüfung zu Nuze gemachet. Es ist dieses die Ausgabe Joannes Uptons, die zu London Ao. 1741. in zween Quartbänden herausgekommen ist. Diese giebt vielen Stellen, die in J. Scheggens, und Hier. Wolfens Ausgaben krank sind, erwünschte Gesundheit. Bey dem Handbuch hat mir Hr. C. G. Heyne, der dasselbe Ao. 1756. mit critischen Anmerkungen herausgegeben, oft noch bessere Dienste, als Upton geleistet. Es wäre zu wünschen, daß dieser gelehrte Mann Musse hätte, und sichs gefallen liesse, die Uptonische Edition von Arrian, mit seinen Anmerkungen begleitet, nachdruken zu lassen. Wer sei-

ne Anmerkungen über das Handbuch kennt, wird leicht abnehmen können, wie viel Gutes man sich von einer Heynischen Ausgabe zu versprechen hätte; zugeschweigen, daß eine neue Edition von Arrian nichts weniger als überflüßig wäre.

Das überwiegende Schöne und Gute, das diese übriggebliebenen Werke Epictets haben, wird den Leser für das Schwache, Irrige, oder Ausschweifende des Stoikers schadlos halten. Kaum wird man irgendwo so stark und in einem so popularen Vortrag, als hier, den Endzwek der Philosophie, die Ruhe des Gemüths, die wahre Freyheit angedrungen finden. Die Ursachen, warum es bey vielen von der Theorie nie zur Praxis kömmt, warum die Begriffe leblos bleiben, und in keine Fertigkeiten übergehen; was den Fortgang und das Zunehmen in der Weisheit und Tugend aufhalte; wie unbillig die Vorwürfe seyen, die man der Philosophie von dem unphilosophischen Leben ihrer Anhänger zu machen pflegt; und viele andere Untersuchungen der wichtigsten und wesentlichsten Materien der Moral; haben hier ein solches Licht, und eine solche Stärke, die nur einem Epictet, dessen Leben stete Betrachtung und Anwendung war, leicht und natürlich seyn kann. Ueberall herrschet die Sprache der Empfindung, die Sprache eines Mannes, der nicht nur Begriffe von der Tugend im Kopfe hat, sondern durch eigene Ausübung mit ihr vertraut ist, und ihren ganzen Werth aus eigener Erfahrung kennt. Daher dieses Einnehmende und Ueberführende, das sich in seiner Schreibart (denn Arrian versichert,

daß

daß er ihm nichts geliehen habe) so sehr ausnimmt, und wobey man den Mangel andrer Schönheiten und Verzierungen leicht zu gut hält.

Der Leser wird hin und wieder Gelegenheit finden, theils mit Vergnügen anzumerken, wie nahe die stoische Moral der Sittenlehre der heil. Schrift gekommen; theils sich Glük zu wünschen, daß die heutige Philosophie das stoische System in wichtigen Puncten berichtiget, und vollkommner macht; am meisten aber sich zu freuen, daß ihm die Christliche Religion Bewegungsgründe und Antriebe zur Tugend giebt, die von ungleich grösserm Gewichte sind, als diejenigen, welche die Heyden bey dem besten Gebrauch ihrer Vernunft haben finden können. Möchte nur das Beyspiel eines Epictets, der von seiner Philosophie, so mangelhaft sie auch in Vergleichung mit der Christlichen ist, eine so treue Anwendung, und durch sein schönes Leben, ihr so viel Ehre gemachet hat, einen jeden Christlichen Leser erinnern, daß seine Gerechtigkeit billigstermassen die Gerechtigkeit dieses Heyden weit übertreffen sollte; und daß es für die gereinigte Philosophie unsrer Zeiten, oder vielmehr für die Christliche Religion ein grosser Schimpf wäre, wenn Christen zu einem solchen grossen Grad der Tugend zu schwach seyn wollten, den ehemals Stoiker bey geringerm Lichte, und ohne die erhabenen Hofnungen, die uns gegeben sind, herausgebracht haben.

Die Irrtümer, die Epictet mit den Philosophen von der Stoa gemein hat, nehme man als

Stüke von der Geschichte des menschlichen Verstandes, und spüre den Ursachen dieser Abweichungen von der geraden Bahn der Wahrheit nach. Das wird auch seinen Nuzen haben. Weit öfter aber wird sich in diesem Buch ein näherer und beträchtlicherer Nuzen anbieten; und ich wünsche jedem Leser, so viel Aufmerksamkeit und Redlichkeit, als es braucht, um dessen theilhaft zu werden.

Stettfurt, den 13. Jener 1766.

Einige

Einige Nachrichten *) von dem Leben

Epictets und Arrians.

Epictet war von Hierapolis aus Phrygien gebürtig. Seine Eltern waren von dem allerniedrigsten Stande, und er erhob sich in keinen höhern; er ward Knecht bey Epaphrodit. Vielleicht hat er den Namen Epictet, welcher einen Sclaven bedeutet, den man sich gekauft hat, erst bey diesem Herrn bekommen; so wie Aesop und Terenz ihre ursprünglichen Namen verloren haben, und uns nur unter diesen ihren Sclaven-Namen bekannt sind. Man sagt, dieser Epaphrodit sey ein Freygelassener, und Günstling des Kaisers Nero gewesen, den er zum Hauptmann seiner Garde, oder wie andere wollen, zu seinem Geheimschreiber gemacht habe. Suidas aber nennt ihn schlechtweg, einen von Nerons Leibgarde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er diesen Ausdruk von dem Gardehauptmann gebraucht hätte. Es mag ein Epaphrodit unter den Unterofficiers gewesen seyn, bey welchem Epictet gedienet hat.

*) Sie sind aus den Vorreden der Uebersezung Hrn. Daciers von dem Manuel d'Epictete avec les Commentaires de Simplicius genommen. Ich habe aber hin und wieder bald hinzuzusezen, bald wegzulassen dienlich gefunden.

Man findet nirgends durch was für einen Zufall Epictet nach Rom gekommen, und Epaphrodits Knecht worden sey. Er ertrug indessen die Beschwerlichkeiten seines Standes mit derjenigen Gelassenheit und Unterwerfung, die seiner Grundsäze würdig war. Denn er war der stoischen Philosophie von ganzem Herzen zugethan, und hatte die grossen Muster der Tugend eines Socrates und Diogenes stets vor Augen. Er muß auch in diesem Sclavenstand in den Ruf eines Philosophen gekommen seyn; denn als Domitian alle Philosophen aus der Stadt verwies, mußte auch Epictet wandern. Er begab sich nach Nikopolis, einer ansehnlichen Stadt in Epirus, und gab daselbst Lectionen in der Dialectik, noch lieber aber in der Moral. Sein Ruhm lokte viele Fremde dahin, und besonders reiseten oft junge Römer zu ihm, obwol sie dadurch Gefahr liefen, dem Kaiser, der die Philosophen verbannisiert hatte, verdächtig zu werden. So groß aber die Achtung war, worinn er zu Nikopolis stand, und so wenig es ihm an Schülern mangelte, schwang er sich doch nicht aus der Armuth empor. Er war schon zufrieden, wenn er hatte, was die Nothdurft erfodert. Kam es ihm dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es für einen göttlichen Wink an, izt durch seine Aufführung zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glükseligkeit und Ruhe des Gemüthes von äusserlichen Dingen unabhänglich sey. Solche Proben hat er allemal mit Ehren ausgehalten, und ist dem Cha-

racter

racter eines wahren Philosophen überall treu geblieben. Er kränkte sich niemal darüber, daß er seine Zuhörer nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsak so vergnügt, als mancher nicht auf dem weichsten Canape oder Eiderbethe. Weil sein Hausrath keine Dieben reizte, so bekümmerte er sich nicht darüber, daß seine Thüre nicht wol beschloß; und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schafte er nur eine irdene an, damit sie niemand der Mühe werth achte, wegzunehmen. Die Hochachtung, die man für Epictet hatte, machte, daß diese Lampe nach seinem Tode, als ein kostbares Ueberbleibsel aufbewahret wurde; und Lucian erzählt in seiner Satyre auf einen Ungelehrten, der sich eine grosse Bibliothek anschafte: „Es hat sich in unsern Zeiten ein Mann gefunden, und er lebt noch, der die irdene Lampe „Epictets um dreytausend Drachmen gekauft hat: „Denn er bildete sich ein, die Weisheit Epictets „würde ihm, wie im Schlaf kommen; und er „werde unfehlbar diesem vortreflichen Greisen „gleich werden, wenn ihm nur seine Lampe leuchte.„ Er lebte in seiner schlechten Kammer ohne Weib, und ohne Knecht oder Magd. Daß ihn eben nicht die äusserste Armuth genöthiget habe, ein so schmales Hauswesen zu führen, sondern, daß er sich freywillig und großmüthig mehrerer Bequemlichkeiten entäussert habe, erhellet aus der Wohlthat, die er einem seiner Freunde bewiesen hat. Die Frau desselben kam in die Wochen, und da er es nicht im Vermögen hatte, das Kind zu erhalten, so legte er es heimlich an die Strasse.

Epictet bekam nicht so bald Nachricht davon, als er an den Ort hineilte, das Kind aufhub und eine Amme ins Haus nahm, des Kindes zu pflegen. Obwol er unverheyrathet blieb, so war er doch kein Verächter des Ehestandes; er empfahl denselben auch denen, die sich dem philosophischen Leben ergeben hatten, wenn in ihren Umständen nichts war, das ihnen den ledigen Stand vorzüglicher machte. Befanden sie sich im Stande, Weib und Kinder zu erhalten, so dauchte es ihm billig, daß sie ihrem Vaterland an ihrer statt wolerzogene Kinder hinterliessen. Epictet sezte einmal stark in den Philosoph Dämonax *), daß er sich verehlichen sollte. Dieser suchte allerley Ausflüchte. Da er sich aber von Epictet in die Enge getrieben sah, sagte er: Nun, so gieb mir eine von deinen Töchtern. Womit er ihm verwies, daß er selbst die Partie nie ergriffen hätte, die er andern so sehr anpries. Ein Bon-Mot, womit er die Lacher auf seine Seite bekam, aber in der That seinen Gegner nicht widerlegte, dem es an besondern Ursachen, warum dieser Rath, den er andern gab, ihm selber nicht taugte, nicht muß gefehlt haben. In seiner Kindheit bekam er an einem Bein ein Geschwür, und weil er einem ungeschikten Arzt unter die Hände gerieth, oder gar keinen Arzt vermochte, wurden die Nerven so sehr verderbet, daß er an demselben Bein hinkend ward. Epaphrodit, sein Herr, wollte sich einst den Spaß machen zu sehen, was sein hinkender Knecht für Sprünge machen könnte, und schlug ihn etlichemal derb

*) Lucian im Dämonax.

derb genug an das lahme Bein. Epictet sagte ihm: Wenn ihr das Spiel länger treibet, so schlaget ihr mir das Bein entzwey. Das half nichts; der Herr schlug weiter zu, und das Bein zerbrach endlich. Hier war der Stoiker auf keiner geringen Probe, wie er sein Gemüth in einer gesezten Fassung behalten könnte. Er konnte es zum Erstaunen. Habe ich euch nicht gesagt, war seine ganze Klage, ihr würdet mir das Bein entzwey schlagen? Da habt ihrs izt. *) Man hat ein Distichon, das er auf sich selbst soll gemachet haben.

Ich Epictet ein Knecht, am einen Fusse gelähmet,
Und wie Irus so arm, bin den Göttern doch lieb.

Er erkannte, daß es ein grosser Irrtum wäre, wenn man Armuth und äusserliche Gebrechen für einen Beweiß ansehen wollte, daß man von den Göttern hintangesezet sey: Er stellte sich zum Zeugen und lebendigen Beyspiel dar, daß man auch in den elendesten Glüksumständen, die wahren Güter, eine grosse Seele, ein rechtschaffenes Gemüth besizen, und der Huld Gottes versichert seyn könne. Casaubon, der Sohn, hat dieß Zeugniß Davids seinem an die Seite gesezt: Ich bin elend und arm; der Herr aber sorget für mich. **)

Man

*) Gellerts Fabeln und Erzehlungen, II. Th.

**) Psalm. 40: 18.

Man weiß nicht eigentlich, wenn Epictet gestorben ist. Aulus Gellius nennt ihn einen verehrenswürdigen Greis, Lucian einen unvergleichlichen Greis, woraus zu schliessen, daß er ein hohes Alter erreicht habe. Suidas sagt: Er habe bis unter die Regierung des Marc-Antonins gelebt. Allein dieß läßt sich nicht glauben, aus folgenden Gründen: Erstens, wenn Epictet bis zur Zeit dieses Kaisers gelebt hätte, wäre er ganz gewiß zu ihm berufen worden, und man hätte einem so berühmten Mann vorzüglich die Erziehung dieses Prinzen aufgetragen. Zweytens redet dieser Kayser selbst von diesem Philosophen, als von einem Manne, der schon vor einer geraumen Zeit gestorben sey. Er sagt in seinem VII. Buche: Wie viel Chrysippen, wie viel Socraten, wie viel Epicteten hat nicht die Zeit schon verschlungen! Und dem Rusticus dankt er, daß er ihm Epictets Reden bekannt gemachet, und überschikt habe. Diese Reden aber kamen erst einige Jahre nach Epictets Tode heraus. Drittens redet Aulus Gellius, der zu Ende der Regierung Adrians, und unter Antonin dem Frommen geschrieben hat, von ihm, als einem Manne, der nur neulich gestorben sey. *) „ Epictet ist „ noch in so frischem Angedenken, daß ich es „ kaum schreiben darf, als wenn es schon ver„ gessen seyn könnte, daß auch er ein Sclave „ gewesen sey. „ Es wird hieraus glaublich, daß er einige Jahre vor Adrian gestorben sey, welcher im J. C. 138. starb. Von dem Tode

Nerons

*) Lib. II. Cap. 18.

Nerons im J. C. 68. bis zum Tode Adrians sind 70. Jahre. Wenn Epictet nur 15. oder 16. Jahr alt gewesen, als er unter Epaphrodits Herrschaft gekommen, und vor dem J. 68. nur sechs oder sieben Jahre gestanden ist, so ist klar, daß er vier oder fünf Jahre vor dem Tode Adrians schon ein hohes Alter gehabt hat, und wenigstens neunzig oder zwey und neunzig Jahre alt gewesen ist.

Es ist ein grosses Beweistum von der Gewalt des Vorurtheils für die Vollkommenheit der stoischen Philosophie, daß ein Mann, wie Epictet war, der in so mancher Absicht nicht fern war von dem Reiche der Himmel, den man nach der Reinigkeit und Erhabenheit seiner Sitten, für einen Christ hätte halten mögen, der endlich zu Pauli Zeit zu Rom, und ein Augenzeuge so vieler Bekehrungen gewesen, dennoch es nicht der Mühe werth geachtet hat, den Glauben der Christen näher kennen zu lernen. Wie wenig er sich hierinn mit einer unparteyischen Prüfung, die seiner so würdig gewesen wäre, habe abgegeben, verräth eine Stelle in der siebenden Rede des vierten Buches. Er beschämt dort seine Zuhörer, wenn sie sich nicht durch die Vernunft und den Beweis von der Vorsehung und Regierung Gottes in den Stand sezen liessen, unerschroken vor dem Richterstuhl eines Tyrannen zu stehen, und die grossen Lanzen und Schwerter seiner Trabanten ohne einige Furcht zu sehen; da doch die Galiläer, sagt er, dieß aus Schwermerey und Unsinn schon können. Weil die Galiläer (das war der Name, den die Ungläubigen zu Rom damals den Christen

gaben)

gaben) die stoische Philosophie nicht studiert hatten, und Epictet keine andere Quelle, als diese kannte, woraus Muth und Standhaftigkeit unter Drangsalen und Gewaltthätigkeiten zu schöpfen wäre; so soll die Standhaftigkeit der Galiläer unter ihren härtesten Verfolgungen Unsinn, Tollheit, Schwermerey gewesen seyn! Hätte es aber Epicteten nicht seltsam dünken sollen, daß eine Menge Leute aus Unsinn desjenigen Verhaltens fähig seyn sollten, welches nach seiner Philosophie ein Meisterstük von Grösse der Seele war, und dessen gleichwol zu seinem nicht geringen Aergernis wenige aus stoischen Grundsäzen fähig waren? *) Hat er wirklich nachgefragt und sich sagen lassen, was es für Hofnungen seyen, welche den Christen solche Unerschrokenheit gegen die Drohungen der Gewaltigen, und solchen Heldenmuth im Martertode

*) Sie (die Stoiker) erdichteten eine Festigkeit, welche Christen nicht zu erdichten brauchen. Der Christ triumphierte wahrhaftig in der Flamme: Der Stoiker sah es, und verlor sich in doppelter Verwunderung, in Verwunderung über sie, und in Verwunderung über sich selbst; weil er fand, daß die verwegenen Abentheuer seiner Einbildung nicht verwegen waren, und daß er umsonst zu lügen gestrebt hatte.

Youngs Klagen VII. Nacht.

tode gäben, so wird er nicht haben leugnen können, daß dem christlichen Märtyrer seine Religion einen ungleich herrlichern Ersaz nach dem Tode, als dem stoischen Märtyrer seine Philosophie, verspricht. Oder, was ist das Zerstieben in die Elemente *) gegen den seligen Zustand, in den die Seele des

*) So drükt man insgemein die Meinung der Stoiker von dem Schikfale des Leibes und der Seele nach dem Tode aus. Allein sie ist für die Unsterblichkeit der Seele weniger gefährlich, als ihr Schuld gegeben wird. Das Element, in welches die Seele zurükkehrt, sind nach Epictet Wesen, die mit ihr verwandt sind, Gott und die seligen Geister, die bey den Pythagoräern unsterbliche Götter, Dämonen und Heroen heissen. Epictet redet von dieser Rükkehr der Seelen der Weisen zu ihrem Ursprunge, und ihren anverwandten seligen Geistern, an mehr als einer Stelle, ganz zuversichtlich, und nicht etwa zweifelhaft, wie Cicero und Seneca. Er ist dießfalls ein ganz ächter Pythagoräer, deren Lehre hierüber das Tröstlichste gewesen, was je von heidnischen Welt-

des sterbenden Christen überzugehen, versichert ist, gegen die Unsterblichkeit und Verklärung, die seinem Cörper verheissen ist, zu rechnen? Ob sich die Christen diese Dinge träumen lassen, oder ob sie Gründe ihrer Hofnung haben, die unumstößlich seyen, hätte Epictet wol erfahren können, wenn ihn kein starkes Vorurtheil abgehalten hätte, hierüber sorgfältige Nachfrage zu thun. Er war an ein philosophisches System gewöhnt; die Christliche Religion hatte ihm keine Gestalt eines solchen. Grundsäze, welche der Vernunft durch ihre eigene Klarheit einleuchten, und ihr durchaus ein eigenes Reich einräumen, schmeichelten ihm allzusehr, als daß er Offenbarungen angenommen hätte, besonders solche, deren Urheber gekreuziget worden. Es gieng ihm, wie noch vielen Griechen, welche Weisheit suchten, und denen Jesus, der gekreuzigte, eine Thorheit war, *) weil er eine andere Art von Beweisen führte, als diejenigen waren, die sie aus Zenons und Chrysipps Schriften zu zergliedern gelernet hatten; die aber von solchen Schulgelehrten auf die thörigteste Weise deswegen verachtet wird, weil sie auch jedem Ungelehrten, der gesunde Sinnen hat, und weiß, was ein glaubwürdiger Zeuge ist, einleuchten kann.

Von

Weltweisen hat können gesagt werden. Siehe Hierocles über die 2. lezten goldenen Verse der Pythagoräer.

*) 1. Corinth. 1: 22, 23.

Von seinen eigenen Schriften hat man nichts mehr: An deren statt aber die Reden, die Arrian sein Schüler unter ihm nachgeschrieben, und einen Auszug seiner moralischen Philosophie von ebendemselben, den er das Manual oder Handbuch betitelt hat. Nach des Photius Bericht, dem A. Gellius und Simplicius zum Theil beystimmen, soll Arrian

Abhandlungen Epictets, VIII. Bücher.

Reden, oder Discursen Epictets, XII. Bücher.

Handbuch, oder Grundsäze der Philosophie Epictets.

Epictets Leben und Ende,

geschrieben haben. Man will diesen noch beyfügen,

Erinnerungen Epictets, *) und

Philosophische Unterredungen desselben: **)

Es ist aber glaublich, daß unter diesen Namen die vorgemeldeten Abhandlungen und Reden gemeinet seyen. Von den zwölf Büchern der Reden sind nur noch vier vorhanden. Es ist zu bedauern, daß nicht mehrere Handschriften davon

*) 'Υπομνήματα' M. Antonin. l. 7. sind vermuthlich das Εγχειριδιον'

**) Διαλέξεις' A. Gellius XIX. 1. sind vermuthlich die λογοι oder Διατριβαι oder Ομιλιαι'

sind entdekt worden, aus denen die Lüken, die noch hie und da vorkommen, vielleicht hätten können ergänzet, und manche schadhafte Stelle berichtiget werden. Man hat in den Reden kaum zu zweifeln, daß Arrian, wie er selbst vorgiebt, die eigenen Ausdrüke, und überhaupt den Vortrag seines Lehrers getreu beybehalten habe. Es verräth sich nirgends keine Kunst, oder Ausarbeitung, um die sich Epictet keine Mühe gab. Es ist der populare gemeine Styl, dessen sich dieser Philosoph begnügte, ungeachtet er darüber den Beyfall der Sophisten, die zugleich Rhetoriker waren, verlor. Man darf nur Arrians Geschichte Alexanders des Grossen, und seine Indischen Geschichten lesen, so wird man einen Scribenten sehen, der dem Xenophon gleich kömmt, und uns hiemit Epictets Reden in einem ganz andern Kleide geliefert hätte, wenn er demselben etwas von seiner eigenen Wolredenheit hätte leihen wollen. Da die vollständige Lebensbeschreibung Epictets, die Arrian geschrieben hat, verloren gegangen ist, (wol ein grösserer Schade, als wenn sein Alexander dafür verloren gegangen wäre,) so muß man sich mit einigen sehr magern Nachrichten von diesem grossen Mann, welche alles sind, was man zusammenbringen können, begnügen. Ich habe sie nicht durch diejenigen Stüke erweitern wollen, die der Leser in den folgenden Reden antreffen, und ihnen selbst ihren Plaz in dem Leben Epictets anweisen wird.

Arrian war zu Nikomedien, einer Stadt Bithyniens, gebohren. Lucian nennt ihn einen der grössesten und vornehmsten unter den Römern, einen Mann, der sein Lebenlang der Philosophie ergeben gewesen. *) Man glaubt, es sey ebenderselbige, welcher Landvogt in Cappadocien gewesen, und dem Adrian trefliche Dienste geleistet hat, den Streifereyen der Alanen, welche Medien, Armenien und Cappadocien plagten, Einhalt zuthun, wie Dio im Leben Adrians erzehlt. **) Suidas führt einen gewissen Heliconius an, der behaupten will, daß Arrian in die Bürgermeister-Würde sey erhoben worden. Allein Heliconius hat sich in der Zeit geirret. Die Fasti Consulares zeigen einen C. Iulius Arrianus Consul unter dem Kaiser Gordian Ao. 243. Dieser kann nicht der Schüler Epictets gewesen seyn; nicht derselbige, der zwey Jahre vor dem Ende Adrians Ao. 136. und 137. Landvogt in Cappadocien gewesen ist. Nebendem, daß dieser leztere nicht Julius, sondern Flavius Arrianus geheissen hat.

Er war durch seine Verdienste weit merkwürdiger, als durch seinen Rang und seine Ehrenstellen. Wir haben von ihm sieben Bücher von den Feldzügen des grossen Alexanders, die er mit Nachahmung der sieben Bücher Xenophons von den

*) Im Alexander, oder falschen Propheten.

**) Im LXX. B.

Feldzügen des Cyrus geschrieben hat. Er erreichte die Schönheit und Annehmlichkeit der Schreibart seines Musters so glüklich, daß er der zweyte Xenophon genennet worden. Er fügte diesen sieben Büchern ein achtes hinzu, welchem er den Titel Indica gegeben, und welches eine Fortsezung der Feldzüge Alexanders ist. Er hat ferner Alanica, Parthica, Bithynica geschrieben, Nachrichten von den Kriegen wider die Alanen, Parther, und in Bithynien: Ferner zehen Bücher, worinn er die Begebenheiten, die auf den Tod Alexanders des Grossen, erfolget sind, beschreibt. Man findet auch eine Geschichte Dions von Syracusa, die Arrian geschrieben hat, angeführet. Diese leztern Schriften aber sind verloren gegangen. Den Periplus Arriani haben wir noch, eine Reisebeschreibung von dem Pont-Euxin und dem rothen Meere. Allein Salmasius zeigt, daß dieses Werk von einem ältern Arrian seyn müsse. Lucian sagt, daß er auch das Leben eines berüchtigten Räubers, Tilloborus, der in Phrygien, und in den Wüsten Asiens viel Unheil gestiftet, geschrieben habe. In den Briefen des jüngern Plinius sind einige an einen Arrian gerichtet, und gelehrte Männer haben geglaubt, es sey der Schüler Epictets, weil Plinius Landvogt in Bithynien und Pontus gewesen ist. Allein dieser Grund reicht nicht zu: Denn es ist in allen diesen Briefen niemal von diesen Provinzen die Rede, sondern Plinius schreibt ihm von Rechtshändeln, die er führe, von Staatssachen, die im Senat vorfallen, von seinen Aufsäzen, die er ihn durchzusehen und auszubessern bittet. Es ist sehr unwahr-

wahrscheinlich, daß sich Plinius der Feile eines Bithyniers anvertraut habe, dem die römische Sprache eine fremde Sprache war.

Unser Arrian hat sich aber seinen grössesten Ruhm dadurch erworben, daß er die Reden seines Lehrers Epictets, und das Leben dieses Philosophen mit grössestem Fleiß geschrieben hat. Seine andern schönen Werke, die er verfertiget, zeigen nur seinen Verstand und Wiz, diese hingegen seine Liebe zur Weisheit und Tugend. Man findet unter denen, die zu hohen Bedienungen bestimmt sind, wenige, welche die Philosophie so hoch schäzen, als sie verdiente, und die sich mit ihren Lehren ausrüsten, um nachher zur Behandlung der Geschäfte mehr Tüchtigkeit, und gegen die Zufälle dieses Lebens mehr Stärke und Entschlossenheit zu besizen. Die meisten, und besonders die, welchen ihre Geburt, und ihre Glüksumstände den Weg zu hohen Stellen bahnen, studieren die Philosophie, nur um sie studiert zu haben. Sie beschäftigen sich weiter nicht, als mit ihrer äussersten Schaale, und betrachten sie nur als ein Studium, womit sie sich einige Jahre ihrer Jugend die Zeit vertreiben müssen, und das ihnen schlechte Ehre machen würde, wenn sie desselben in ihren männlichen Jahren noch gedenken wollten. Es wäre freylich ein Glük, wenn sie nur diejenige Philosophie verachteten, die in Schulfuchsereyen bestehet, und nur Zanken lehrt. Aber es giebt eine gründlichere, die aller unsrer Mühe, und alles Fleisses werth ist; diejenige nemlich, welche gute Sitten

bildet, die uns Weisheit und Tugend lehrt, die das Gemüth stärkt, und in den Stand sezt, alle zeitlichen Betrachtungen unter die Füsse zu treten, um die Wahrheit zu unterstüzen, um seinen Pflichten getreu, und nur Gott gehorsam zu seyn, dem sie allein einen gänzlichen Gehorsam schuldig ist. Unglüklicher Weise ist es eben diese, die man am meisten hintansezt. Man betrachtet sie bloß als eine Beschäftigung müßiger Leute. Was ist die Folge von diesem unglüklichen Vorurtheil, welches diese schädliche Vernachläßigung gebihrt? Die gewöhnliche Folge hievon ist, daß Weisheit und Würden geschieden bleiben. Eine beklagenswürdige Trennung. Findet man sie etwa zu allem Glük wieder vereiniget, wie wir sie heut zu Tage in einigen grossen Männern sehen, so hat man Ursache, diese seltsamen Männer in grösseſten Ehren zu halten.

Innhalt.

)(***)(

Innhalt.

Vorrede, nebst Nachrichten von Epictets, und Arrians Leben; und einer Beurtheilung von dem Werth der stoischen Philosophie.

Arrian an L. Gellius. - Blatt: 1. 2.

Epictets Reden, erstes Buch.

Rede: Blatt:

I. Was in unsrer Macht, und was nicht in unsrer Macht stehe. - - 3.
II. Wie man in allen Fällen den Character (eines Weisen) behaupten könne. - 8.
III. Was man für Folgen daraus herleiten könne, daß Gott der Vater der Menschen ist. - - - 14.
IV. Von dem Zunehmen. - 16.
V. Wider die Academiker. - 21.
VI. Von der Vorsehung. - 23.
VII. Was es nüze, Trugschlüsse, bedingte und andere dergleichen Schlüsse zu studieren. - - 29.
VIII. Daß die Künste für diejenigen, denen es an Philosophie mangelt, etwas gefährliches haben. - - 34.
IX. Was aus unsrer Verwandtschaft mit Gott für Folgen herzuleiten seyen. - 36.

Innhalt.

Rede:		Blatt:
X.	Ueber diejenigen, welche nach Ehrenstellen in Rom trachten. -	42.
XI.	Von der zärtlichen Liebe zu den Seinigen. - -	44.
XII.	Von der Zufriedenheit. -	50.
XIII.	Wie man alles auf eine Gottgefällige Weise thun könne. -	56.
XIV.	Daß die Gottheit auf alles sehe.	57.
XV.	Was die Philosophie verspreche.	60.
XVI.	Von der Vorsehung. -	61.
XVII.	Von der Nothwendigkeit der Logik.	64.
XVIII.	Daß man auf die Fehlenden nicht müsse böse seyn. - -	68.
XIX.	Wie man in Ansehung der Tyrannen gesinnet seyn solle. -	73.
XX.	Daß die Vernunft fähig sey, sich selbst zu untersuchen. - -	77.
XXI.	An Leute, die gern in grosser Achtung stühnden. - -	80.
XXII.	Von den natürlichen Grundbegriffen.	81.
XXIII.	Gegen den Epicur. -	84.
XXIV.	Wie man Schwierigkeiten bekämpfen müsse. - -	86.
XXV.	Ueber die gleiche Materie. -	89.
XXVI.	Die Kunst zu leben. -	94.
XXVII.	Wie vielerley Vorstellungen es gebe, und mit was Hülfsmitteln man gegen einige derselben versehen seyn müsse. -	98.
XXVIII.	Daß man auf die Menschen nicht böse werden solle, und was in menschlichen Sachen groß oder klein sey. -	102.

Innhalt.

Rede:		Blatt:
XXIX.	Von der Standhaftigkeit.	107.
XXX.	Womit man sich in Prüfungen gefaßt halten müsse. -	118.

Zweytes Buch.

Rede:		Blatt:
I.	Daß Kühnheit und Behutsamkeit wol zusammen bestehen könne. -	119.
II.	Von der Gemüthsruhe. -	126.
III.	Auf die, welche jemanden einen Philosophen empfehlen. -	130.
IV.	Auf einen, der im Ehebruche ertapt worden. - -	131.
V.	Wie Großmuth und Sorgfalt zusammen bestehen. - -	134.
VI.	Von Mitteldingen. -	139.
VII.	Wie man den Wahrsager fragen solle.	144.
VIII.	Von dem Wesen des Guten.	146.
IX.	Ueber die, so sich des Philosophen-Titels anmaßen, ehe sie noch dem Menschen-Namen genug thun. -	151.
X.	Wie sich die Pflichten aus den Benennungen finden lassen. -	155.
XI.	Was der Anfang zur Philosophie sey.	150. b.
XII.	Von dem Disputieren. -	154. b.
XIII.	Von der Angst.	158.
XIV.	An Naso. -	163.

Innhalt.

Rede:		Blatt:
XV.	Ueber die, so hartnäkig auf ihren Entschlüssen bleiben. - -	168.
XVI.	Wie wenig man in der practischen Anwendung der richtigen Begriffe, des Guten und des Uebels thue. -	172.
XVII.	Wie die allgemeinen Begriffe auf die besondern Dinge anzuwenden seyen.	180.
XVIII.	Wie man mit sinnlichen Vorstellungen kämpfen solle. -	188.
XIX.	Ueber diejenigen, welche sich in den philosophischen Studien auf die einzige Vernunftlehre einschränken. -	193.
XX.	Wider die Epicuräer und Academiker. - -	201.
XXI.	Von dem moralischen Bekenntnis des Menschen, und dessen Unbeständigkeit.	208.
XXII.	Von der Freundschaft. -	213.
XXIII.	Von der Redekunst. -	220.
XXIV.	An einen, den er nicht gewürdiget hatte, sich mit ihm in Discurs einzulassen. - -	229.
XXV.	Wie nothwendig die Logic sey.	234.
XXVI.	Was das Wesentliche der Sünde sey. - -	235.

Drittes Buch.

Rede:		Blatt:
I.	Von dem Aufputze. - -	237.
II.	Worinn man sich üben müsse, wenn man in	

Innhalt.

Rede:		Blatt:
	in der Weisheit zunehmen will; und wie sehr von vielen das Wichtige beyseits gesezt werde. - -	256.
III.	Woraus das Gute bestehe, und worinn man sich am meisten zu üben habe.	260.
IV.	An einen, der sich bey dem Schauspiele auf eine grobe Art parteyet hat.	264.
V.	An diejenigen, die ihre Unpäßlichkeit zum Vorwand nehmen, aus der Fremde, wo sie Philosophie studieren wollten, nach Hause zurükzukehren. -	266.
VI.	Vermischte Gedanken. -	269.
VII.	An den Intendanten der freyen Städte, der ein Epicuräer war. -	272.
VIII.	Wie man sich gegen die sinnlichen Vorstellungen üben solle. -	278.
IX.	An einen Redner, der wegen eines Processes nach Rom reisete. -	280.
X.	Wie man sich in Krankheiten schiken müsse. - -	285.
XI.	Vermischte Gedanken. -	289.
XII.	Von der (moralischen) Uebung.	291.
XIII.	Was Einöde sey, und verlassen seyn heisse. - -	294.
XIV.	Vermischte Gedanken. -	299.
XV.	Das man alles, was man unternimmt, vorher reiflich überlegen müsse.	302.
XVI.	Daß man sich sorgfältig in Acht nehmen müsse, zu was für Gefälligkeiten man sich herabläßt. - -	305.

Innhalt.

Rede:		Blatt:
XVII.	Von der Vorsehung. -	308.
XVIII.	Daß man sich durch keine Zeitung müsse verunruhigen lassen. -	309.
XIX.	Der Idioten- und Philosophen-Stand.	311.
XX.	Daß man von allen äussern Dingen Nuzen schöpfen könne. -	312.
XXI.	Wider diejenigen, die leichterdings als Lehrer der Philosophie auftreten.	316.
XXII.	Von dem Cynismus, oder von dem Cynischen Leben. -	321.
XXIII.	An diejenigen, die nur zum eiteln Gepränge Vorlesungen und Disputationen halten. - -	342.
XXIV.	Daß man keine Dinge, die nicht in unsrer Gewalt stehen, solle zu Herzen nehmen. - -	351.
XXV.	An diejenigen, welche von ihrem Endzwek abgehen. - -	374.
XXVI.	An diejenigen, welche die Armuth fürchten. - -	376.

Viertes Buch.

Rede:		Blatt:
I.	Von der Freyheit. -	385.
II.	Von der Gefälligkeit. -	421.
III.	Von dem vernünftigen Tausche.	423.
IV.	An diejenigen, die ihr Leben nur in Ruhe und Stille zubringen wollen.	426.

Innhalt.

Rede: Blatt:

V. Wider die Zänkischen und Grimmigen. 437.
VI. An diejenigen, denen es wehe thut, daß man sie für mitleidwürdig hält. 444.
VII. Von der Furchtlosigkeit. - 453.
VIII. An diejenigen, die allzubegierig sind, den Philosophen-Habit zu tragen. 462.
IX. An einen, der in Schamlosigkeit verfallen war. - - 471.
X. Was man verachten, und woran uns etwas gelegen seyn solle. - 474.
XI. Von der Reinlichkeit. - 481.
XII. Von der Achtsamkeit auf sich selbst. 488.
X. An diejenigen, die ihre Geheimnisse leicht ausschwazen. - 492.

Epictets Handbuch

besteht in 52. Abschnitten. - Blatt: 497.

Stüke von Epictets Schriften,

aus dem Stobäus, Antonius und Maximus. - - Blatt: 534.

Auf dieses folgen etliche Sprüche,

von denen es nicht so gar gewiß ist, daß sie alle von Epictet seyen. - 567.

* * *

* * *

Wer frey darf denken, denket wol.

† †

Die Seele macht ihr Glük; ihr sind die äussern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wolgesezt Gemüth kann Galle süsse machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut.

v. Haller.

* * *

Arrian an L. Gellius.

Ich habe Epictets Reden nicht aufgesezt, wie sich etwas von dieser Art aufsetzen liesse. Sie sind auch nicht von mir publicirt worden, so wenig, als ich Verfasser derselben bin. Ich habe mich nur bemühet, was ich aus Epictets Munde gehört habe, so viel immer möglich, in seinen eigenen Worten niederzuschreiben, damit ich für mich selbst einige Denkmale seines Geistes und seiner Freyheit im Reden aufbehalten mögte. Es herrschet demnach, wie hierinn billig, diejenige Art zu reden, die gebräuchlich ist, wenn man sich von ungefähr mit jemand in eine Unterredung einläßt; und gar nicht diejenige, deren man sich befleißt, wenn man für künftige Leser schreibt. Dem ungeachtet sind nun einmal diese Reden, ich weiß nicht, wie es zugegangen, ohne mein Wissen und Willen in viele Hände gekommen. Will mich jemand für einen schlechten Scribent halten, so mache ich mir nicht viel daraus, und

noch weniger macht sich Epictet daraus, wenn man ihn für einen schlechten Redner halten wollte. Denn er hat sich bekannter maßen bey seinen Reden keinen andern Endzwek vorgesezt, als die Gemüther seiner Zuhörer auf die grössesten Güter zu lenken. Wofern diese Reden dieselbe Wirkung noch izo thun, so haben sie meines Erachtens schon dasjenige, was philosophische Reden haben müssen. Fehlt es aber hieran, so kann ich doch die Leser versichern, daß Epictet bey mündlichem Vortrage allemal unfehlbar solche Gesinnungen und Entschliessungen bey seinen Zuhörern erwekt hat, die er erweken wollte. Wenn izt seine Reden vor sich selbst diese Wirkung nicht mehr thun, so liegt die Schuld vielleicht an mir: Vielleicht aber ist es auch nicht anders möglich. Lebe wol!

Epictets

Epictets Reden.

Erstes Buch.

Erste Rede.

Was in unsrer Macht, und was nicht in unsrer Macht stehe.

Unter den andern Künsten werdet ihr keine finden, die im Stande wäre sich selbst zu prüfen, ihren Werth oder Unwerth, ihren Gebrauch oder Misbrauch zu beurtheilen. Die Schreibkunst, wie weit kann sie sich selbst untersuchen? So weit, daß sie entscheiden kann, was richtig oder unrichtig geschrieben ist. Die Singkunst? Daß sie entscheiden kann, ob man wol oder falsch singe. Untersucht hiermit eine von diesen sich selbst? Keineswegs, sondern wenn etwas an einen Freund

zu schreiben ist, wird die Schreibkunst sagen, was an ihn zu schreiben wäre. Ob man aber an den Freund schreiben oder nicht schreiben solle, das wird sie dir nicht sagen. So verhält sich auch die Music in Ansehung der Gesänge. Ob man izt singen und die Cithar schlagen soll, wird sie dir nicht sagen. Welche Kunst wird denn dieses sagen? Diejenige, welche im Stande ist, sich selbst und alles andere zu untersuchen. Welches ist dieselbe? Die Logik. Diese ist die einzige, die sich selbst betrachtet, was sie sey, wie viel sie vermöge: Die ihren eigenen Werth zu schäzen weiß, und alle andern Vermögen und Künste prüft. Denn wer sagt uns, daß das Gold schön ist? Es selbst sagt es nicht. Es kann nicht reden. Unstreitig sagt uns das die Kunst des rechten Gebrauchs der Vorstellungen. Wer beurtheilt die Music, die Grammatic, die andern Künste? Wer bestimmt ihren Gebrauch? Wer sezt denselben Ziel, Maaß und Schranken? Niemand anders, als die Vernunftskunst.

Die Götter haben hiemit, wie es ihrer würdig war, die vortreflichste und herrlichste Sache, den rechten Gebrauch der Vorstellung, in unsere Macht; die andern Sachen hingegen, nicht in unsere Macht gegeben. Vielleicht nur darum, weil es ihnen an dem Willen gefehlt hat. Mir deucht, sie hätten auch die andern Sachen in unsere Macht gegeben, wenn sie gekonnt hätten. Allein das war ihnen schlechterdings unmöglich. Denn, da wir auf der Erde leben und mit einem solchen Leib verbunden sind, und in solcher Gesellschaft

stehen,

stehen, so war es ja unmöglich, daß wir von äussern Dingen nie verhindert würden.

Aber was sagt Jeus: „Wäre es möglich „gewesen, Epictet, so hätte ich gemachet, daß dein „Leib und deine Habe frey und unverhindert wären. Allein du must es wol bemerken. Diese „Dinge sind nicht dein, sie gehören nicht zu dir, „sie sind nur schön gemengter Thon. Da ich aus „diesen keine freyen Wesen machen konnte, habe „ich dir ein Theilchen von meinem Wesen mitgetheilt; nemlich, dieses Vermögen der Bestrebung, „etwas zu thun oder zu lassen, das Vermögen „der Begierde und des Abscheus; kurz, das Vermögen von Vorstellungen Gebrauch zu machen. „Wenn du dieses cultivierst, und dein ganzes Gut „und Gebiet darinn setzest, so wirst du nie Gewalt leiden, nie verhindert seyn, nie klagen, „nie seufzen, niemandem schmeicheln. Wie? „Deucht dir denn das ein geringes zu seyn? Ich „dächte, nein! So laß dich also hieran begnügen, und danke den Göttern.„

Da wir hiemit nur Eins cultivieren und nur einer einzigen Sache obliegen könnten, will man dagegen lieber sich mit vielen Dingen bemühen, und sich an eine Menge Sachen anbinden, an den Leib, an Mittel, an Brüder, an Freunde, an Kinder, an Bediente. Wenn wir uns an so viele Sachen binden, so müssen sie uns wol zu einer Last werden, die uns zu Boden zieht. Daher kömmts, daß, wenn uns etwa die Witterung verhindert, unter Segel zu gehen, wir Gramvoll dasitzen, und

alle Augenblike ans Fenster gehen, zu schauen, was für Wind am Himmel sey. „ Noch immer Nord! „ Ey, der leidige Nord! Wenn will es doch auch „ einmal Süd werden?„ So bald es ihm gefällt, guter Freund! Oder so bald es dem Aeolus gefällt. Denn Gott hat nicht dir, sondern dem Aeolus die Verwaltung der Winde aufgetragen. „ Was sollen wir denn thun? „ Machen, daß dasjenige, was wir in unsrer Gewalt haben im besten Zustande sey, und andere Sachen so brauchen, wie es ihre Natur gestattet. Wie gestattet es denn ihre Natur? Wie es Gott will. „ Daß „ denn ich allein izt durch das Beil sterben muß!„ Was? Wolltest du denn, daß allen die Köpfe abgeschlagen würden, damit nur du des Trostes nicht mangelst, in Gesellschaft zu sterben? Willst du deinen Hals nicht auf die Weise, wie Lateran that, als ihn Nero zum Beil verurtheilt hatte, hinstreken? Er hielt seinen Naken her, und als er von dem ersten Streiche, der zu schwach gewesen, ein wenig zurükgebebet hatte, hielt er den Naken im Augenblike wieder her. Kurz vorher war Epaphrodit, Nerons Freygelassener, zu ihm kommen, und wollte ihn über die Zusammenschwörung ausfragen. Er gab ihm zum Bescheide: „ Wenn ich „ etwas sagen wollte, so würde ich es deinem „ Herrn selbst sagen. „

Womit müssen wir hiermit in dergleichen Umständen gefaßt seyn? Nur damit: Was ist mein, und was ist nicht mein? Was steht in meiner Macht, und was steht nicht in meiner Macht? Ich muß sterben. Muß ich aber auch darüber

seufzen

seufzen und jammern? Ich muß in Fesseln liegen: Muß ich aber auch deßwegen Thränen vergiessen? Ich bin des Landes verwiesen: Was verwehrt mir, lachend und frölich und guter Dinge fortzuwandern? „ Sage deine Geheimnissen aus. „ Nein, denn das steht in meiner Gewalt. „ So laß ich dich ins Gefängnis steken. „ Was sagst du, Mensch? Mich? Mein Bein kannst du in den Stok legen, aber meinen Willen kann Zeus selbst nicht überwinden. „ Ich lasse dich enthaupten. „ Habe ich jemal gesagt, daß mein Kopf allein dem Beil unverlezlich wäre? Dergleichen sollten die Schüler der Philosophie studieren, dergleichen täglich schreiben, in dergleichen Grundsätzen sich üben.

Thraseas sagte oft: Ich will lieber heute hingerichtet, als morgen des Landes verwiesen werden. Aber was sagte ihm Rufus hierüber? Wenn du dieses, als das schwerere vorzieheſt, so ist ja deine Wahl närrisch. Zieheſt du es aber, als das leichtere vor, so sage mir, wer hat dir die Wahl gegeben? Willst du denn niemals nicht lernen, mit dem, so dir beschehret ist, immer zufrieden zu seyn?

Was sagte Agrippinus in einem ähnlichen Falle? „ Ich will mir selbst keine Hinternissen in den Weg legen. „ Man kam ihm zusagen: Der Senat sizt deinetwegen zu Gerichte. „ Glük zu! versezte er, aber wir haben izt eben fünf Uhr; „ (um diese Zeit hatte er im Brauch, Leibesübungen zu machen, und denn in ein kaltes Bad zu gehen)

„ laßt uns gehen und unsere Uebungen machen.„ Als er sie gemachet hatte, kam einer und sagte: Höre, du bist verurtheilt. — Des Landes verwiesen oder zu sterben? fragte er. — Des Landes verwiesen. — Und meine Mittel? — Sie sind dir nicht confisciert. — „ Nun wir gehen also und speisen in Aricia zu Mittag. „

Das heißt studiert haben, was man studieren soll; Begierde und Abscheu in solche Verfassung gesezt haben, daß sie unverhinterlich und gegen widrige Zufälle verwahrt seyen. Ich muß sterben; wenn es izt seyn muß, so sterbe ich izt. Soll es aber noch Aufschub haben, so speise ich izt zu Mittag, weil es izt eben Mittagessenszeit ist, und will denn nach Tische sterben. — Wie? — So wie es einem geziemet sich aufzuführen, wenn er fremdes oder geliehenes zurükgiebt.

Zwote Rede.

Wie man in allen Fällen den Character (eines Weisen) behaupten könne.

Dem vernünftigen Geschöpfe ist nichts unerträglich, als was unvernünftig ist. Was nur vernunftmäßig ist, ist ihm erträglich. Streiche sind nicht an und vor sich selbst unerträglich. — Wie ist das zu verstehen? Siehe nur, wie sich die Spartaner geisseln, nachdem sie gelernt haben, daß

daß dieses aus einem zureichenden Grunde geschehen könne. Selbst die Erhängung ist nicht unerträglich. Denn so bald einer glaubt, daß er es aus einem zureichenden Grunde thun möge, geht er und erhängt sich. Man gebe nur Achtung, und man wird finden, daß dem Menschen überhaupt nichts Plage machet, als was unvernünftig ist; und hingegen nichts so starken Reiz für ihn hat, als das Vernunftmäßige.

Es kommen aber nicht allen Menschen die gleichen Sachen vernünftig oder unvernünftig vor, so wie auch dem einen dies, dem andern etwas anders, gut oder böse, nüzlich oder unnüze, vorkömmt. Das ist eben die Haupturſache, warum wir Unterricht vonnöthen haben, damit wir nemlich den allgemeinen Begriff des Vernünftigen und Unvernünftigen auf besondere Fälle der Natur gemäß anwenden lernen. Wir nehmen aber zum Merkmale des Vernünftigen und Unvernünftigen nicht bloß den Werth der äusserlichen Dinge, sondern auch den Werth der Sache in Beziehung auf eines jeden besondern Character. Es mag einen Sclaven vernünftig dünken, seinem Herrn den Pißtopf zu halten, wenn er nur darauf siehet, daß er Schläge kriegt und nichts zu essen bekömmt, wo er sich dieses Dienstes weigert; daß ihm hergegen kein Leid wiederfährt, wenn er den Pißtopf hält. Einem andern hingegen wäre es unerträglich, nicht nur jemandem den Pißtopf zu halten, sondern eben so sehr sich denselben von jemand halten zu lassen. Wenn mich nun ein Sclave fragen würde: Soll ich mich brauchen lassen oder nicht, den Pißtopf zu halten?

So gäbe ich ihm zur Antwort: Es ist eine Sache von grösserm Werth, daß man zu essen bekomme, als daß man nichts bekomme: Es ist eine Sache von grösserm Unwerth, abgepeitschet zu werden, als nicht abgepeitscht zu werden. Wenn du also nur das zur Maßregel nimmst und nur hiernach bestimmen willst, was du thun oder nicht thun sollest, so geh immer und halt den Pißtopf. Wenn ich von mir reden soll, so sage ich: Mir stühnde das nicht an. Ob es dir anstehe, das must du, nicht ich, in Betrachtung nehmen: Denn du weist am besten selbst, in was Werth du dich hältst, und wie theuer du dir feil bist. Die Menschen sind sich selbst in gar ungleichem Preise feil.

Als sich Florus besann, ob er sich zu Nerons Schauspielen bequemen sollte, so daß er selbst eine Rolle zu spielen übernähme, sagte ihm Agrippinus: Bequeme dich. Und da er diesen fragte: Warum bequemest denn du dich nicht dazu? Gab er ihm zur Antwort: Weil ich mich nicht einmal darüber berathschlage. Denn wer sich einmal so weit erniedrigt, sich über dergleichen Sachen zu besinnen, und den Werth äusserlicher Dinge in Anschlag nihmt; der ist nicht mehr weit davon entfernt, seines Characters zu vergessen. Denn was frägst du mich, ob man Tod oder Leben vorziehen solle? Ich sage dir: Leben. Ob man Schmerz oder Wollust erwählen solle? Ich sage dir: Wollust. -- Aber es wird mich wirklich den Hals kosten, wenn ich mich äussere, eine Rolle in des Caesars Schauspiele zu übernehmen. Nun so geh denn, und überreiche eine Rolle: Ich für mein Theil

nehme

nehme keine. -- Warum? Weil du dich nur für einen gemeinen Faden am Kleide achtest. Wie? Mußtest du denn nur dahin trachten, daß du auch seyest wie andere Leute, so wie der Wollenfaden nicht besser als die andern Wollenfaden am Kleide seyn will? Ich hingegen will Purpurfaden seyn, jenes wenige und glanzende, welches dem ganzen Kleide Zierde und Ansehen giebt. Warum sagest du mir denn: Sey auch wie viele andere? Denn würde ich ja kein Purpurfaden mehr seyn.

Dieses waren auch des Priscus Helvidius Einsichten, und er war solchen Einsichten treu. Denn als ihm Vespasian entbieten ließ, er sollte nicht in den Rath kommen, gab er zur Antwort: Es steht in deiner Macht, mir die Rathsherrnstelle zu nehmen. So lange du mir sie nicht förmlich nihmst, muß ich in den Rath gehen. Nun du magst wol in den Rath gehen, sagte der Kayser; aber du sollst den Mund nicht aufthun. -- Frage mich nicht um meine Meynung, so will ich schweigen. -- Ich muß dich aber um deine Meynung fragen. -- So muß ich auch reden, was mich recht dünkt. -- Redest du, so laß ich dich hinrichten. -- Wenn habe ich je gesagt, daß ich unsterblich sey? Du magst thun, was in deiner Macht steht, und ich will thun, was in der meinigen steht. Es steht in deiner Macht, hinrichten zu lassen, und in der meinigen steht, unerschroken zu sterben. In deiner Macht steht, des Landes zu verweisen; in der meinigen gleichgültig meines Weges zu gehen. -- Was hat aber Priscus damit für Nutzen geschaffet? Er war doch allein. -- Was schafft der Purpurfaden

dem

dem Kleide für Nutzen? Seinen innerlichen Werth hat er behauptet, wie der Purpur; und andern ist er ein schönes Muster gewesen. Ein andrer, dem der Kaiser auf diese Weise das Rathhaus verbotten hätte, würde gesagt haben: Ich danke dir, daß du mir noch so verschonest. Einem solchen hätte er das Rathhaus nicht verbotten: Er hätte wol gewußt, daß ein solcher so stumm, als eine Säule seyn würde; oder wenn er ja den Mund aufthäte, nichts anders reden würde, als was der Kaiser gern hört, ja daß er mit allem Fleiß dergleichen Zeug die Menge zusammenraffen würde.

Auf gleiche Weise verhielt sich ein gewisser Kämpfer, der entweder das Leben mußte einbüssen oder sein männliches Glied wegschneiden lassen. Sein Bruder kam zu ihm (der war ein Philosoph) und sagte: Nun Bruder, was Raths? Ich liesse das Glied abnehmen, so könnte ich den Kampfplatz wieder besuchen. Er schlug es aus, und faßte den Entschluß den Tod zu erwarten. Als ihn einer fragte, ob er sich als einen Philosoph oder als einen Kämpfer zeigen wollte, antwortete er: Als einen Mann. Ich habe meine Stärke in olympischen Kämpfen bewähret und bin dort als ein Mann ausgerufen worden: An einem solchen Orte habe ich mich bekannt gemachet, und mein Oel nicht bey Baton verschmieret. -- Ein andrer hingegen hätte sich gar den Kopf lassen abhauen, wenn er nur ohne Kopf hätte leben können. So behauptet man seinen Character; mit solchem festen Entschlusse halten Leute darüber, die sich gewöhnt haben, in ihren Berathschlagungen das einzig gelten zu lassen, was ihr Character erfodert.

Nun

Nun denn, Epictet, laß dich rasieren. -- Wenn ich ein Philosoph bin, so lasse ich mich nicht rasieren. -- So lasse ich dir den Kopf abhauen. -- Wenn dir das ein Vortheil ist, so laß ihn abhauen.

Es fragte einer: Woran soll man es merken, was eines jeden besonderer Character erfodere? Epictet antwortete: Woran merkt der Stier vor sich selbst seine Stärke, wenn ein Löwe daherkömmt? Warum stellt er sich für die ganze Heerde zur Gegenwehre? Sieht man nicht hieraus, daß, wo nur Fähigkeiten und Kräfte vorhanden sind, das Bewußtseyn derselben nicht ausbleiben kann. Wenn also auch einer von uns solche Fähigkeiten und Kräfte besizt, werden sie ihm nicht verborgen bleiben. Allein ein Stier wird nicht auf einmal ein Stier, und so wird man auch nicht auf einmal ein dapfrer Mann. Man muß sich in Wind und Wetter gewöhnen, man muß sich Stärke erwerben, man muß sich nicht blindlings und übereilt an Sachen wagen, denen man nicht gewachsen ist.

Besinne dich nur, wie theuer dir dein Wille sey. Wenigstens, Mensch, laß dir denselben nicht wolfeil seyn. Grosse und ausnehmende Thaten kommen vielleicht andern, einem Socrates und dergleichen Männern zu. -- Warum werden wir aber nicht alle, oder doch auch viele von uns so grosse Männer, wie diese; da wir doch von gleicher Natur mit ihnen sind? -- Werden denn auch alle Pferde grosse Läufer? Und alle Hunde gute Jagdhunde? Gesezt, ich sey kein Genie, soll ich um

deßwil-

deßwillen allen Fleiß aufgeben? Das sey ferne. Epictet ist nicht grösser, als Socrates. O! ich bin zufrieden, wenn ich nur nicht kleiner bin. Ich werde auch nie kein Milon werden, aber darum unterlasse ich nicht, meine Leibeskräfte zu cultivieren. Ich werde kein Crösus werden; aber darum setze ich nicht allen Fleiß, etwas zu erwerben, hintan. Man giebt überhaupt in keiner Sache darum allen Fleiß auf, weil man sich keine Hofnung machen darf, es darinn auf das höchste zu bringen.

Dritte Rede.

Was man für Folgen daraus herleiten könne, daß Gott der Vater der Menschen ist.

Wir stammen alle ursprünglich von Gott ab, und Gott ist der Vater so wol der Menschen als der Götter. Wer sich diesen Grundsaz rechtschaffen einprägt, wird meines Erachtens nicht unedel noch niederträchtig von sich selbst denken. Wenn dich der Kayser an Sohnes statt annähme, du würdest unerträglich stolz darauf werden. Sollte es denn dein Gemüth nicht erhöhen, wenn du vernimmst, daß du ein Sohn Jovis bist? Allein man macht wenig Betrachtung darüber, sondern da wir von zusammengesezter Natur sind, und theils aus einem Leibe, den wir mit den Thieren, theils

aus

aus Vernunft und Willen bestehen, die wir mit den Göttern gemein haben, so neigen sich viele auf die Seite dieser armseligen sterblichen, wenige hingegen auf die Seite jener göttlichen und glükseligen Verwandschaft hin. Da es nun anders nicht seyn kann, als daß man mit jeder Sache dem Begriffe gemäß umgehe, den man sich davon gemachet hat, so werden die wenigen, welche sich zur Treue, zur Ehre, zum sichern Gebrauche der Vorstellung geboren zu seyn glauben, weder niederträchtig noch unedel von sich selbst denken: Bey dem grössern Haufen aber muß sich wol das Gegentheil finden. Denn was bin ich doch, sagt man? — Ein armer elender Mensch! schwaches hinfälliges Fleisch! — Das ist wahr; aber du hast auch etwas besseres, als dieses arme Fleisch. Warum setzest du denn jenes edlere hintan, und heftest dich an dieses fest? Wenn wir uns auf die Seite der sterblichen Verwandschaft neigen, werden wir Wölfen gleich, falsch, hinterlistig und auf Schaden erpicht; oder Löwen gleich, rohe, wild und grimmig; die meisten aber werden Füchse oder andere Mißgeburten. Denn was ist ein Verleumder und ein Schalk anders, als ein Fuchs, oder noch ein häßlicheres und niederträchtigeres Thier? So sehet also zu und hütet euch, daß ihr in keine solche Misgeburten ausartet.

Vierte Rede.

Von dem Zunehmen.

Man lernet bey den Philosophen, daß die Begierde nur Güter, der Abscheu hingegen nur Uebel zum Gegenstand haben müsse. Man lernt bey ihnen, daß der Mensch nicht anders zu erwünschtem Fortgang seiner Sachen, und zu ungestörter Gemüthsruhe gelange, als wenn ihn sein Begehren niemals taüschen, und ihm nie wiederfahren kann, was er verabscheut. Wenn nun einer bey dieser Lehre zunimmt, so zeigt es sich darinn, daß er sich izt für eine lange Zeit gar keine Begierde mehr erlaubt, und nur gegen solche Dinge Abscheu faßt, die von seinem Willen abhangen. Denn er weiß wol, daß, wenn er gegen Dinge, die nicht von seinem Willen abhangen, wollte Abscheu haben, ihm leicht etwas verabscheutes begegnen könnte, und er alsdenn unglüklich seyn würde. Wenn uns nun die Tugend Glükseligkeit, erwünschten Fortgang unsrer Sachen, ungestörte Gemüthsruhe verspricht, so ist ein jeder Schritt in der Tugend zugleich auch ein Schritt in der Glükseligkeit. Denn das Zunehmen ist ja überhaupt nichts anders, als eine Herannäherung zu derjenigen Vollkommenheit, wornach man strebt.

Wenn wir aber gestehen müssen, daß die Tugend eine so vortrefliche Sache ist; warum bestreben wir uns denn vielmehr, und dünken uns

groß

groß mit dem Zunehmen in allen andern Dingen? Was ist die Wirkung der Tugend? Ohne Zweifel diese, daß uns alles glüklich von statten geht. Von wem kann man denn mit Grund sagen, daß er glüklich zunehme? Vielleicht von einem, der in des Chrysipps Schriften allbereit weit fortgerükt und wol bewandert ist. Sollte dieß nicht Tugend seyn, den Chrysipp wol gelesen haben? Wenn das Tugend ist, so müssen wir freylich auch sagen, das Zunehmen sey nichts anders, als viele Bücher von Chrysipp gelesen haben. Allein so widersprechen wir uns selbst. Denn so wäre es etwas anders, was wir durch die Tugend, und wieder etwas anders, was wir durch das Zunehmen oder die Herannäherung erhalten. Man sagt: der ist im Stand ohne fremde Hülfe den Chrysipp zu lesen, und ihr gratulieret ihm zu seinen schönen Progressen. Was sind denn seine Progressen? Willst du seiner spotten? Willst du ihm in der Erkenntniß seiner Mängel verhinderlich seyn? Zeig ihm lieber, was der Tugend Wirkung sey, damit er zugleich merke, worinn er sein Zunehmen suchen soll. Darinn suche es, du armer Tropf, woraus du dein Hauptwerk machen sollst. Was soll dann dein Hauptwerk seyn? Deine Begierde, deinen Abscheu, so zu regieren, daß dir nie fehlschlagen könne, was du begehrest; und daß dir nie begegnen könne, was du verabscheuest: Deine Triebe, daß sie ihre Bestimmungen nie verfehlen: Deinen Beyfall oder desselben Zurükhaltung, daß du vor Irrtum gesichert seyest. Das sind die ersten, die vornehmsten und nothwendigsten Capitel der Philosophie. Wenn du aber immer noch mit Zittern und Weh-

klagen den widrigen Zufällen zu entgehen dir vornimmst: Worinn soll denn dein Zunehmen bestehen?

Zeige mir also darinn dein Zunehmen. Wie wenn ich zu einem Kämpfer sagte: Zeige mir die Stärke deiner Schultern, und er mir antwortete: Da schau meine Maschinen. -- Was gehen mich die Maschinen an? Ich möchte sehen, was für Stärke du dir vermittelst dieser Maschinen erworben hast. Nimm das Buch von den Trieben zur Hand, und versuche, mit was Fleiß ich solches durchlesen habe. -- Sclave! darnach frage ich nicht, sondern wie du deine Triebe, deine Begierde, deinen Abscheu regierest; wornach du deinen Beyfall, deine Entschliessungen, deine Anstalten einzurichten pflegest; ob du hierinn der Natur gemäß oder nicht gemäß verfahrest. Verfahrst du hierinn der Natur gemäß, so laß mich Proben dessen sehen. Denn will ich sagen, du nehmest zu. Verfahrest du aber darinn nicht nach der Natur, so gehe und erkläre nicht nur Bücher, sondern schreibe so gar selbst Bücher. Was hilft es dir? Weist du nicht, daß das ganze Buch fünf Denarien kostet? Bildet sich denn der Ausleger desselben ein, er sey mehr, als fünf Denarien werth? Lasset doch die Gedanken fahren, daß ihr in einer Sache zunehmen könnet, wenn ihr aus einer ganz andern Sache euer Hauptwerk machet.

Wer nihmt hiemit zu? Derjenige nihmt zu, der die äussern Dinge gänzlich fahren läßt, und sich ein ganzes Geschäft daraus macht, seinen Willen so

zu

zu cultivieren und vollkommen zu machen, daß er mit der Natur völlig übereinstimme, erhaben, frey, unverhinterlich, unbezwinglich, treu und bescheiden sey. Derjenige nihmt zu, welcher gelernt hat, daß ein Mensch, der Sachen gelüstet oder fürchtet, die ausser seiner Gewalt sind, weder treu noch frey seyn kann, sondern nothwendig oft fallen, und durch den Unbestand jener Dinge herumgetrieben werden muß; daß ein solcher nothwendig denen unterwürfig seyn muß, die es in ihrer Macht haben, ihm jene Dinge zu verschaffen oder zu verwehren. Derjenige nihmt zu, welcher diese Regeln schon am frühen Morgen, so bald er aufsteht, vor Augen hat, und sie den ganzen Tag über behält; der im Bade, der zu Tische den treuen, den ehrliebenden Mann zeigt; der in allen Umständen den Stof findet, sein Hauptwerk zu treiben, so wie ein Läufer immer läufermäßig, ein Sänger immer sängermäßig handelt. Ein solcher, sage ich, nihmt wahrhaftig zu, ein solcher ist nicht vergebens in die Fremde gereiset. Ist es hingegen bey einem nur darauf abgesehen, daß er in Büchern bewandert sey; bearbeitet sich einer nur darauf, ist er nur zu dem Ende in der Fremde, so sage ich ihm: Reise doch so gleich wieder nach Hause, und setze die Geschäfte, die es dort giebt, nicht hintan. Denn der Endzwek deiner Reise sollte nichts anders seyn, als daß du darauf studierest, wie du dein Leben von Klage und Jammergeschrey, von Wehe mir! und, daß GOtt erbarme! von gehinterten und zernichteten Absichten befreyen mögest; daß du lernest, was Tod, was Verbannung, was Kerker, was Gift sey; daß du im

Gefängnis sagen könnest: „ Wenn es so der Göt„ ter Wille ist, lieber Crito, so geschehe es! „ Daß man nicht von dir höre: „ Ich unglükse„ liger Greis! habe ich darum müssen grau wer„ den, damit ich ein solches Schikfal erlebe! „ Wer sagte so? Meinet ihr, ich werde euch einen gemeinen Mann von niedrigem Stande nennen? Sagte es nicht Priamus? Sagte es nicht Oedipus? und wie viele Könige mehr führen solche Sprache! Denn was sind die Tragödien anders, als versificierte Paßionen solcher Leute, die sich aus den äussern Dingen weiß nicht was machen. Wenn aber auch die Lehre ein Irrtum wäre, daß die äussern Dinge, die nicht schlechterdings auf unserm Willen beruhen, uns nichts angehen, so liesse ich mir einen so erwünschten Irrtum nicht ausnehmen, dem ich es zu danken habe, daß ich ein glükliches und ruhiges Leben führen kann. Was ihr für euch wünschenswerth achtet, da möget ihr zusehen.

Was leistet euch denn Chrysippus für Dienste? Er stellt dich in Stand einzusehen, daß die Lehren nicht falsch seyen, durch welche er uns zu einem glükseligen Leben und zur Ruhe des Gemüths anleitet. Nimm meine Bücher, dörfte er sagen, so wirst du einsehen, wie wahr, wie übereinstimmend mit der Natur die Lehren seyen, die mein Gemüth vor dem Sturm der Paßionen sicher stellen. Welche Glükseligkeit! Welcher Wolthäter, der uns solchen Weg zeigt! Wie? Einem Triptolem haben alle Völker der Erde Tempel und Altäre gebauet, weil er uns mildere Nahrungsmittel verschaffet hat?

Dem-

Demjenigen hingegen, der die Wahrheit erfunden, der die Wahrheit ins Licht gesetzet und der Welt bekannt gemachet hat; die Wahrheit, die nicht bloß die Erhaltung des Lebens, sondern die Glükseligkeit befödert. — Welcher von uns hat diesem grossen Mann einen Altar, einen Tempel gebauet, oder eine Ehrensäule geweihet, oder Gott für ihn gedanket? Wir schlachten den Göttern Opfer dafür, daß sie uns den Weinstok und das Getreide gegeben haben; und sie sollten dafür keinen Dank von uns empfangen, daß sie eine solche Frucht in dem menschlichen Geist hervorgebracht haben, wodurch sie uns die Wahrheit, die zur Glükseligkeit führt, zeigen wollten?

Fünfte Rede.

Wider die Academiker.

Es hält sehr schwer, einen Schluß auszufinden, wodurch man denjenigen, der die klärsten Wahrheiten bestreitet, auf bessere Gedanken bringen könnte. Man muß aber dieses weder der Stärke eines solchen, noch einer Schwäche dessen, der ihn belehren wollte, zuschreiben: Sondern wenn ein Mensch, ob er gleich in die Enge getrieben worden, dennoch sein Herz verhärtet wie ein Stein, so werden keine Vernunftschlüsse mehr einigen Eingang bey ihm finden.

Es giebt zwo Gattungen der Verstokung: Die eine ist eine Verstokung des Verstandes, die an-

dere der Schame, da sich einer so hartnäkig widersezt, daß er den offenbarsten Dingen seinen Beyfall weigert, und hergegen sich nichts daraus machet, auf einem offenbaren Widerspruch hartnäkig zu bestehen. Vor der Lähmung eines Gliedes fürchtet sich jedermann, und man wird keine Mittel versäumen, sich vor solcher zu verwahren. Wenn hingegen die Seele erlahmet, so macht man sich nichts daraus. Freylich, wenn es um die Seele eines Menschen so stehet, daß er gar nichts begreifen noch verstehen kann, denn findt man doch endlich, daß das ein übler Zustand sey: Wenn hingegen das Gefühl von Furcht und Scham bey einem Menschen so viel als erstorben ist, darf man dieses noch keine Stärke des Geistes nennen.

Glaubest du, daß du wachest? Nein, sagt der Academiker, denn ich wache auch nicht, wenn es mir im Traume so vorkömmt, als ob ich wachte. Die Vorstellung, die ich izt habe, und die ich denn habe, als wachete ich, sind gleich unzuverläßig. -- Mit einem solchen mag ich nicht weiter disputieren. Oder welche Glut, welches Eisen sollte wol hinreichend seyn, ihn fühlen zu machen, daß bey ihm alle Empfindlichkeit gänzlich erstorben sey. Wenn er es gleich wirklich fühlte, so würde er es dennoch verhehlen. Ein solcher ist noch schlimmer dran, als ein wirklich todter: Der Todte ist ausser Stand den Widerspruch einzusehen: Dieser hingegen, ob er gleich das widersprechende wol einsieht, ist in einem schlimmen Zustande. Er bleibt dennoch starr und unbeweglich, und giebt nichts darab: Darum ist sein Zustand noch weit

schlim-

schlimmer; er ist an Scham und Ehre verschnitten: An der Vernunft ist er zwar nicht verschnitten, aber doch ist sie bey ihm wie in eine Fäulnis gerathen. Sollte ich das Stärke des Geistes nennen? Das sey ferne. Oder man wollte die Schamlosigkeit der Weichlinge, die sich nicht scheuen, vor den Augen der Welt zu thun und zu reden, was ihnen gelüstet, auch mit dem Titel der Stärke des Geistes beehren.

Sechste Rede.

Von der Vorsehung.

Wir finden ohne Mühe an jedem Ding auf der Welt Stof zum Lobe der Vorsehung, wenn es uns nur an zwey Stüken nicht mangelt; einerseits an Vermögen zu betrachten was einem jeden zu Theil worden, anderseits an Dankbarkeit. Fehlte es uns hieran, so würden wir entweder die Nutzbarkeit der Dinge, die uns zu Theil worden sind, nicht einsehen, oder wir würden nicht den geringsten Dank dafür haben. Wenn GOtt Farben gemachet hätte, aber kein Vermögen, sie zu schauen, was hätte es uns genuzet? Nichts. Wenn er uns zwar ein Sehens-Vermögen gegeben, aber die Dinge ausser uns nicht so gemachet hätte, daß sie in unserm Gesichtskreise vor uns lägen, was hätten wir auch denn davon? Nichts. Und wie? wenn er auch diese beyden Sachen so gemachet, aber kein Licht erschaffen hätte? Auch denn hätten wir keinen Nutzen davon. Wer hat hiemit dieß für jenes, und jenes für dieses eingerichtet? Wer hat

den Degen zu der Scheide und die Scheide zu dem Degen eingerichtet? Hat es niemand gethan? Die Einrichtung an einer jeden vollendeten Sache ist doch das, weßwegen man zu sagen pflegt, die Sache sey ganz gewiß das Werk eines Künstlers und nicht etwa eines blinden Zufalls. Beweisen also solche Sachen das Daseyn eines Meisters; hingegen sollte die weise Zusammenordnung der sichtbaren Dinge, der Augen und des Lichts, die sollte nicht ebendasselbe beweisen? Der Mann und das Weib, und ihr beydseitiger Trieb sich zu gatten, und ihr Vermögen, die Theile, die dazu eingerichtet sind, zu gebrauchen, sollen auch die keine Beweise von einem Werkmeister seyn? Ich dächte, das wären schon Beweise genug. Aber izt noch gar diese Einrichtung des Geistes, kraft deren wir nicht nur überhaupt von allen sinnlichen Gegenständen Abdrüke empfangen, sondern auch etwas von denselben herausnehmen, etwas von denselben absondern oder zu denselben hinzusetzen, und dadurch solche oder solche Sätze herausbringen, ja noch mehr von diesen Sätzen auf andere die einigen Zusammenhang mit ihnen haben, fortschreiten! -- Sollten wol auch diese Sachen nicht stark genug seyn, jene Leute zu bewegen, und zu machen, daß sie sich schämten, den Werkmeister zu leügnen? Oder erklären sie uns, woher diese Dinge in ihrer Ordnung und Verbindung entstanden? Oder wie ist es möglich, daß so wunderbare und kunstreiche Dinge von ungefähr oder von sich selbst entstehen? Vielleicht aber finden sich dergleichen wunderbare Dinge nur in und bey uns? Freylich viele nur an uns, nemlich alles dasjenige, was vernünftige

Ge-

Geschöpfe vorzüglich vonnöthen haben. Du wirst aber auch vieles finden, das wir mit den Unvernünftigen gemein haben. Sollten denn diese auch verstehen, wie und woher die Dinge entstehen? Im geringsten nicht: Denn ein anders ist der Verstand, ein anders der wirkliche Genuß der Dinge. Nach dem göttlichen Entwurfe dienen die sinnlichen Vorstellungen den Thieren allein, um sie zum Genuß der Dinge zu führen; uns aber sollen sie eine vernünftige Einsicht in die wahre Bestimmung und den rechten Gebrauch derselben Dinge lehren. Daher ist für sie schon genug, daß sie essen, trinken, ausruhen, sich fortpflanzen, und anders dergleichen, was ein jedes kann, verrichten. Für uns hingegen, denen er über dieses hinaus, das Verstandes-Vermögen gegeben hat, wären jene Wirkungen nicht genug, sondern wenn wir nicht nach Weise und Maß und Ordnung; wenn wir nicht der Natur und Einrichtung einer jeden Sache gemäß handeln; so erfüllen wir den Endzwek nicht, wozu wir geschaffen sind. Wesen von unterschiedener Einrichtung sind auch zu unterschiedenen Geschäften und Endzweken bestimmt. Für ein Wesen, das durch seine Einrichtung nur fähig ist sinnliche Vorstellungen zu gebrauchen, ist es schon genug, daß es dieselben, so gut es kann, braucht. Hingegen ein Wesen, das eines vernünftigen Gebrauches der Vorstellungen fähig ist, würde seiner Bestimmung nicht entsprechen, wenn es ohne Maß und Regeln verführe. Wie? hat nicht GOtt ein jedes vernunftloses Thier zu gewissen Diensten bereitet, die einen zur Speise, andere zum Akerbau, andere Butter und Käse zu geben, andere zu an-

dern solchen Nothwendigkeiten; alle Verrichtungen, wozu keine deutlichen Begriffe und keine Urtheilskraft vonnöthen ist? Hingegen hat GOtt den Menschen zu dem Ende in die Welt gesetzet, daß er Gottes und seiner Werke Zuschauer, und nicht bloß Zuschauer, sondern auch Ausleger sey. Dem Menschen wäre es hiemit eine Schande, wenn er ebendaselbst, wo die Thiere, anfangen und aufhören wollte. Wir müssen zwar da, wo sie, anfangen, aber erst da aufhören, wo die Natur an uns aufgehöret hat, und sie hat bey der Beschauung, bey deutlicher Erkenntniß, und bey einer mit der Natur übereinstimmenden Führung des Lebens, aufgehört.

Nun so sehet zu, daß ihr nicht unbekannt mit euerm Schauplatz sterbet. Ihr reiset doch nach Olympia, das berufene Werk des Phidias zu sehen und schäzet euch unglüklich, wenn ihr sterbet, ohne es jemal gesehn zu haben. Solltet ihr denn kein Verlangen haben, diese Sachen, wozu es keine Reise braucht, die schon gegenwärtig sind, und die ihr ohne Mühe schauen könnet, zu schauen und zu betrachten? Wolltet ihr nicht wahrnehmen, was für Geschöpfe ihr seyd, wozu ihr gebohren seyd, zu welchem Ende ihr auf diesen Schauplatz seyd geführt worden? -- Aber es giebt unlustige und verdrießliche Sachen in diesem Leben. -- Giebt es denn in Olympia nichts dergleichen? Werdet ihr dort nicht von der Sonne versengt? Seyd ihr nicht in einem Gedränge? Habt ihr nicht die schlechtesten Bäder? und wenn es regnet, müsset ihr nicht bis auf die Haut naß werden?

Wird

Wird euch nicht des Geschreys, des Getümmels und andrer Beschwerden zur Genüge? Allein ihr rechnet, denke ich, die Sehenswürdigkeit des Schauspiels gegen dieses alles, und duldet und ertraget es deswegen. Nun denn, habt ihr keine Kräfte empfangen, allerley Zufälle zu ertragen? Habt ihr nicht Herz und Muth empfangen? Habt ihr nicht Dapferkeit empfangen? Habt ihr nicht Geduld empfangen? Was bekümmere ich mich denn um Zufälle, die mir begegnen mögen? Wenn ich Herz und Muth habe, was wird mich bestürzen? Was wird mich unruhig machen? Was wird mir peinlich vorkommen? Soll ich mein Vermögen nicht brauchen, wozu ich es empfangen habe? Soll ich lieber über die Begegnissen klagen und seufzen? -- Recht, aber der Schnuppen plagt mich so. - - Wofür hast du denn deine Hände, Sclave? Sollen sie dir nicht dienen, die Nase zu schneuzen? -- Ist es denn vernünftig, daß es Roz in der Welt gebe? -- Wie viel besser thätest du, wenn du deine Nase schneuztest, als daß du mit der Natur zankest? Oder, was meynest du, wäre aus Hercules worden, wenn es keinen solchen Löwen, keine Hydra, keinen Hirsch, keinen Eber, keine gottlosen und wilden Menschen gegeben hätte, die er vertrieb und vertilgte? und was hätte er zuthun gehabt, wenn es nichts dergleichen gegeben hätte? Er hätte sich eingehüllet und schlafen gelegt. Wäre er aber so nicht für das erste kein Hercules worden, wenn er sein Leben in solcher Weichlichkeit und Unthätigkeit verschlummert hätte? Und wenn er doch einer worden wäre, was hätte man für das zweyte, von ihm gehabt? Was hätten

seine

seine Arme, seine übrige Stärke, seine Geduld, seine Dapferkeit genutzet, wenn ihm keine solchen Vorfälle und Stoffe, Arbeit und Uebung gemachet hätten? -- Wie? must du also dir selbst dergleichen Arbeit zurichten und dich umsehen, woher du einen Löwen, einen Drachen, einen Eber in dein Revier bringest? Das ist Thorheit und Unsinn! -- Wenn aber diese schon vorhanden und schon gefunden sind, so sind sie ganz dienlich, den Hercules zu zeigen und zu tummeln. Wolan, wenn du dir auch solcher Kräfte bewußt bist, (schau sie an, die Kräfte, die du hast;) und wenn du sie wol betrachtet hast, so sprich: „Nun Jupiter, laß mir Schwierigkeiten, welche du willst, aufstossen; denn du hast mich so zubereitet und mit solchen Hülfsmitteln versehen, daß ich in allem, was mir begegnet, mit Ehre bestehen kann.„ Aber nein, sondern ihr sizet da und zittert vor Furcht, es möchte euch dieß oder das begegnen, oder ihr weinet und heulet, und winselt über das, was euch wirklich begegnet, und zanket zulezt mit den Göttern: Denn was könnte wol aus solcher Feigheit anders erfolgen, als Gottlosigkeit? Gott hat uns gleichwol nicht nur Kräfte gegeben, jeden Zufall ohne Niederträchtigkeit und Kleinmuth zu ertragen, sondern er hat uns als ein guter König und wahrer Vater diese Kräfte auf einen solchen Fuß gegeben, daß sie nicht verwehrt, nicht gezwungen, nicht verhintert werden können: Er hat gemachet, daß sie ganz in unsrer Macht stehen, und hat so gar ihm selbst keine Gewalt, sie zu wehren oder zu hintern, vorbehalten. Da ihr solche Sachen frey und eigen habt, brauchet ihr dieselben

nicht

nicht und erkennet nicht, was ihr empfangen habt, und von wem ihr es habt, sondern sizt in Klagen und Seufzen da. Die einen sind für den Geber solcher Vortheile selbst ganz blind worden, und erkennen den Wolthäter nicht mehr: Die andern schweifen aus Feigheit in Beschwerden und Klagen gegen GOtt aus. Und doch hast du, das will ich dir zeigen, alle Kräfte und Mittel zur Herzhaftigkeit und Dapferkeit: Zeig mir du hingegen, was du für Ursache habest, Klagen und Beschwerden zu führen.

Siebente Rede.

Was es nüze, Trugschlüsse, bedingte und andere dergleichen Schlüsse zu studieren.

Der Pöbel weiß nicht, daß die Beschäftigung mit Trugschlüssen, bedingten Schlüssen, Fragschlüssen und andern dergleichen mehr, ihre Gesetze und Regeln hat. Denn es ist uns ja darum zu thun, daß wir wissen, wie der schöne und gute Mensch bey einer Materie, worüber disputiert wird, herauskommen, und wie er sich hiebey auf eine gebührende Weise verhalten solle. Entweder müßte man also sagen, ein Liebhaber der Weisheit werde sich niemal in eine Disputation einlassen; oder, wenn er sich einläßt, sich nichts daraus machen, blindlings und auf gerathewol in Frage oder Antwort zu verfahren. Wer keines von diesen beyden annimmt, muß nothwendig zugeben, daß man diejenigen Capitel der Logik, wornach man im Disputieren verfährt, einigermassen müsse inne haben.

Was

Was hat denn das Disputieren für Gesetze? „Man „muß wahre Sätze zugeben, falsche leügnen, und „über zweifelhafte zurükhalten.„ Ist es nun schon genug, wenn man gelernt hat, man müsse das thun? Ja, sagst du, das ist alles. Wie? ist es denn schon genug, wenn ich mir habe sagen lassen, ich müsse nur die gute Münze annehmen, unächte hingegen verwerfen? Stellt mich das schon sicher, daß mich niemand im Gelde betriege? -- Nein, dieß noch nicht. -- Was gehört denn mehr dazu? Ich werde ohne Zweifel im Stande seyn müssen, die Münze zu prüfen und die ächte von der unächten zu unterscheiden? Es wird hiemit auch in Ansehung des Raisonnierens an dem oben gesagten nicht genug seyn. Man wird auch dießfalls nöthwendig müssen im Stande seyn zu prüfen, und das Wahre, das Falsche und das Ungewisse zu unterscheiden? -- Nothwendig: -- Was giebt es weiter für Gesetze des Raisonnements? „Was aus „richtig zugegebnen Sätzen folget, das must du „annehmen.„ Wolan, ich frage wieder, ist es genug, wenn man dieß weiß? Auch das ist noch nicht genug, sondern man muß auch gelernt haben, auf was Weise etwas eine Folge von etwas sey, wenn etwas eine Folge nur von einem, oder wenn es eine Folge von mehrern Sätzen zusammen sey. Das muß hiemit einer nothwendig auch zu Hülfe nehmen, wenn er im Disputieren verständig verfahren, wenn er selbst für alles genauen Beweis führen, und die Beweise andrer genau verstehen will, damit er sich nicht von denen, die Trugschlüsse machen, hintergehen lasse, als wenn sie richtig geschlossen hätten. Hieraus

raus erhellet, daß die Beschäftigung und Uebung in Vernunftschlüssen von verschiedenen Schlußformen nothwendig sey. Allein die zugestandenen Sätze haben allemal gewiß ihre Folgen, und wenn man auch etwas falsches daraus herleiten kann, so ist es doch immer eine Folge. Was bin ich in solchem Falle zu thun schuldig? Muß ich etwas falsches annehmen? Das kann ich ja nicht. Soll ich sagen, ich habe das Zugestandene nicht eingeräumt? Das geht auch nicht an. Oder soll ich leügnen, daß die Folge aus dem Zugestandenen fliesse? Dieß findet eben so wenig statt. Was ist hiemit in solchem Falle zu thun? Verhält es sich nicht, wie mit einer entlehnten Sache? Dieß allein, daß ich entlehnt habe, macht mich noch nicht zum Schuldner; es gehört noch dazu, daß das Entlehnte noch bey mir liege, daß ich es noch nicht erstattet habe. Auf gleiche Weise verbindet mich die Einräumung einiger Vordersätze noch nicht, das was daraus gefolgert wird, zuzugeben, wenn ich dieselben nicht annoch zugestehe. Freylich, wenn die Vordersätze durchaus dieselbigen bleiben, welche wir anfangs eingeräumt haben, so müssen wir nothwendig auf dem Eingeständnis beharren, und annehmen, was daraus folget. Wenn aber die Vordersätze nicht dieselbigen bleiben, welche wir zugestanden haben, so müssen wir nothwendig die Eingeständnis leügnen und die Folge nicht annehmen. Denn so geht die Folge, die man aus den Vordersätzen zieht, weder uns noch unsere Meynung an, weil wir die Vordersätze, so wie sie nun aussehen, nicht eingeräumt haben. Hiermit muß man sich auch dergleichen Zufälle der Vor-

dersätze, solche Aenderungen und Wechsel derselben, genau bekannt machen. Denn wenn einer in der Frage, oder Antwort oder Folgerung, in welchem Theile des Raisonements es sey, wechselt, so thut er es, damit er einfältige Gegner, welche die Folgen nicht sehen, verwirrt mache. Hierauf muß man sich verstehen; sonst würde man in solchen Fällen leicht wider die Regeln und auf eine verworrene Art verfahren.

Das gleiche ist auch bey Hypotheſen und hypothetischen (bedingten) Schlüssen in Acht zu nehmen. Man muß zuweilen Erlaubnis nehmen, eine Hypotheſe zu machen, um von derselben, als von einem Stafel auf Folgesätze zu steigen. Soll man nun eine jede Hypotheſe, die man uns vorschlägt, einräumen, oder nicht eine jede? Wenn man nicht eine jede Hypotheſe einräumen soll, welcherley darf man denn einräumen? (Da ist wieder die Frage, was ist den Regeln gemäß?) Wenn ich eine Hypotheſe einmal zugegeben habe, muß ich denn durchaus bey dem Eingeständnis bleiben, oder darf ich etwan auch wieder zurüktreten? Muß ich nicht annehmen, was aus dem zugegebnen folget, und verwerfen, was demselben widerspricht? Freylich; aber es sagt einer: Ich will dich von einer Hypotheſe, die nichts als mögliches enthält, und die du mir ohne Schwierigkeit zugiebst, auf etwas unmögliches hinaustreiben. Soll sich etwan ein verständiger Mann mit einem solchen nicht einlassen; soll er seine Fragen und sein Gespräche vermeiden? -- Gar nicht. Denn wer anders als ein verständiger Mann weiß mit Schlüssen umzugehen,

gehen, ist stark in Fragen und Antworten, und gegen alle List und Ränke verwahret? Freylich soll er sich einlassen; aber soll er sich nicht in Acht nehmen, daß er in der Dispüte nicht blindlings und auf Gerathewol verfahre? Wie wäre das noch der Mann, den wir betrachten! Ist er aber ohne solche Vorbereitung und Uebung im Stande, die richtigen Folgen zu bewähren? Das zeige man mir: Denn will ich sagen, diese Kunstregeln seyen alle überflüßig, nichts werth, und dienen zu dem Endzweke eines Liebhabers der Weisheit nicht das geringste. Warum sind wir denn noch faul und träge und Müßiggänger? Warum suchen wir allerley Vorwände, die Arbeit zu unterlassen? Wollen wir nicht lieber aufwachen, unsere Vernunft zu cultivieren? -- Wenn ich in solchen Sachen Irrtum begehe, so ist es auch kein Vatermord. -- Sclave! wo war ein Vater, den du da hättest töden können? Was hast du denn begangen? Die Sünde, welche in dieser Sache die einzige mögliche war, hast du gesündiget. Ich sagte einst auch so zu Rufus, da er mich ausschalt, daß ich ein Versehen an einem Syllogisme nicht fand. O, sagte ich, so habe ich doch das Capitolium nicht angezündet! Sclave, versezte er, ist der Schluß, worinn du gefehlt hast, das Capitolium? Giebt es sonst keine Verbrechen, als das Capitolium anzuzünden, oder den Vater zu ermorden? Wenn du deine Begriffe blindlings und in den Tag hinein brauchest; wenn du einen Schluß, einen Beweis, ein Sophisma nicht verstehest; wenn du in einer Dispüte nicht merkest, was aus deinen eigenen Sätzen folgt oder nicht folget; sind dir das keine Sünden?

Achte Rede.

Daß die Künste für diejenigen, denen es an Philosophie mangelt, etwas gefährliches haben.

So oft sich ein Satz mit andern gleichgeltenden verwechseln läßt, in so viel Gattungen von Epicheremen und Enthymemen kann man in dem Raisonnieren abwechseln; als zum Exempel:

Wenn du entlehnt und nicht zurükgegeben hast, so bist du mir noch in der Schulde.

Hast du nicht von mir entlehnt, das entlehnte aber noch nie zurükgegeben? Bist du also nicht noch mein Schuldner?

Die Geschiklichkeit in solchen Abänderungen kömmt einem Philosophen am meisten zu. Denn weil ein Enthymema ein abgekürzter Syllogismus ist, so ist klar, daß wer in dem vollständigen Syllogismus geübt ist, mit dem abgekürzten nicht minder wird umzugehen wissen. Warum stellen wir denn weder für uns selbst noch unter einander keine Uebungen mit dergleichen Wechselsätzen und Schlüssen an? Darum, weil ich gewahre, daß ob wir gleich diese Uebungen unterlassen, und also dadurch niemand an der Cultur der Sitten von mir versäumt wird, meine Schüler dennoch an Tugend und Rechtschaffenheit nicht stärker werden; und wie würde es erst gehen, wenn wir

diese

diese Beschäftigung noch mitnehmen wollten? Ich unterlasse aber diese Uebungen am meisten auch darum, nicht nur weil sie uns viel Zeit zu nothwendigern Verrichtungen wegnehmen, sondern auch Anlaß geben würden, daß mancher seinen Kopf mit stolzen Einbildungen von sich selbst anfüllen mögte. Denn es ist eine grosse Kunst, mit Epicheremen umzugehen und mit Wahrscheinlichkeiten überreden zu können; insonderheit wenn man durch Uebung eine Stärke darinn erlanget hat, und noch dazu einen gewissen Schmuk der Worte anzubringen weiß. Und endlich darum, weil eine jede Kunst für Leute, die in der Philosophie noch schwach oder gar fremde sind, mit Gefahr begleitet ist, daß sie stolz und hochmüthig darauf werden. Denn wie wird man doch einen jungen Menschen, der sich in der Redekunst hervorthut, noch glauben machen, daß nicht die Kunst durch ihn, sondern er durch die Kunst müsse vollkommner werden. Wird er nicht alle unsere Schlüsse unter die Banke werfen, hoch einher treten, uns über die Achsel anschauen, und dem schlecht begegnen, der ihm zu nahe redet, der ihn etwan erinnert, wo er etwas wesentliches weggelassen habe, wo er von seinem Ziel abgegangen sey.

Wie? War denn Plato kein Philosoph? Hippokrates kein Arzt? Aber schau, wie rednerisch Hippokrates schreibt. — Schreibt denn Hippocrates so rednerisch in so fern er ein Arzt ist? Warum mengest du Sachen zusammen, die sich zufälliger Weise an einem und ebendemselbigen Manne beysammen finden? Wenn Plato ein schöner und

starker Mann gewesen ist, habe ich mich deswegen sollen hinsetzen und bearbeiten, auch schön und stark zu werden? gerade als wenn das nothwendig zur Philosophie gehörte, weil einmal ein Philosoph gewesen, der zugleich ein schöner Mann und ein Philosoph war. Willst du nicht merken und unterscheiden, in wie weit ein Mensch ein Philosoph sey, und was für Sachen sich anderweitig an ihm finden? Siehe, ich will setzen, ich wäre ein Philosoph; müßtet ihr deswegen auch alle hinken?

Was sage ich aber? Vernichtige ich diese Künste? Das sey ferne! so wenig als das Sehens- oder Hörens-Vermögen. Aber wenn man doch frägt, was des Menschen wahres Gut sey, so kann ich nichts anders sagen, als, es bestehe in einem gewissen Gebrauch der Vorstellungen.

Neunte Rede.

Was aus unsrer Verwandtschaft mit Gott für Folgen herzuleiten seyen.

Wenn wahr ist, was die Philosophen von der Verwandtschaft des Menschen mit GOtt sagen, folget denn nicht richtig daraus, daß ein Mensch, wenn man ihn frägt, was Landes er sey, nicht antworten sollte, ein Bürger von Athen oder ein Bürger von Corinth; sondern, wie Socrates zu antworten pflegte, ein Weltbürger. Denn warum sagest du, du seyest von Athen gebürtig; und nicht bloß aus jenem Winkel her, wo dein Cörperchen,

perchen, als du auf die Welt kamest, hingelegt ward? Du nennest dich nemlich einen Bürger von Athen oder Corinth, nach dem vornehmern Orte, der nicht nur jenen Winkel oder dein ganzes Haus, sonder die ganze Stadt in sich begreift, wo sich dein Stammen bis auf dich fortgepflanzet hat. Wer hiemit von der Regierung der Welt einen Begriff hat und einsiehet, daß dieß das grösseste, höchste und am meisten in sich fassende System sey, welches aus den Menschen und Gott besteht; (denn von Gott ist der Saamen nicht nur auf meinen Vater und Großvater, sondern auf alles, was sich auf Erde zeugt oder pflanzt, vorzüglicher Weise aber auf die vernünftigen Geschöpfe, herabgekommen;) wer gelernt hat, daß nur diese einer Gemeinschaft mit GOtt fähig und durch die Vernunft in einen Umgang mit ihm verbunden sind; warum sollte, wer dieß einsieht, sich nicht am liebsten einen Weltbürger, warum nicht einen Sohn Gottes nennen? Warum sollte er sich vor irgend etwas in der Welt fürchten? Soll eine Verwandtschaft mit Cäsar oder nur mit einer hohen Standesperson in Rom schon machen können, daß einer ausser Gefahr, ausser Verachtung, und ohne Furcht vor irgend etwas lebt? Soll es uns hingegen nicht von allem Kummer und aller Furcht entledigen, daß wir Gott zum Urheber, Vater und Besorger haben?

Woher nehme ich aber zu essen, wenn ich nichts habe? -- Wovon leben die Knechte, die ihren HErren entlaufen; worauf verlassen sie sich, wenn sie Reißaus nehmen? Auf Landgüter, auf Bediente, auf Baarschaft, auf nichts als auf sich selbst,

und doch finden sie allemal ihren Unterhalt. Sollte mir denn ein Philosoph, der das Land hat räumen müssen, vonnöthen haben, sich bloß auf andere Leute zu verlassen, sich nur fremder Hülfe zu vertrösten und sich nicht selbst besorgen? Sollte er schlimmer und verzagter seyn, als die unvernünftigen Thiere, deren jedes sich selbst genugsam, und weder um seine Speise, noch um eine seiner Natur anständige Lebensart verlegen ist?

Ich meine, der alte Mann sollte hier auf seinem Lehrstuhl nicht so vorzubeugen haben, daß ihr nicht niedergeschlagen seyd, und keine niederträchtigen und muthlosen Reden über euern Zustand mit einander wechselt; sondern daß nicht etwan Jünglinge, die ihre Verwandtschaft mit den Göttern kennen, und daneben betrachtet haben, daß der Leib und seine Habschaft und alles, was man zum Hauswesen und Umgang mit der Welt vonnöthen hat, so viel Fesseln sind, in denen wir steken; kommen, und dieß alles als beschwerliches, verdrießliches, unnützes Zeug wegwerfen, und zu ihren göttlichen Verwandten hinlaufen wollen. Euer Meister und Lehrer, wenn er anders was zu bedeuten gehabt, sollte sich auch einmal in einen solchen Streit mit euch eingelassen haben, da ihr an euerm Orte herzugetreten und solche Klagen geführt haben würdet: -- Das dulden wir länger nicht, Epictet, da an diesen armen Leib angefesselt zu seyn, ihn zu speisen und zu tränken, ihn schlafen zu legen, ihn zu waschen und zu baden, und uns um seinetwillen nach allerley Leuten zu richten. Sind das nicht gleichgültige Dinge, die

uns

uns nichts angehen? Der Tod ist ja kein Uebel, und wir sind mit GOtt verwandt und kommen von ihm her. Laß uns hingehen, woher wir kommen: Laß uns einmal die Fesseln, die uns so schwer anhangen, abschlagen. Hier sind Mörder und Räuber und Richterstühle, und so genannte Oberherren (Tyrannen), die sich dieses elenden Leibes und seiner Habschaften wegen einbilden, eine Gewalt über uns zu haben. Laß uns ihnen zeigen, daß sie über nichts Gewalt haben. -- „ Da ich euch denn hierauf antwortete: „ Wartet auf Gott, ihr Menschen! So bald er euch das Zeichen giebt und euch dieses Dienstes entläßt, so habt ihr Freyheit zu ihm zurükzugehen. Noch zur Zeit aber haltet geduldig an dem Posten aus, wohin er euch commendiert hat. Die Zeit, die ihr hier zu bleiben habt, ist ja kurz, und kann Leuten von solchen Grundsätzen nicht schwer ankommen. Denn welcher Oberherr, welcher Dieb, welcher Richterstuhl könnte denen noch furchtbar seyn, die sich aus dem Leib und seiner Habschaft so wenig machen. Bleibet hier, gehet nicht ohne hinlänglche Gründe weg. -- „ So sollte der Lehrer edel denkende Jünglinge zurecht gewiesen haben. Allein wie haben wir es miteinander? Ein lahmer Lehrer und lahme Schüler! Heute, wenn ihr euch satt gegessen habt, sizt ihr und weinet wegen des morndrigen Tages, woher ihr morgen zu essen haben werdet. -- Sclave, wenn du hast, so hast du: Hast du nichts, so gehest du deines Weges, die Thüre steht offen. Was traurest du? Was hast du zu weinen? Was hast du noch für Ursache jemandem zu schmeicheln? Warum solltest

du noch jemanden beneiden? Warum solltest du dir ein grosses Bild von Leuten machen, die viel besizen, die in hoher Gewalt und Würde stehen, und wenn sie auch noch so stark und grimmig wären? Denn was werden sie uns thun? Was sie uns thun können, das werden wir nichts achten. Was uns hingegen angelegen ist, das können sie nicht beschädigen. Wer wird also noch Herr über einen Menschen von solchen Grundsätzen seyn? Wie war Socrates dießfalls gesinnet? Wie anders, als einer, der sich mit den Göttern verwandt glaubt, mußte gesinnet seyn? „Wenn „ihr mir, sprach er, izt sagtet, wir lassen dich „ledig mit der Bedingung, daß du dich der Discurse und Gespräche, dergleichen du bisher geführt hast, in Zukunft müßigest, und unsern „Jünglingen und Alten weiter keine Ungelegenheit „machest; so gäbe ich euch zur Antwort: Ihr „seyd mir lächerliche Leute: Wenn mich euer „General auf einen Posten commandieren würde, „so glaubet ihr, ich müßte darauf bleiben und „ihn bewahren, und tausendmal eher sterben wollen, als den Posten verlassen. Wenn GOtt „hingegen einen in eine gewisse Stelle und Lebensart verordnet hat, so sollte man die verlassen?„ Sehet, das war ein Mensch, der in der That mit den Göttern verwandt war! Wir hingegen nähren solche Gesinnungen und Sorgen und Begierden, als wenn wir nichts, als Bäuche oder Eingeweide oder Schamglieder wären. Wir schmeicheln denen und fürchten die, so uns dießfalls helfen oder enthelfen können.

Es bat mich einer, daß ich seinetwegen nach Rom schriebe; ein Mann, der nach der Meinung des Pöbels verunglüket war, der zuvor in Ansehen und Reichthum gewesen, nun aber um alles gekommen war, und hier sein Leben schleppte. Ich schrieb einen demüthigen Brief für ihn. So bald er ihn aber gelesen hatte, gab er mir denselben zurük und sagte: Ich habe nur wollen, daß du mir einige Hülfe leistest, nicht daß du mich bemitleidest; denn ich weiß wirklich von keinem Uebel.

Auf gleiche Weise hat auch Rufus, um mich auf die Probe zu setzen, oft zu mir gesagt: „Es „ soll dir dieß oder das von deinem Herrn wer„ den. „ Wenn ich darauf antwortete: „ Ich „ verlange nichts, als was einem Menschen noth„ wendig ist „ So sagte er: „ Was wollte ich „ ihn denn bitten? Du kannst das von dir selbst „ bekommen. „ In der That ist es eine überflüssige und unnüze Mühe, sich von einem andern geben zu lassen, was man bey sich selbst findet: Sollte ich denn, da ich von mir selbst Muth und Dapferkeit bekommen kann, ein Stük Land oder Geld oder ein Amt von dir annehmen? O nein: so sehr will ich meine eigenen Güter nicht verkennen. Wenn hingegen einer kummerhaft und niedergeschlagen ist, so muß man denn eben Briefe für ihn schreiben, als wenn er selbst kein Leben mehr hätte: Thu uns den Gefallen und erzeige diesem Leichnam, diesem Gefäßlein voll Blut, einige Gnade. Denn ein solcher ist in der That mehr nicht als ein Leichnam, ein Gefäßlein voll Blut; wäre er etwas mehr, so würde er erkennen, daß keiner den andern unglüklich machen kann.

Zehnte Rede.

Ueber diejenigen, welche nach Ehrenstellen in Rom trachten.

Wenn wir uns in unserer Sache so sehr anstrengten, als mancher alte Mann in Rom seine Absichten verfolgt, so würden wir vielleicht auch etwas ausrichten. Ich weiß noch wol, was mir ein Mann, der älter als ich, und dermalen die Oberaufsicht über die Fruchtmagazine in Rom hat, für schöne Sachen gesagt hatte, da er auf der Rükkehre aus seiner Verbannung hier durchgieng. Er ließ sein bisheriges Leben die Musterung paßieren und that für das zukünftige Gelübde: -- Wenn ich einmal wieder zu Hause bin, sagte er, so will ich mich einzig darauf legen, den Rest meiner Tage in Stille und Ruhe der Seele zuzubringen. -- Das thust du gewiß nicht, sagte ich ihm, sondern so bald du Rom wieder riechest, hast du dieß alles wieder vergessen; und wenn dir etwan gar der Zutritt an den Hof vergönnet wird, so springst du vor Freuden in die Höhe, und feyerst den Göttern ein Dankfest. -- O! sagte er, mein lieber Epictet, wenn du von mir vernimmst, daß ich einen Fuß an den Hof gesetzet habe, so glaube denn auch von mir, was du willst. -- Nun was that mein Mann? Ehe er noch in der Stadt anlangte, kam ihm ein Bestallungsbrief vom Cäsar entgegen. Kaum hatte er das gelesen, so war jenes alles vergessen; er nahm sofort Geschäfte über Geschäfte

auf

auf sich. Ich möchte wünschen, daß ich ihn izt unter vier Augen der Worte erinnern könnte, die er hier in der Durchreise geredet hat. Ich wollte ihm sagen: Wie nun? Wer hat wahrer prophe-ceyt, du oder ich?

Verstehet mich nicht, als sagte ich, der Mensch sey zur Unthätigkeit geschaffen. Das Gegentheil! Wären wir nur recht geschäftig! Gerade ich z. E. besinne mich, wenn es taget, erst einige Minuten, über welches Buch ich gehen solle. Denn denke ich gerade wieder: Was liegt mir daran, was der oder dieser geschrieben habe. Das Beste ist, ich schlafe wol aus. Und was sind gleichwol jener Leute Geschäfte in Vergleichung mit den unsrigen! Wenn ihr wisset, was sie thun, so werdet ihr selbst die Rechnung machen können. Was thun sie anders, als daß sie den ganzen Tag über den Rechenbüchern sizen, mit einander berathen und untersuchen, was sie für Vorschlag an Früchten, von Verpachtungen und andern dergleichen gemachet haben, oder hätten machen können? Sind es Sachen, die mit einander zu vergleichen wären: Ein Billet lesen, worinn dich einer bittet: Laß mir doch ein Fuder Korn zukommen? und wenn dich hingegen einer bittet: Sieh mir doch im Chrysipp nach, was die Regierung der Welt sey, und welchen Rang unter den Wesen das vernünftige Geschöpf habe. Schau nach, was deine Natur sey, was für dich gut oder übel sey. Sind das Sachen, mit welchen jene in einige Vergleichung kommen könnten? Aber doch erfodern sie gleichen Fleiß, und es ist nicht minder schändlich diese, als

jene, zu verabsäumen. Wie? sind denn wir allein so träge und schläfrig? Nein, sondern ihr, junge Herren, noch weit mehr. Denn so bald wir Greisen euch junge Leute schekern sehen, so kömmt uns gleich die Lust an mitzuschekern; noch vielmehr aber käme mich Lust an, Ernst und Fleiß mit euch zu haben, wenn ich euch waker, wenn ich Lust und Trieb bey euch sähe.

Eilfte Rede.

Von der zärtlichen Liebe zu den Seinigen.

Epictet hatte einst Besuch von einer Standesperson. Er erkundigte sich von ihren Privatumständen, unter andern, ob sie verheyrathet sey und Familie habe? Ja, sagte sie. Und wie gehen da deine Sachen? fragte er weiter. — Elend genug! — Wie kömmt das? Denn man verheyrathet sich doch nicht deßwegen, und zeugt nicht deßwegen Kinder, daß man elend, sondern daß man glüklich sey. — Ich für meine Person bin einmal in Ansehung meiner Kinder ein unglükhafter Mann. Neulich war meine Tochter krank, und man glaubte, es stühnde sehr mißlich um sie. Da konnte ich es nicht ausstehen, bey ihrem Krankenbette zu seyn, sondern entfernte mich so gleich, bis ich Bottschaft erhielt, daß sie sich wieder wol befände. — Wie, meinest du denn, das sey recht gewesen? — Das war der Natur gemäß. — So zeige mir, daß dieß der Natur gemäß war. Ich will dir zeigen, daß alles, was der Natur gemäß

ist,

ist, recht ist. -- Es geht uns Vätern allen, oder doch den meisten also. -- Das will ich dir auch nicht leügnen: Aber das wird unser Streit seyn; ob es recht sey? Denn man müßte auch aus gleichem Grunde sagen, es sey eine Vollkommenheit des Leibes, wenn er geschwollen wird, weil er es wirklich etwan wird; und überhaupt, es sey der Natur gemäß, Fehler zu begehen, weil wir schier alle, oder doch die meisten, Fehler begehen. Zeige mir also, wie es der Natur gemäß sey? -- Das kann ich nicht; zeig mir aber du, wie es der Natur nicht gemäß und nicht recht sey. -- Wenn unter uns die Frage von weiß und schwarz wäre, was für ein Mittel würden wir brauchen, die Sache zu entscheiden? -- Das Gesicht. -- Und wenn von kalt oder warm, von weich oder hart die Frage wäre, was würden wir da für ein Entscheidungsmittel ergreifen? Das Gefühl. -- Nun sind wir über das, was der Natur gemäß, oder nicht gemäß, was recht oder nicht recht sey, zwistig; was wollen wir da für ein Entscheidungsmittel zur Hand nehmen? -- Ich weiß es nicht. -- Es möchte vielleicht kein grosser Schade seyn, wenn man das Unterscheidungsmittel der Farben, des Geruchs oder auch des Geschmaks nicht wüßte. Dünkt dich aber, es verschlage einem eben nichts, wenn er das Mittel nicht kennt, wodurch man unterscheiden kann, was dem Menschen gut oder übel, was seiner Natur gemäß oder nicht gemäß sey? -- Nein, das wäre sehr nachtheilig. -- Nun so sage mir: Ist alles, was nur jemanden recht und anständig dünkt, allemal auch wirklich so? Wäre es zum Ex. möglich, daß die Juden, die Syrer, die

Egyptier

Egyptier und die Römer in ihren so verschiedenen Meinungen von den Speisen alle zusammen Recht hätten? Das kann ja nicht seyn, sondern wenn die Egyptier Recht hätten, so müßten, dächte ich, die andern alle nothwendig irre seyn. -- Es kann nicht anders seyn. -- Wer hiemit (da) in der Unwißenheit ist, der hat nicht gelernt, und hat sich in den nothwendigen Sachen nicht unterrichten lassen. -- Das gestehe ich. -- Wenn du das erkennest, so wirst du dich doch künftig auf nichts anders legen, und auf nichts anders Ernst und Fleiß haben, als daß du dir das Mittel, wodurch man, was der Natur gemäß ist, sicher erkennen kann, bekannt machest, und dich desselben in jedem besondern Falle zur Beurtheilung bedienest.

Vorizo kann ich dir in der Sache, worinn du meine Hülfe verlangst, nur so viel dienen: Dünkt dich die zärtliche Liebe zu den unsrigen der Natur gemäß und schön? -- Warum das nicht? -- Die Liebe zu den Unsrigen dünkt dich der Natur gemäß und schön. Dünkt dich eine vernünftige Aufführung nicht auch so? -- Warum nicht? -- Ist etwa zwischen der Zärtlichkeit gegen die Unsrigen, und einer vernünftigen Aufführung ein Widerspruch? -- Ich sehe keinen. -- Sonst müßte ja, gesezt es wäre zwischen diesen beyden ein Widerspruch, nothwendig das eine wider die Natur seyn, wenn das andere der Natur gemäß wäre? Nicht wahr? -- Richtig. -- Hiemit werden wir von einer jeden Handlung, darinn wir zugleich Zärtlichkeit gegen die Unsrigen, und ein vernünftiges Verhalten finden, sicher sagen können, sie sey recht und schön? -- Sicher. -- Wolan denn,

du wirst mir doch, glaube ich, nicht in Abrede seyn, daß es kein vernünftiges Verhalten sey, wenn man ein krankes Kind verläßt und sich davon macht? Es wäre also noch zu untersuchen; ob dieß ein zärtliches Verhalten sey. Laßt uns schauen. War es darum recht von dir gehandelt, daß du dich entferntest und dein Kind verliessest, weil du eine zärtliche Liebe für dasselbe hegtest? Hatte aber die Mutter keine Zärtlichkeit für das Kind? -- O freylich, auch sie liebt es auf das zärtlichste. -- Hat also auch die Mutter das Kind sollen verlassen, oder hat sie das nicht sollen? -- Nein, das hat sie nicht sollen. -- Hat die Amme Liebe für das Kind? Das hat sie. -- Hat hiemit auch sie es sollen verlassen? -- Nein. -- Hat der Lehrer etwan keine Liebe für dasselbe? -- Auch der liebt es zärtlich. -- Hat denn auch er sollen das Kind im Stiche lassen und davon laufen? Hat also das Mädchen wegen der grossen Zärtlichkeit seiner Eltern und Hausgenossen zulezt ganz einsam und hülflos bleiben und unter den Händen fremder Leute, die weder Liebe noch Sorge für dasselbe trugen, sterben sollen? -- Ey nicht doch! -- Aber das ist doch unbillig und unbescheiden, wenn einer, was er seiner Zärtlichkeit halber ihm selbst recht zu seyn glaubt, andern, die eben so zärtlich sind, nicht gestattet. -- In der That, es ist ungereimt. -- Oder wolltest du wol auch gern, wenn du krank lägest, so zärtliche Angehörige, so zärtliche Kinder, ein so zärtliches Weib haben, die dich ganz einsam und hülflos liegen liessen? -- Nein, wahrhaftig. -- Wünschtest du, von denjenigen so geliebt zu werden, daß du wegen ihrer

gar

gar zugrossen Zärtlichkeit in kranken Tagen allezeit allein gelassen würdest? Wolltest du nicht wünschen, von deinen Feinden, wenn es möglich wäre, zärtlich geliebt zu seyn, damit sie weit von dir entfernt blieben? Wenn das seine Richtigkeit hat, so folget klar, daß dein Verhalten nichts weniger, als zärtlich gewesen sey. Was war es denn? Sollte es nichts gewesen seyn, was dich bewogen und getrieben hat, das Mädchen zu verlassen? Das ist nicht möglich. Nein, es muß wol etwas von der Art gewesen seyn, die jenen bey dem Pferde-Rennen in Rom bewogen hat sein Angesicht einzuhüllen, so lange das Pferd, für welches er sich parteyet (gewettet) hatte, in vollem Laufe begriffen war: Da es aber hernach wider alles Vermuthen den Sieg gewann, bedorfte man Schwämme mit kaltem Wasser, um diesem blöden Mann aus der Ohnmacht wieder zu sich selbst zu bringen. Und was war wol dieses? Es möchte vielleicht zur Unzeit seyn, wenn ich es izt mit aller Genauheit erklären wollte. Glaube mir aber, das mag vorizo genug seyn, nur das, wenn je Philosophen etwas richtiges gesagt haben, daß du jene Bewegursache gar nicht ausser dir zu suchen hast, sondern das, was uns bewegt, etwas zu thun oder nicht zu thun, etwas zu reden oder nicht zu reden, uns zu erheben oder zu schmiegen, etwas zu meiden oder zu suchen, in allen Fällen eines und ebendasselbe ist. Es ist dasselbige, was auch gerade izt die Ursache ist von dem, was wir beyde thun, was gemachet hat, daß du hieher kamest und da sitzest mir zuzuhören, und daß ich dir diese Sachen sage. -- Was ist es denn? -- Was anders,

als weil es uns so gut gedäucht hat? Wäre es uns anders vorgekommen, was hätten wir denn gethan? Etwas anders, das uns gut gedäucht hätte. War nicht dieses die Ursache von Achilles Trauer? Patroklus Tod war es nicht. Denn es kostet andere nicht solchen Schmerz, wenn ihnen ein Freund stirbt. Er trauerte so tief, weil es ihm so gut gedäucht hat. So bist auch du von deinem kranken Kinde aus keiner andern Ursache weggelauffen, als weil es dir so gut gedäucht hat. Wärest du geblieben, so wärest du auch darum geblieben, weil es dir gut gedäucht hätte. Du kehrest izt nach Rom zurüke, weil es dir gut däucht. Wenn es dir wieder anders vorkäme, so würdest du nicht verreisen. Kurz, weder Tod, noch Verbannung, noch Schmerz, noch irgend etwas dergleichen ist die Ursache, warum wir etwas thun oder nicht thun; sondern unsere Begriffe und unser Bedünken von den Sachen, die sind es. Glaubst du mir das, oder glaubst du mir das nicht? -- Ich glaube dirs. -- Wie nun jedesmal die Ursachen, so sind auch die Wirkungen beschaffen. Wir wollen hiemit von heute an, so oft wir etwas nicht recht machen, die Schuld nichts anderm, als dem Bedünken, wornach wir handeln, zuschreiben; und wollen uns grössere Mühe geben, solche Bedünken abzuschaffen und herauszuschneiden, als Warzen und Ueberbeine vom Leibe. Auf gleiche Weise wollen wir sagen, daß an unserm Bedünken die Ursache guter und rechtschaffener Handlungen liege. Wir wollen nicht mehr Bediente, Nachbarn, Weib oder Kinder anklagen, als wenn sie Schuld wären, daß wir übel handeln; da wir es einmal für

Wahrheit angenommen haben, daß wir, wenn wir uns nicht hätten bedünken lassen, die Sachen seyen so oder so, auch nicht zufolge solchen Bedünkens gehandelt hätten. Und da sind wir selbst, und nicht die äusserlichen Dinge, Herren und Meister, daß wir uns etwas gut bedünken lassen oder nicht. -- So ist es. -- Wir wollen also von heute an nicht mehr darauf sehen, wie es um Landgüter, Sclaven, Pferde oder Hunde stehe; wir wollen nichts anders mehr untersuchen, als unser Bedünken von den Sachen. -- Das gelobe ich. -- Du siehest hiemit, daß du ein Schüler der Philosophie werden must, gerade ein solches Geschöpfe das jedermanns Gespött ist, wenn es anders dein Ernst ist, eine Untersuchung deiner Begriffe anzustellen. Du wirst aber selbst erachten, daß dieß kein Geschäft von einer Stunde oder von einem Tage ist.

Zwölfte Rede.

Von der Zufriedenheit.

Es walten ungleiche Meinungen von den Göttern. Einige leügnen sie gänzlich, andere geben zwar Gottheiten zu; aber nur müßige und unachtsame, die nicht die mindeste Sorge für irgend etwas tragen. Eine dritte Partey bekennt Götter, die wol für grosse und himmlische, nicht aber für irdische Dinge Vorsorge thun. Eine vierte Partey glaubt eine Vorsehung über irdische so wol, als himmlische Dinge; die sich aber nur auf das Ganze überhaupt, nicht besonders auf einzelne

Dinge

Dinge erstreke. Eine fünfte endlich von welcher Ulysses und Socrates ist, bestehet aus denen, welche sagen:

Gott! deinem Aug entwischt nicht meine geringste Bewegung.

Hier ist nun allervorderst vonnöthen, jede dieser Meinungen zu untersuchen und nachzuforschen, welche die gesunde und richtige sey. Wenn keine Götter sind, wie kann denn der Weise seine Bestimmung in der Nachahmung der Götter setzen? Wenn Götter sind, aber solche, die nichts ihrer Vorsorge würdigen; sollte dieses für einen gesunden Verstand wol begreiflich scheinen? Wenn man aber Götter und eine Vorsehung zugiebt, von denen weder das Geschlecht der Menschen überhaupt, noch ich absonderlich, nicht das mindeste Geschenk zu gewarten haben, so ist auch diese Meinung für einen gesunden Verstand eben so unbegreiflich, als die vorigen Meinungen. Wenn hiemit ein Ordnung- und Tugendliebender Mann dieß alles bey sich wol überleget, so wird er nicht anstehen, dem, der das Ganze regiert, nicht anders, als ein guter Bürger, den Gesetzen seines Staates von Herzen unterthänig zu seyn. Will aber einer sich hievon noch unterrichten lassen, so muß er mit dem Vorsatz zum Unterricht kommen, daß er sich folgende Problemen wolle erörtern lassen: Wie habe ich mich zu verhalten, daß ich durchaus den Göttern folge, daß ich mit der göttlichen Regierung zufrieden sey, und daß ich frey werde? Denn der ist frey, dem alles nach seiner Wahl begegnet, und dem niemand verhinderlich seyn

kann. Wie? ist denn Freyheit Unvernunft? Das sey ferne! Denn Tollheit und Freyheit können nicht zusammen bestehen. -- Aber ich wollte, daß sich das Verhängnis überall nach meinem Gutdünken richtete, was es immer sey das mir gut däuchte. -- Du bist toll, du rasest; weist du nicht, daß es um die Freyheit was schäzbares, vortreffliches und wichtiges ist? Wenn ich hingegen blindlings will, daß mir begegne, was ich mir blindlings gut dünken lasse; so stehe ich in Gefahr, daß ich anstatt was fürtreffliches, mir gerade das allerschändlichste gefallen liesse. -- Denn siehe nur, wie machen wir es in der Schreibkunst? Will ich den Namen Dion schreiben, wie ich will? Nein, sondern ich lerne ihn so schreiben zu wollen, wie er muß geschrieben werden. Wie haben wir es in der Music? Auch so. Wie haben wir es überhaupt in allen Sachen, in denen es eine Kunst und Wissenschaft giebt? Sonst wäre es ja der Mühe nicht werth, sich auf irgendwas zu verstehen, wenn es jeder machen könnte, wie er nur wollte. Ist es mir denn etwa nur hier, gerade in der allergrössesten und vornehmsten Sache, in der Freyheit, erlaubt, blindlings zu wollen? Keineswegs, sondern es ist mir erlaubt, Unterricht zu nehmen; das heißt, zu lernen, eine jede Sache also zu wollen, wie sie geschieht. Wie geschieht sie aber? So wie sie der, der alles weislich anordnet, angeordnet hat. Er aber hat angeordnet, daß Sommer und Winter, wolfeile und theure Zeiten Tugend und Laster und alle dergleichen Contraste seyen, damit das im Ganzen ein Concert ausmache. Er hat aber auch einem jeden von

uns

uns Leib, Gliedmassen, Habe und Gesellschaft gegeben. An diese Anordnung müssen wir denken, und in den Unterricht gehen; nicht daß wir den Plan der Dinge ändern (denn das stehet nicht in unsrer Macht, und wäre auch nicht unser Vortheil) sondern daß wir, da sich unsere Sachen verhalten, wie sie sich verhalten, und wie es ihre Natur mit sich bringt, unser Gemüth in eine Harmonie mit dem, was ist und geschieht, setzen. Denn was will man machen? Will man die Menschen fliehen? Wie ist das möglich? Oder will man bey ihnen bleiben, aber andere Menschen aus ihnen machen? Wer sollte dir das Vermögen dazu geben? Was bleibt also übrig? Sollten sich nicht Mittel und Wege ausfindig machen lassen, die unsern Umgang mit ihnen ganz bequem machen könnten; so daß wir sie überall machen liessen, was ihnen gut däucht, wir indessen uns so anschiken würden, wie es die Natur erfodert und denselben gemäß ist? Aber du kannst dich in nichts wol schiken: Du bist immerzu ungeduldig und mürrisch. Du nennest es Einöde, wenn du allein bist; und bist du unter Menschen, so sagst du, du seyest mit Verräthern und Schelmen umgeben: Du führst Klagen über deine Eltern, Kinder, Brüder und Nachbarn. Du solltest ja, wenn du allein bist, es lieber Ruhe und Musse nennen, und denken, du habest es wie die Götter; wenn du unter vielen Leuten bist, solltest du es nicht Schwarm oder Getümmel, oder Beschwerde, sondern ein Fest, eine Feyerlichkeit nennen, und so alles mit zufriedenem Gemüthe annehmen. Allein was für eine Strafe sollte diejenigen treffen, die sich nicht wol-

len in ihre Umstände schiken? Ist einer unzufrieden, daß er allein ist, so werde ihm seine Einsamkeit zu einer wilden Einöde! Kann er sich nicht in seine Eltern schiken, so wiederfahre ihm das Loos eines schlimmen Sohns, und er quäle sich! Sind einem seine Kinder nicht gefällig, so fühle er die Strafe eines unnatürlichen lieblosen Vaters! Man werfe ihn in den Kerker! In welchen Kerker? Er müsse da bleiben, wo er ist: Denn er ist mit Zwang daselbst, und der Ort, wo einer mit Zwang und Widerwillen ist, ist ihm ein Kerker. Socrates ist hiemit nicht in einem Kerker gewesen, denn er war willig darinn. -- Mußte mir denn ein Bein entzwey geschlagen werden? -- Sclave! Klagst du die Welt wegen eines armen Beins an? Willst du es nicht dem Ganzen hingeben? Willst du es nicht abtreten, nicht frohe dem wieder überlassen, der es dir gegeben hat? Willst du dich lieber entrüsten und mürrisch seyn über Dinge, die von ihm geordnet sind, über Dinge, die er im Rathe der Parcen, in deren Händen das ganze Gewebe deines Lebens steht, bestimmt und verfüget hat? Weist du nicht, welches kleine Theilchen du gegen das Ganze bist? Ich rede aber nur von deinem Leibe: Denn was dein vernünftiges Theil anbetrift, bist du weder schlechter noch kleiner, als die Götter. Denn die Grösse der Vernunft mißt sich weder nach der Länge, noch nach der Höhe, sondern nach den Begriffen. Willst du dein wahres Gut nicht darinn setzen, worinn du den Göttern gleich bist? -- Bin ich nicht unglüklich, daß ich diesen Vater, diese Mutter habe? -- Wie war es dir denn vergönnet, da du

auf

auf die Welt kommen solltest, auszuwählen und zu sagen: Dieser soll sich zu der oder der Stunde mit diesem Weibe gatten und mich erzeugen? Das war dir nicht vergönnet, sondern deine Eltern mußten nothwendig schon da seyn, ehe du wareſt, und du mußteſt denn in dieſen Umſtänden erzeuget werden. Von was für Eltern? Gerade von solchen, wie dieſelben waren. Aber wie? Da du nun eben von dieſen Eltern mußteſt gezeuget werden, iſt nicht etwan auch gegen dieſe Beſchwerde ein Mittel zu finden, das dich ſchadlos halte? Wenn du nicht wüßteſt, wozu du das Sehens-Vermögen beſizeſt, ſo wäreſt du wol ein armer Tropf, und ein elender Menſch, wenn du vor den Farben, die Augen zudrükteſt. Biſt du aber nicht weit elender und unglükſeliger, wenn du nicht weiſt, daß du Herz und Muth, und Dapferkeit für alle dergleichen Zufälligkeiten haſt? Es kommen dir Sachen vor, die ſich gerade für das Vermögen, ſo du haſt, ſchiken; du wendeſt es aber gerade alsdenn weg, wenn du es ſollteſt offen ſtehen und hinſchauen laſſen. Du dankeſt nicht vielmehr den Göttern, daß ſie dich über alles, was ſie nicht in deine Gewalt gegeben, hinausgeſetzet haben; und daß du nur über die Dinge, die in deiner Gewalt ſtehen, Rechenſchaft zu geben haſt. Wer deine Eltern ſeyen, ſollſt du ihnen nicht verantworten. Wer deine Brüder ſeyen, ſollſt du nicht verantworten. Wie dein Leib geſtaltet ſey, ob du Mittel habeſt, ob du lebeſt oder ſterbeſt, über alles dieſes ziehen ſie dich zu keiner Verantwortung. Worüber denn? Ueber das einzige, was in deiner Gewalt ſtehet: Ueber den rechten und gehö-

rigen Gebrauch der Vorstellungen. Was beladest du dich denn solcher Sachen, darüber du keine Rechenschaft zu geben hast? Das heißt ja, sich unnöthige Geschäfte machen.

Dreyzehnte Rede.

Wie man alles auf eine Gottgefällige Weise thun könne.

Als ihn einer fragte: Wie soll man es anstellen, wenn man auf eine Gottgefällige Weise speisen will? antwortete er: Wenn man beym Essen in allem gerecht, gutthätig, billig, mäßig und bescheiden handelt, so däucht mich, das sey eben diejenige Art zu speisen, die den Göttern gefällt. Wenn du warmes begehrst, und der Junge nicht so gleich aufwartet, oder gleich aufwartet, aber nur laues bringt; oder wenn er gar nicht bey der Stelle ist, und du darüber nicht böse, nicht ungehalten wirst, so dächte ich, das gefiele den Göttern. -- Ey, wem sollte ein solcher Pursch nicht unerträglich seyn? -- Sclave! Er sollte dir nicht erträglich seyn, dein Bruder? ein Abkömmling von Zeus? ein Sohn, der aus gleichem Saamen, wie du, erzeuget, und mit dir gleichen himmlischen Ursprungs ist? Willst du dich gleich zum Tyrannen aufwerfen, weil du in eine hohe Stelle geordnet bist? Willst du nicht bedenken, wer du bist, und über wen du regierest? Daß es deine Anverwandten, deine natürlichen Brüder, Jupiters Abkömmlinge sind? -- Was? Ich habe sie gekauft,

gekauft, sie sind meine Leibeigenen. Können sie das von mir auch sagen? -- Siehest du, wo du hindenkest? An die Erde, an diese Unterwelt, an diese armseligen Gesetze der Todten denkst du. Du denkest nicht an die Gesetze der Götter.

Vierzehnte Rede.

Daß die Gottheit auf alles sehe.

Als einer fragte, was man für Beweisgründe habe, daß Gott auf alles und jedes, was der Mensch thut, sehe; antwortete er: Dünkt dich nicht, es sey ein Zusammenhang aller Dinge? -- Ja. -- Dünkt dich nicht, die Erde stehe unter einem Einflusse des Himmels? -- Auch das. -- Denn woher kömmt es, daß die Pflanzen, jede zur bestimmten Zeit, gleich als auf Gottes Wink, wenn er izt spricht, daß sie blühen sollen, ihre Blüthen hervordrüken und entfalten, so bald er sie sprossen heißt? Woher, daß sie Früchte bringen, so bald ers befiehlt; und daß diese reif sind, so bald ers ihnen gebeut? Und hinwiederum, daß sie, so bald er izt ihnen befiehlt, Früchte und Laub abzustossen und in sich selbst eingewikelt stille zu stehen und auszuruhen, so gleich stille stehen und ausruhen? Woher ist es, daß man auf das Zunehmen und Abnehmen des Mondes, auf die Näherung und Entfernung der Sonne, solche Veränderungen und so entgegengesezte Abwechselungen auf Erde siehet? Du räumest ein, daß die Blätter der Bäume und unsere Leiber mit dem Ganzen

verknüpft seyen, und unter einem Einfluß desselben stehen. Sollte es sich nicht noch vielmehr mit unsern Seelen also verhalten? Denn da die Seelen so viel abgesonderte Theile und Ausflüsse von Gott sind, und also mit seinem Wesen auf das engste verbunden sind, und zusammen hangen; sollte denn Gott nicht jede Veränderung und Bewegung derselben (da sie sein eigen sind und seiner Natur mit angehören,) gleichsam als in sich selbst fühlen? Du bist im Stande, die göttliche Regierung und alle göttlichen und menschlichen Dinge zu denken. Du kannst von tausenderley Dingen sinnliche Eindrüke annehmen, Begriffe davon machen, darüber ein bejahendes oder verneinendes Urtheil fällen, oder deinen Entscheid zurük halten. Du machest in deiner Seele so viele Abdrüke von so vielen und vielerley Dingen; du findest bey jedem Anlas wider solche Bilder darinne, die jenen ersten Abdrüken noch ganz gleich sind; du sammelst Künste auf Künste, und behältst das Andenken von unzähligen Dingen in deinem Gedächtnis auf; und Gott hingegen sollte nicht können auf alles sehen, nicht können bey allem gegenwärtig seyn, und an allen Dingen Antheil nehmen? Die Sonne kann einen so grossen Theil des Weltgebäudes beleuchten, und läßt nur den kleinen Theil, der im Erdschatten liegt, ohne Licht. Der hingegen, der die Sonne, (ein kleiner Theil in Vergleichung mit dem Ganzen,) gemachet hat, und ihren Lauf regiert, sollte nicht im Stande seyn, alles wahrzunehmen? -- Aber ich bin doch nicht im Stande, mir alle diese Dinge auf einmal vorzustellen. -- Wer sagt, daß dein Vermö-

gen

gen so groß, als Jupiters sey? Nichts destoweniger aber hat er einem jeden einen Aufseher zugegeben; nemlich einen Dämon oder Genius, einen Aufseher, der nie schlummert, der nicht zu hintergehen ist. Hätte er uns wol einem bessern und wachsamern übergeben können? Wenn ihr also gleich die Thüre zugeschlossen und das Zimmer finster gemachet habt, so lasset euch nicht einfallen zu sagen: Nun sind wir allein. Denn ihr seyd nicht allein; sondern Gott ist darinne und euer Genius. Die bedürfen des Lichtes nicht, um zu sehen, was ihr thut. Diesem Gott solltet ihr auch einen Eid schweeren, wie die Soldaten dem Cäsar. Diese, die bloß ihren Sold empfangen, schweeren, daß ihnen auf der Welt nichts wichtiger noch angelegener seyn solle, als Cäsars Glük und Leben. Ihr hingegen, die ihr von Gott so vieler und grosser Sachen gewürdiget seyd, wolltet ihm nicht schweeren, und wenn ihr geschworen habt, den Eid nicht halten? Und was werdet ihr schweeren? daß ihr ihm nie ungehorsam seyn wollt, daß ihr in Ansehung dessen, was er euch beschehrt, niemal Klage gegen ihn führen, nie wider ihn murren wollet; daß ihr nichts, was seyn muß, mit Unwillen thun oder leiden wollet. Ist wol diese Huldigung jener zu vergleichen? Jene schweeren, daß sie niemand in der Welt dem Cäsar vorziehen wollen: Ihr, daß ihr die grösseste Achtung und Treue gegen euch selbst haben wollet.

Fünfzehnte Rede.

Was die Philosophie verspreche.

Als ihn einer rathsfragte, wie er seinen Bruder bereden könnte, daß er sich künftig gütiger gegen ihn betrage, antwortete er: Die Philosophie machet sich nicht anheischig, dem Menschen irgend etwas äusseres zu verschaffen. Thäte sie dieß, so würde sie sich eines Dinges, das ihr Stof nicht ist, beladen. Denn gleich wie Holz des Zimmermanns, und Erzt des Bildgiessers Stof ist, also ist eines jeden sein eigenes Leben der Stof der Kunst zu leben. Für wen ist hiemit die Aufführung deines Bruders Stof? Sie wird Stof seyn für seine Kunst, die er selbst zu treiben hat. Für deine, die du zu treiben hast, ist sein Thun fremder Stof; und etwas äusseres, gerade wie Aeker, Gesundheit oder Ansehen. Die Philosophie verspricht nichts dergleichen. Ich will, verspricht sie, die Vernunft in allen Fällen bewahren, daß sie sich der Natur gemäß verhalte. Wessen Vernunft? dessen, der mich besizt. -- Wie ist es aber zu machen, daß jener seinen Grollen gegen mich fahren lasse? -- Laß ihn herkommen; ich muß das ihm selber sagen. Dir habe ich über seinen Grollen nichts zusagen.

Da jener Rathsfragende also fortfuhr: Ich möchte aber gern wissen, wie habe ich mich aufzuführen, daß es der Natur gemäß sey, wenn auch jener unversöhnlich bleibt? antwortete Epictet:

Grosse

Grosse Sachen enstehen nicht auf einmal. Nicht einmal eine Traube, nicht einmal eine Feige ist im Augenblike erwachsen. Wenn du mir izt sagtest: Ich wollte gern, daß mir Feigen wüchsen; so würde ich dir antworten: Die Sache erfodert Zeit; laß den Baum erst blühen, hernach die Frucht hervorbringen: Denn wird sie zulezt zur Zeitigung gelangen. Wenn hiemit die Frucht des Feigenbaums nicht auf einmal, noch in einer Stunde zur Vollkommenheit gedeiht, warum wolltest du die Frucht der vernünftigen Seele in so kurzer Zeit, und so leicht haben? Das must du nicht erwarten, wenn ich dir auch schon Hofnung dazu machte.

Sechszehnte Rede.

Von der Vorsehung.

Verwundert euch nicht, daß für die Thiere alles, was der Leib erfodert, Speise, Trank und Lager in Bereitschaft ist, und daß sie keiner Schuhe, keiner Better noch Kleider bedürfen; wir Menschen hingegen dessen alles bedürfen. Denn weil sie nicht um ihrer selbst willen, sondern zum Dienen geschaffen sind, so hätte es nicht zum Zweke gedienet, sie so zu machen, daß sie noch etwas bedürften. Denn bedenke doch, wie übel wir stühnden, wenn wir nicht nur für uns selbst, sondern auch für die Schafe und Esel sorgen müßten, daß sie Schuhe und Kleider hätten, daß Essen und Trinken für sie vorhanden sey. So wie einem Feldherrn seine Soldaten in Stiefeln, in völliger

Montur

Montur und Armatur schon bereitet da stehen; (es wäre nicht auszustehen, wenn die Hauptleute erst noch umhergehen, und das Regiment Mann für Mann ankleiden und stiefeln müßten!) also hat auch die Natur die Thiere, weil sie zum Dienen bestimmt sind, so gemachet, daß sie schon gerüstet und bereitet, keiner weitern Besorgung benöthiget seyn. Ein einziger kleiner Junge treibt mit seinem Stabe eine ganze Heerde Schafe. Izt aber, anstatt Gott für diese Einrichtung zu danken, machen wir ihm Vorwürfe, daß er minder Sorge auf uns, als auf die Thiere gewendet habe. Und es könnte doch, beym Jupiter und allen Göttern, ein einziges Ding in der Natur schon genug seyn, einem ehrlichen und dankbaren Menschen die Vorsehung fühlbar zu machen. Du darfst nicht einmal auf etwas grosses sehen. Betrachte nur dieses, daß aus Grase Milch, und aus Milch Käse wird, und daß Wolle aus dem Felle wächst. Wer ist es, der dieß gemachet, der dieß erdacht hat? Niemand, sagst du? Ist es möglich so unverschämt, so gefühllos zu seyn? Nun denn, wir wollen die grössern Werke der Natur für einmal beyseitsetzen, wir wollen nur die Nebenwerke betrachten. Ist auch etwas geringeres, als die Haare am Kinne? Hat aber nicht die Natur auch diese auf das allerschiklichste angewendet? Hat sie nicht den Mann und das Weib dadurch unterschieden? Ruft nicht die Natur für einen jeden von uns schon von weitem aus: Ich bin ein Mann, begegne mir als einem solchen, rede mit mir als einem solchen, siehe mich für nichts anders an; hier ist das Wahrzeichen. Den Weibern hingegen

hat

hat sie nebst einer zarten Stimme ein glattes Kinn gegeben. Ist das nicht weise? Oder hat sie das Geschöpfe unkenntlich lassen sollen? Wäre es besser, wenn ein jeder selbst ausrufen müßte: Ich bin ein Mann? Ist denn das Wahrzeichen nicht schön? läßt es nicht gut? giebt es nicht ein Ansehen? Wie viel schöner, als wenn wir einen Kamm, wie die Hahnen; wie viel prächtiger, als wenn wir wie die Löwen eine Mähne hätten: Man sollte deßwegen auch diese Zeichen, die Gott anerschaffen hat, beybehalten. Wir sollten den Unterschied des Geschlechts nicht, so viel an uns steht, abthun oder zweifelhaft machen. Sind dieses die einzigen Werke der göttlichen Vorsehung an uns? Wo will man Worte genug finden, sie würdig zu loben und zu preisen? Was sollten wir doch, wenn wir Verstand hätten, öffentlich und besonders anders thun, als Gott lobsingen und lobsagen und seine Wolthathaten erzählen? Sollte man nicht beym Pflügen, beym Graben, beym Essen, den Lobgesang auf Gott singen: „Groß ist GOtt, der uns dieses „ Geräthe gegeben hat, womit wir die Erde bauen „ können! Groß ist Gott, der uns Hände gege„ ben, der unsern Schlund, der unsern Magen „ gemachet hat! Der gemachet hat, daß wir un„ vermerkt wachsen, daß wir im Schlafe ath„ men! „

So sollten wir über jedes lobsingen; den erhabensten und feurigsten Lobgesang aber darüber anstimmen, daß er uns das Vermögen gegeben hat, die Dinge deutlich zu erkennen, und auf gehörige Art und Weise zu brauchen. Nun denn,

weil

weil ihr andern grossentheils blind worden seyd; sollte denn nicht auch jemand seyn, der dieß Amt verrichte, und Gott den Lobgesang anstatt aller darbringe? Was kann ich lahmer Greis anders thun, als Gott loben? Wäre ich eine Nachtigall, so thäte ich was die Nachtigall kann. Wäre ich ein Schwan, ich thäte was der Schwan kann. Nun bin ich ein vernünftiges Geschöpfe; ich muß Gott loben, das ist mein Werk: Ich will es verrichten und diesen Posten behalten, so lange es vergönnet wird. Aber auch euch fodere ich zu eben diesem Liede auf.

Siebenzehnte Rede.

Von der Nothwendigkeit der Logik.

Da die Vernunftkunst alle andern Künste beleuchtet und vollkommen machet, sie selbst aber nicht finster und ungewiß bleiben darf; so sage man mir, woher denn sie selbst ihre Beleuchtung und Gewißheit empfange. Unstreitig muß es von ihr selbst oder von einer andern Kunst, die von einem höhern Range, als die Logik ist, herrühren. Nun ist das leztere schlechterdings unmöglich. Wenn es hiemit von der Vernunftkunst selbst geschiehet, so wird man mir keine andere Kunst nennen können, wodurch jene beleuchtet werde. Denn wenn sie sich und ihre Gewißheit selbst beleuchten kann, so werden wir ja keiner andern Kunst hiezu bedörfen. -- Freylich aber die Logik ist auch eine Kunst, darinn man an kein Ende kömmt,

kömmt, man hat ewig daran zu studieren. Es wäre nothwendiger, daß man die Zeit auf Verbesserung des Willens und der Leidenschaften, auf moralische Studien anwendete. -- Willst du lieber darüber Unterricht hören? Wolan! Aber wenn du mir denn etwa sagen wolltest: Ich weiß nicht, ob du richtig oder unrichtig schliessest, und, wo ich mich etwan zweydeutig ausdrükte, sagtest: Es wäre mir lieb, wenn du dieß näher bestimmtest; so würde ich deiner müde seyn und es dir zurükgeben: Es ist nothwendiger, hast du selbst gesagt, die Moral, als die Subtilitäten der Logik zu treiben. Willst du aber wissen, warum man der Logik unter den philosophischen Wissenschaften den ersten Rang giebt? Ich meine, es geschehe darum, weil man zuerst das Maaß kennen muß, bevor man Früchte messen kann. Wenn wir nicht zuerst einen festen Begriff haben, was das Maaß, was das Gewicht sey, wie werden wir wol etwas messen oder wägen können? Also auch hier, wenn ihr das Unterscheidungsmittel, wodurch ihr alles andere kennen lernet, nicht auf das sicherste und genauste erlernt habt, wie werdet ihr wol irgend etwas mit Genauheit und Gewißheit erkennen mögen? Das wäre ja nicht möglich. -- Es ist wahr, aber das Maaß ist ein dürres unfruchtbares Holz. -- Es ist aber doch das Mittel, die Früchte zu messen. -- Und so ist die Logik eine trokene unfruchtbare Kunst. -- Das wollen wir hernach untersuchen. Wenn man dir aber auch dieses zugäbe, so ist genug, daß sie uns doch in den Stand sezt, alles andere zu untersuchen, zu unterscheiden und, so zu reden, auszumessen und abzuwägen. Wer sagt dieses?

ses? Sagt es nur Chrysipp und Zeno und Cleanth? Sagt es Antisthenes nicht auch? Und wer ist der, so geschrieben hat, die Untersuchung der Wörter sey der Anfang der Philosophie; sagt es nicht Socrates? und von wem schreibt Xenophon, daß er im Brauch gehabt habe, mit Untersuchung, was die Wörter bedeuten, seine Disputationen anzufangen? -- So ist also das die grosse und schäzbare Sache, daß man den Chrysipp verstehe und auslege? -- Wer sagt dieses? -- Was ist denn das Schäzbare? -- Daß man den Willen der Natur verstehe. Sage mir, erlangst du diese Erkenntniß durch dich selbst? Wenn das ist, so brauchst du nichts mehr. Denn wenn es Grund hat, daß alle Menschen wider ihren Willen fehlen, du aber zu einer völligen Kenntnis des Wahren gelanget bist, so must du nothwendig schon allezeit recht handeln. Ich hingegen muß bekennen, ich verstehe den Willen der Natur nicht. Wer kann mir denselben erklären? Man sagt, Chrysipp sey der Mann dazu. Ich komme also, mich zu erkundigen, was dieser Ausleger der Natur sage. Allein da fehlt mir zu allererst, daß ich Chrysipps Sprache nicht verstehe. Ich suche hiemit einen Dollmetscher, der mir sagen könne: Schau, dieß ist gerade so viel, als wenn man auf latein das und sagte. Was hat hier der Dollmetscher für Recht, stolz zu thun? Chrysipp selbst hat keine Ursache dazu, wenn er bloß erklärt, was der Wille der Natur sey und ihm selbst nicht folget. Sollte denn der Ausleger Chrysipps mehr Ursache zum Stolze haben? Wir haben auch nicht einmal des Chrysipps um seiner selbst, sondern nur um deßwillen

vonnö-

vonnöthen, daß wir die Natur verstehen lernen; so wie wir den Wahrsager nicht um seiner selbst willen, sondern deswegen brauchen, weil wir glauben, daß wir zukünftige Dinge, davon ihm die Götter Vorbedeutungen gäben, bey ihm inne werden; und wie wir die Opfereingeweide nicht um ihrer selbst willen, sondern weil uns Zeichen an denselben gegeben werden, beschauen; und wie wir endlich weder den Raben noch die Krähe, sondern den GOtt, der durch sie Zeichen giebt, hochachten. Ich gehe also zu dem Priester und Ausleger dieser Dinge, und sage: Forsche einmal in den Eingeweiden, was wird mir darinn prophezeyet? Er nimmt sie hervor, breitet sie aus, und giebt die Auslegung:

Mensch, du hast einen Willen, der seiner Natur nach weder gehindert noch gezwungen werden kann. Das steht hier in diesen Eingeweiden geschrieben, und dieses will ich dir zeigen, zuerst in Ansehung deines Urtheilsvermögens. Kann es dir jemand verwehren, der Wahrheit Beyfall zu geben? -- Kein Mensch. -- Kann dich jemand zwingen etwas falsches anzunehmen? -- Kein Mensch. -- Du siehest also, daß man deinen Willen in diesem Stüke weder wehren, noch zwingen noch hindern kann. Wolan, verhält es sich etwan in Ansehung deines Begehrens- und Bestrebensvermögens anders? Wer kann deine Bestrebung überwinden? Eine andere Bestrebung. Wer kann deine Begierde oder Abscheu überwinden? Eine andere Begierde oder Abscheu. Wenn mir einer den Tod drohet, so zwingt er mich. -- Die Dro-

hung zwingt dich nicht, sondern dein Bedünken, es sey besser dieß oder jenes zu thun, als das Leben zu verlieren. Da hat dich also wider dein eigener Begriff gezwungen; das ist, der freye Wille hat sich selbst gezwungen. Denn wenn Gott den eigenen Theil, den er von sich selbst genommen, und uns gegeben hat, so zugerichtet hätte, daß er von ihm oder jemand anderm könnte gehindert oder gezwungen werden, so wäre er nicht mehr Gott, und würde nicht die gebührende Sorge für uns haben. Dieß finde ich in den Opfern; dieß wird dir in denselben angedeutet. Wenn du willst, so bist du frey. Wenn du willst, so wirst du dich über niemand beschweren, niemand anklagen, es wird alles nach deinem, so wol als nach Gottes Willen, gehen. -- Um solcher Wahrsagungen willen gehe ich zu diesem Priester und Philosoph, voller Hochachtung, nicht so fast für den Ausleger, als für das, was er mir ausleget.

Achtzehnte Rede.

Daß man auf die fehlenden nicht müsse böse seyn.

Wenn wahr ist, was die Philosophen sagen, daß alle Menschen aus gleichem Grunde bewogen werden, auf der einen Seite demjenigen Beyfall zu geben, was mit ihren Vorstellungen einstimmt; hergegen demjenigen den Beyfall zu versagen, was mit ihren Vorstellungen nicht einstimmt; oder auch den Beyfall zurük zu halten, weil die Sache noch unge-

ungewiß ist; auf der andern Seite aber bey allen aus gleichem Grunde herrührt, etwas zu begehren, das sie sich als gut und begehrenswürdig vorstellen: (Denn es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mensch etwas begehren könne, das er sich nicht als gut und nüzlich vorstellt; oder daß er nach etwas anderm streben sollte, als was er selbst seiner nicht unwürdig achtet:) Wenn, sage ich, dieses seine Richtigkeit hat, wie kömmt es denn immer, daß wir über so viel Leute böse seyn können? Weil sie Schelmen und Dieben sind. -- Was will das sagen, Schelmen und Dieben? Falsche Begriffe haben sie von den Gütern und Uebeln. Sollte man hiemit nicht eher Mitleiden mit ihnen haben, als auf sie böse seyn? Ueberführe sie nur ihres Irrtums, so wirst du sehen, daß sie ihre Fehler verlassen. So lange sie ihren Irrtum nicht einsehen, haben sie nichts, das mehr bey ihnen gelten könnte, als ihre gegenwärtige Vorstellung von den Sachen. -- Wie? soll man denn diesem Räuber, diesem Ehebrecher nicht das Leben nehmen? -- Frage lieber: Soll man dem, der sich über die allerwichtigsten Sachen irret und trügt, der nicht etwa bloß sein Gesicht verloren hat, und schwarz und weiß nicht mehr unterscheiden kann, sondern den Sinn, wodurch man Güter und Uebel unterscheidet, verloren hat; soll man dem nicht das Leben nehmen? Wenn du so fragtest, so würdest du merken, wie unmenschlich du redest, und daß es eben so viel ist, als: Soll man diesen Blinden, diesen Tauben leben lassen? Wenn der Verlust der wichtigsten Dinge der wichtigste Verlust ist; eine richtige Wahl aber einem jeden Menschen

das wichtigste ist, warum bist du denn böse auf einen, der daran den wichtigsten Verlust gelitten hat? Es steht dir, als einem Menschen nicht zu, daß du wegen fremder Laster deinen Vorstellungen wider die Natur Gewalt anthust. Du darfst den Lasterhaften nur bemitleiden, *) nicht aber böse auf ihn seyn. Dieß verriethe ein Gemüth das gern Anstoß nimmt, und einen Hang zum Hasse hat. Ueberlaß es dem Pöbel, in die heftigen Worte auszubrechen: Die Verwünschten, die Verhaßten, die - - - ! Welche Schandthaten werden ihnen wol zuviel seyn! Hast du nicht alle deine Weisheit verlernt, wenn du so ausfährst, und so ungehalten bist? Woher kömmts, daß wir ungehalten werden? Meistens daher, daß wir uns allzuviel aus denen Dingen machen, deren uns die Menschen etwan berauben. *) Mache dir nicht zuviel aus der Schönheit deiner Frau, so entrüstest du dich über den Ehebrecher nicht. Erkenne, daß Dieben und Ehebrecher in Sachen, die dir eigentümlich zugehören, dir niemals beykommen können; sondern nur in solchen Dingen, die dir ganz fremd und nicht in deiner Gewalt sind. Würdest du für diese gleichgültig seyn und sie nichts achten, so würdest du niemalen auf jemanden böse werden. So lange du sie aber noch groß achtest, hast du mehr Ursache auf dich selbst, als auf andere böse

zu

**) Was zwischen diesen Sternchen ist, hat im Text eine Lüke über die andere. Man hat sie ausgefüllt und einen Zusammenhang herausgebracht, so gut man gekonnt.

zu seyn. Bedenke die Sache: Du hast schöne Kleider. Dein Nachbar hat keine. Du hast ein Fenster und hängst sie auf, sie unter demselben durchluften zu lassen. Jener versteht nicht, was des Menschen wahres Gut ist; er bildet sich ein, schöne Kleider gehören unter andern auch mit dazu, so wie du dir es auch einbildest. Sollte denn er nicht kommen und sie stehlen? Du lassest Fressern einen Pudding sehen, den du gern allein aufäßest. Willst du, daß sie ihn dir nicht wegmausen, so reize die Leute nicht. Habe kein Fenster, hänge die Kleider nicht aus. Ich hatte auch vor etwas Zeit eine eiserne Lampe vor den Hausgöttern; ich hörte die Thüre gehen, ich lief hin und meine Lampe war weg. Ich dachte: Nun es hat den Dieb bedünkt, er begehe da kein Narrenstük. Was ist zu machen? Morgen, sagte ich, sollst du eine irdene Lampe antreffen. Denn es verliert einer nur das, was er hat. Du hast dein Kleid verloren, weil du ein Kleid hattest. Du hast Kopfschmerzen. Könntest du denn Hornschmerzen haben? Man kann nur Sachen verlieren und von Sachen Schmerzen haben, die man hat und besizt. -- Aber der Tyrann wird in Band und Ketten legen. -- Wen? das Bein. -- Aber er wird das Schwert züken. -- Gegen wen? Gegen den Hals. Wen wird er aber nicht in Ketten schliessen? Wen wird sein Schwert nicht berühren? Den freyen Willen. Darum haben die Alten vermahnet: Erkenne dich selbst. Sollte man sich hiemit nicht bey kleinen Zufällen üben, weise zu seyn, und von kleinen Anfängen zu grösserer Tugend fortschreiten? Hast du Kopfschmerzen, so sage

nicht: Ach wehe! Hast du Ohrenschmerzen, sage nicht: Ach wehe! Ich will nicht sagen, daß es dir solle verbotten seyn, zu ächzen: Nur ächze nicht in dem Grunde deines Herzens; und bringt dir der Knecht nicht im Augenblik die Kopfbinde, so ruf nicht aus vollem Halse; quäle dich nicht, sage nicht, sie hassen mich alle. Denn wer wollte einen solchen Mann nicht hassen? Setze dich in diesen Begriffen fest, fasse Muth auf dieselben, und wandle mit aufrechtem Kopf und frey einher. Verlaß dich nicht, wie ein Kämpfer, auf die Grösse des Leibes. Denn du must nicht eselmäßig unüberwindlich seyn. Wer ist recht unüberwindlich? Der, den keines der Dinge, die nicht auf unsern Willen ankommen, aus seiner Gemüthsfassung verrükt. Ich beobachte dich in Zukunft in allerley Umständen und Prüfungen, und will dich kennen lernen, wie einen Kämpfer. Dieser Kämpfer hat sich vor das erste mal ritterlich gehalten. Wie hält er sich vor das zweyte mal? Wie hält er sich bey schwülem Wetter? Wie kämpft er in Olympia? So frage ich auch über meinen Helden. Er würde es verachten, wenn man ihn mit Geld bestechen wollte. Aber wenn ihn ein Mädchen reizt, wie hält er sich? wenn es ihm im dunkeln Zimmer begegnet, wie hält er sich? Wenn ihm Ehre entgegen schimmert, wenn ihm Schimpf wiederfahrt, wenn ihm Lobsprüche schmeicheln, wie hält er sich da? Er kann dieß alles überwinden. Den mag also Fieber anfallen, er mag, Wein im Kopf haben, es mag ihn Melancholie, es mögen Träume ihn anfechten: Auch dergleichen nichts wird ihn entwegen. Einen solchen nenne ich einen unüberwindlichen Kämpfer.

Neun-

Neunzehnte Rede.

Wie man in Ansehung der Tyrannen gesinnet seyn solle.

Ein jeder Vorzug, den ein Mensch wirklich oder auch nur in der Einbildung besizt, wird ihn unfehlbar aufblähen, wenn er keine Philosophie besizt. Ein Tyrann sagt gleich: Ich bin der Mächtigste. -- Nun, was kannst du mir denn verschaffen? Kannst du mir Begierden geben, die ihrer Erfüllung auf immer sicher seyen? Woher wolltest du diese Macht nehmen? Oder kannst du machen, daß dir selbst nimmer begegne, was du scheuest? Kannst du machen, daß deine Bestrebung ihres Zieles niemalen verfehle? Wo hast du diese Macht? Sage mir, auf wen verlässest du dich, wenn du auf einem Schiffe bist, auf dich selbst, oder auf den erfahrnen Schiffer? Wenn du auf einem Wagen fährst, verlässest du dich auf dich selbst, oder auf einen, der den Wagen zu leiten weiß? Und wie hast du es in Ansehung anderer Künste? Gerade auch so. Was kannst du denn? -- Jederman wartet mir auf, und thut mir Ehre an. -- Ich thue meinem Täfelgen auch Ehre an; ich wasche es und trokne es, und für meine Oelflasche schlage ich einen Nagel in die Wand. Sind diese hiemit vornehmer oder mächtiger, als ich? Nein, sondern sie thun mir einige Dienste, und für diese thue ich ihnen Ehre an. Ja was? Thue ich nicht so gar meinem Esel Ehre an? wasche ich ihm

nicht die Füsse, bürste ich ihn nicht aus? Weist du nicht, daß ein jeder ihm selbst Ehre anthut; dir hingegen nur auf die Weise, wie man auch dem Esel Ehre anthut? Oder zeige mir, wer thut dir, in so fern du Mensch bist, Ehre an? Wer hat Lust, dir ähnlich zu werden? Wo hast du Nacheiferer, wie ein Socrates? -- So habe ich doch Macht, dir den Kopf abhauen zu lassen. -- Das ist wahr; ich habe nicht daran gedacht, daß man dir auf gleiche Weise, wie dem Fieber und der Gallsucht Ehre anthun sollte; daß man dir einen Alter bauen sollte, wie das Fieber einen Altar in Rom hat.

Was ist es also, was den Pöbel in Furcht und Schreken sezt? Ist es der Tyrann? sind es seine Bewafneten? Im geringsten nicht. Es kann nicht seyn, daß ein von Natur freyes Wesen von etwas anderm, als von sich selbst, verunruhiget oder vergewaltiget werde. Die Begriffe, die sich die Menschen machen, verunruhigen sie. Denn wenn der Tyrann einem sagt: Du sollst in Ketten geschlossen werden, so wird einer, der viel auf seinen Beinen hält, sagen: O, ich bitte, erbarme dich doch! Hingegen einer, der seinen freyen Willen zu schäzen weiß, wird sagen: So schliesse, wenn du must geschlossen haben. -- Wie? du frägst nichts darnach? -- Nein. -- Ich will dir zeigen, daß ich dein Herr bin. -- Woher solltest du das seyn? Mir hat Jupiter selbst die Freyheit geschenket. Meinest du, er werde gestatten, daß man seinen Sohn zum Sclaven mache? Meines Leichnams Herr bist du: Da nihm ihn. -- So

thust

thust du mir denn, wenn du vor mich kömmst, keine Ehre an? -- Nein, sondern mir selbst. Oder, wenn du willst, daß ich sage, ich thue auch dir Ehre an, so sey es eine solche Ehre, dergleichen ich auch meinem Kruge anthue. Dieses ist keine sträfliche Eigenliebe. Denn das ist die Natur eines jeden lebendigen Wesens, daß es alles um seiner selbst willen thut. Auch die Sonne thut alles um ihrer selbst willen, und so gar Jupiter. So bald er aber der Regengott, der Getraidegott, der Vater der Götter und Menschen seyn will, so siehest du ja, daß er solche Werke und Namen nur dadurch zuwegebringt, daß er allgemeinen Nutzen schaft. Er hat auch die Natur aller vernünftigen Geschöpfe überhaupt so eingerichtet, daß sie keine eigenen Güter erlangen können, wenn sie nichts zum allgemeinen Nutzen beytragen. Man sage also nicht mehr, es sey ungesellschaftlich, alles um seiner selbst willen zu thun. Denn was erwartest du? Daß man sich seiner selbst und seiner eigenen Vortheile begebe? Wird man auch noch einen allgemeinen Grund der Handlungen aller lebendigen Wesen haben, wenn man den Trieb der Selbsterhaltung wegnihmt? Allein wenn man sich von Dingen, die nicht von unsrer Wahl abhangen, ungereimte Begriffe in den Kopf sezt; wenn man sich solche Dinge als Güter oder Uebel einbildet, so muß man freylich den Tyrannen den Hof machen. Ja wäre es nur damit ausgerichtet! Auch ihren Kammerdienern muß man dann den Hof machen. Wie kömmts, daß einer einsmals ein Mann von grossem Verstande ist, so bald ihm Cäsar sein Nachtgeschier anvertraut? Warum sagt man zum Exempel, Felicio hat mir

einen

einen sehr klugen Rath gegeben? Ich wollte, daß er des Kammerdienstes entsezt würde, damit du ihn wieder einen Dummkopf fändest. Epaphrodit hatte einen Schuster, den er, weil ihm der Kerl nirgendzu taugte, verkauft hat. Ein gewisser Dämon fügte es, daß dieser von einem Cäsarianer gekauft und Cäsars Schuster wurde. Da hättet ihr sehen sollen, wie ihm Epaphrodit izt Ehre erzeigte. -- „ O, sage mir doch, was lebst „ du, bester Felicio! -- „ Kam einer von uns nachzufragen, was Epaphrodit gutes machte, so hieß es oft: Er ist gleich izt mit Felicio über gewisse Sachen zu Rathe. -- Hatte er ihn nicht als einen Taugenichts verkauft? Wer hat ihn denn izt einsmals zu einem klugen Mann gemachet? Das heißt andere Dinge hoch schäzen, als die von unserm freyen Willen abhangen.

Es wird einer Tribun. Jedermann, der ihm begegnet, gratuliert ihm. Der eine küßt ihm die Augen, der andere den Hals, und die Knechte küßen ihm die Hände. Kömmt er nach Hause, so trift er es illuminiert an. Er geht in das Capitolium hinauf, und bringt Dankopfer. Wer hat auch je dafür den Göttern geopfert, daß seine Begierden in der Ordnung sind, daß seine Bestrebungen der Vernunft gehorchen? Denn wir sagen ja den Göttern für solche Sachen Dank, die wir unter die Güter zählen.

Heut sagte mir einer, er wollte sich auf das nächste Augustusfest um die Priesterstelle bewerben. Ich sagte ihm: Laß es unterwegen; du würdest grosse Unkosten haben, die nicht von dem geringsten

sen Nuzen wären. -- Aber mein Name kömmt denn doch in alle Verträge, die geschlossen werden, zu stehen. -- Bist du denn allemal dabey, wo man einen Vertrag lieset, und sagst den Leuten: Sehet, ich bin der, dessen Name da stehet? Und wenn du es auch izt allen sagen könntest, was willst du denn machen, wenn du todt bist? -- Mein Name wird doch bleiben. -- Laß ihn in Stein hauen, so wird er auch bleiben. Jenes erhält dein Gedächtnis doch nur in dem Bezirk von Nikopel. -- Aber ich werde einen goldenen Kranz tragen. -- Wenn dich nach einem Kranz gelüstet, so mache dir einen von Rosen, und setze ihn auf; er wird dir noch hübscher lassen.

Zwanzigste Rede.

Daß die Vernunft fähig sey, sich selbst zu untersuchen.

Eine jede Kunst und jedes Vermögen hat ihr gewisses Hauptobject, welches sie erforschet. Wenn nun ein Vermögen mit dem Gegenstande seiner Erforschung gleicher Art ist, so muß es nothwendig fähig seyn, auch sich selbst zu erforschen: Wenn es nicht gleicher Art mit seinem Gegenstand ist, so kann es sich selbst nicht untersuchen. Des Schusters Kunst z. Ex. gehet mit Leder um, sie selbst aber ist von ihrem Stof, dem Leder, ganz verschieden. Sie ist deßwegen unfähig sich selbst zu erforschen. Die Schreibkunst beschäftigt sich, Wörter zu schreiben. Ist aber sie selbst nur ein geschriebe-

schriebenes Wort? -- Nein. -- Hiemit kann sie sich nicht selbst untersuchen. Wozu ist aber die Vernunft von Natur bestimmt? -- Zu dem richtigen Gebrauch der Vorstellungen. -- Und was ist sie selbst? -- Ein System von Vorstellungen, ein Zusammenhang von Begriffen. -- Hiemit ist sie von Natur fähig, sich selbst zu erforschen. So auch der Verstand: Mit was für Betrachtungen geht er um? -- Mit Betrachtung was gut, was böse und was gleichgültig sey. -- Was ist er selbst? -- Etwas gutes. -- Was ist hingegen der Unverstand? -- Ein Uebel. -- Du siehest hiemit, daß der Verstand nothwendig muß fähig seyn, sich selbst und das Gegentheil von ihm zu betrachten. Es wird demnach das wichtigste und vornehmste Geschäft eines Philosophen seyn, daß er die Vorstellungen prüfe und unterscheide, und keine ungeprüft annehme. Ihr sehet, wie sorgfältig man in Ansehung des Geldes ist, wenn man sich ein Gut daraus machet. Da hat man eine ganze Kunst erfunden, da weiß der Geldkenner mehr als ein Mittel den Pfenning zu prüfen; er braucht das Gesicht, das Gefühl, den Geruch und zulezt auch das Gehör dazu. Er wirft das Geldstük und giebt auf den Klang Achtung; und es ist ihm nicht genug, es nur einmal klingeln zu lassen, er erwirbt sich durch wiederholte Bemerkung des Klanges ein musicalisches Ohr hierinn. So wenden wir in Sachen, wo wir meinen, daß uns etwas daran liege, nicht betrogen zu werden, viel Aufmerksamkeit an, daß uns der Betrug nicht verborgen bleibe. Nur in Ansehung der armen Vernunft gähnen und schlummern wir, und nehmen eine Vorstellung geradezu

für

für richtig an: Denn da fällt der Schade nicht so gleich ins Auge. Wenn du aber wissen willst, wie nachläßig du für Gut und Uebel, wie gestissen hingegen für gleichgültige Dinge du seyest, so gieb Achtung, wie du über Verlust des Gesichtes, und wie du hingegen über Irrtum denkest. Da wirst du sehen, daß du für Güter und Uebel bey weitem nicht gesinnet bist, wie du solltest. -- Aber das erfodert gar viel Vorbereitung, gar viel Mühe und Studieren. -- Wie? bildest du dir etwan ein, du solltest durch einen ganz kurzen Unterricht zu der allergrössesten Kunst gelangen? Zwar sind in der That die Hauptlehren der Philosophen sehr kurz. Lies nur den Zeno, du wirst es sehen. Was ist es weitläufiges, wenn man sagt: Das höchste Gut ist, den Göttern folgen. Das Wesen des Guten ist der richtige Gebrauch der Begriffe. Sagst du aber: Was ist Gott? was ist ein Begriff? was ist die Natur einzelner Dinge? was ist die Natur des Ganzen? so kömmt man man ins Weitläufige. Kömmt ein Epicur und sagt, das Gute müsse etwas seyn, das das Fleisch angeht; so giebt es wieder Weitläufigkeiten, und man muß sich nothwendig sagen lassen, was das edelste, substantielle und wesentliche an uns ist; es sey nicht wahrscheinlich, daß das Gute einer Schneke etwas für seine Schale sey; wie es denn sollte glaublich seyn, daß das Gut des Menschen etwas für seine Hülle wäre? Wir fragen dich selbst, Epicur: Hast du nicht etwas edlers, als deinen Leib? Was ist das, so sich in dir berathschlägt? Was ist das, so alles untersucht? Was ist das, welches von dem Corper selbst dieß Urtheil fällt, er sey das edelste?

Warum

Warum zündest du deine Lampe an, und nimmst unsertwegen so viele Mühe, und schreibst so viel Bücher? Damit uns die Wahrheit nicht verdekt bleibe? Uns sagst du? Wer sind wir? Gehen wir dich hiemit etwas an? So wird die Philosophie weitläufig.

Ein und zwanzigste Rede.

An Leute, die gern in grosser Achtung stühnden.

Wenn einer in seinem Leben den Stand behält, den er soll, so schnappt er nicht nach äusserlichen Dingen. Was wolltest du gern haben, Mensch? Ich für mein Theil habe genug, wenn meine Begierde und mein Abscheu mit der Natur harmoniert; wenn meine Bestrebung etwas zu thun oder zu lassen, mein Vorsatz, mein Unternehmen, mein Beyfall, den Gesetzen der menschlichen Natur treu bleibet. Warum trittest denn du so stolz daher, als wenn du schon eine Spitzsäule verschlungen hättest? -- Ich wollte gern, daß sich ein jeder, der mir begegnet, einen grossen Begriff von mir machte, und hinter mir her ausriefe: Grosser Philosoph! -- Wer sind aber die, von denen du gern groß geachtet seyn wolltest? Sind es nicht die Leute, von denen du sonst zu sagen pflegtest, sie seyen toll? Wie? wolltest du denn bey Tollen groß geachtet seyn?

Zwey und zwanzigste Rede.

Von den natürlichen Grundbegriffen.

Alle Menschen haben gewisse natürliche Grundbegriffe mit einander gemein, und diese Grundbegriffe können einander nicht widersprechen. Oder ist irgend ein Mensch, der es nicht bejahete, daß das Gute nuzlich und unserer Wahl würdig sey, und daß man demselben unter allen Schwierigkeiten nachstreben und nachjagen müsse? Ist einer unter uns, der es nicht bejahete, daß die Gerechtigkeit etwas schönes und geziemendes sey? Worüber wird man denn streitig? Ueber die Anwendung der Grundsätze auf besondere Fälle. Der eine sagt: Das ist eine herrliche That, das ist ein tapferer Mann! Ein andrer hingegen: Nichts weniger, als dieses: Das ist eine That von einem Poltron. Daher aller Streit, worein die Menschen zusammengerathen. Das ist zwischen Juden, und Syrern und Aegyptiern und Römern der Streit; nicht, ob man die Religion nicht in gröfsesten Ehren halten, ob man derselben nicht überall nachhängen solle; sondern, ob die Religion erlaube oder nicht, daß man Schweinenfleisch esse? Ihr werdet finden, daß der Zwist Achills und Agamemnons auf dasselbige hinausläuft. Laßt sie auftreten. Was sagst du Agamemnon? Soll nicht geschehen, was sich gebührt und was schön ist? -- Warum das nicht? -- Nun was sagst du dazu, Achill? Ist es nicht auch deine Meinung, daß

man schöne Handlungen verrichte? -- Von ganzem Herzen bin ich dieser Meinung. -- Nun so machet Anwendung von euern Grundsätzen. Da geht izt der Zank an. Der eine sagt: Es gebührt sich nicht, daß ich die Chryseis ihrem Vater zurükgebe. Der andere: Das gebührt sich ganz gewiß, wendet nur einer von beyden den Grundbegriff von dem, was geziemend ist, recht an. Derselbe wird demnach weiter fragen: Wenn es nun recht und anständig ist, daß ich die Chryseis zurükgebe, so wird es auch recht seyn, daß ich einem von euch seinen Preis wegnehme. Der andere: Mein Mädchen wolltest du nehmen? -- Gerade dein Mädchen. -- So sollte denn ich allein leer ausgehen? -- Warum sollte aber mir nichts von der Beute werden? -- So entsteht der Streit.

Was heißt nun Philosophie studieren? Es heißt lernen, wie man die allgemeinen Grundsätze, die uns angeboren sind, auf besondere Fälle gehörig anwenden solle; und übrigens wol unterscheiden, daß einige Sachen in unsrer Gewalt, und andere nicht in unserer Gewalt stehen. In unserer Gewalt stehet der freye Wille, samt allen Handlungen, die von ihm abhangen. Der Leib hingegen, die Theile des Leibes, die Habschaft, die Eltern, die Brüder, die Kinder, das Vaterland, die Gesellschaft überhaupt, die stehen nicht in unserer Gewalt. Worinn wollen wir nun das wahre Gut setzen? Was für eine Sache wollen wir so nennen? Eine, die in unserer Gewalt stehet? Aber wie, ist denn die Gesundheit, ist denn ein ganzer Leib, ist denn das Leben, sind Eltern, Kinder, ist

das

das Vaterland kein wahres Gut? Wem möchte wol eine solche Lehre erträglich seyn! So laßt uns die Sache umkehren, und einmal den Begriff des wahren Guten auf solche Dinge anwenden, die nicht in unsrer Gewalt sind. Aber denn frage ich: Kann es seyn, daß einer der geschädiget, der seiner Güter beraubet wird, glükselig sey? -- Nein, das kann nicht seyn. -- Kann sich ein solcher gegen die Gesellschaft betragen, wie er sollte? Es wird nicht möglich seyn: Denn die Natur hat mir einen Trieb zu dem, was mir nüzt, eingepflanzet. Wenn es mir also nüzt, einen Aker zu haben, oder ein Kleid zu haben, so nüzt es mir auch, mich des Akers mit Gewalt zu bemächtigen oder das Kleid im Badhause zu stehlen. Daher entstehen Kriege, Aufruhren, Tyranney, Meuchelmord. Wie werde ich in das künftige eine Pflicht gegen Jupiter erfüllen können? Würde mir Schaden oder Unglük wiederfahren, wenn er Sorge für mich trüge? Wenn er mir nicht Hülfe erzeigen kann, was geht mich denn Zeus an? Und wiederum: Was habe ich von ihm, wenn er keinen bessern Willen zu mir hat, als mich in solchen elenden Umständen steken zu lassen? Ich fange wahrhaftig an, ihn zu hassen. Bauen wir denn dem Jupiter Tempel, richten wir ihm Bildsäulen auf, so wie den bösen Dämonen, oder so wie dem Fieber? Wie kann er noch die Titel eines Erretters, eines Regengottes, eines Getreidgottes behaupten? Siehe, dieses alles folget ganz richtig, wenn wir das Wesen des Guten in irgend einer Sache, die auser unsrer Gewalt stehet, setzen. Was wollen wir denn machen? Das ist eben die

Frage eines rechtschaffenen Schülers der Philosophie, der in Geburtsschmerzen der Wahrheit ist. So sehe ich nun gar nicht, was Gut und was Uebel ist. Bin ich toll? Es fehlte nicht viel. Soll ich das Gute wieder dort in den Dingen, die von unserm Willen abhangen, sezen. Denn werden mich alle auslachen. Ein grauer Alter mit etlichen goldenen Ringen an den Fingern wird kommen, seinen Kopf schütteln und sagen: Höre mein Sohn, man muß freylich Philosophie studieren, aber man muß eben so wol gescheid seyn: Das sind Narrenpossen! Du lernest von den Philosophen einen Syllogismus machen. Aber was du zuthun habest, das weist du besser als die Philosophen. – Mensch, warum schiltest du denn auf mich, wenn ich eben weiß, was ich zu thun habe. Was soll ich diesem Sclaven antworten? Schweige ich, so berstet er vor Zorn. Ich muß ihm sagen: Halte mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bey mir selbst. Ich bin toll.

Drey und zwanzigste Rede.

Gegen den Epicur.

Epicur siehet es selbst wol ein, daß wir zur Gesellschaft geboren sind. Allein nachdem er einmal die Schale oder den Cörper zum Sitze des Guten gemachet hat, so kann er izt nichts anders mehr sagen. Denn er hält auch darauf fest, daß man nichts hoch schäzen und sich in nichts verlieben solle, was nicht wesentlich zum Guten gehöre:

und

und das ist recht, daß er fest dabey bleibt. Allein, wie wären wir auf die Vermuthung kommen, daß wir zur Gesellschaft gebohren seyen, wenn uns die zärtliche Liebe zu unsern Kindern nicht von der Natur eingepflanzet wäre? Warum misräthst du dem Weisen Kinder zu erziehen? Was fürchtest du dabey? Es möchte ihm etwa Kummer dadurch zuwachsen? Macht es ihm Kummer, wenn eine Maus in seinem Hause zu essen kriegt? Frägt er etwas darnach, wenn ein kleines Mäuschen drinnen pfeift? Aber Epicur weiß, wenn uns einmal ein Kind geboren ist, daß es denn nicht mehr in unsrer Gewalt und Willkür stehet, ob wir Empfindungen der Zärtlichkeit und Vorsorge für dasselbe hegen wollen oder nicht. Darum sagt er auch, ein Mann, der Verstand habe, werde sich in keine Staatsgeschäfte mischen. Denn er weiß wol, was es zu zuthun giebt, wenn man sich als ein Patriot des Staats annihmt. Allein wenn du deine Mitbürger nicht besser, als einen Schwarm Müken achtest; so sehe ich nicht, was dich hintern sollte, dich mit Staatssachen abzugeben. Dieß alles sieht Epicur wol ein, und hat doch die Unverschämtheit zu sagen: Laßt uns keine Kinder erziehen! Aber es verläßt doch kein Schaf, ja so gar kein Wolf seine Jungen. Soll denn der Mensch keine Sorge für seine Kinder tragen? Willst du, daß wir so dumm seyen, wie Schaafe? die verlassen doch ihre Jungen nicht. Oder willst du, daß wir wild, wie Wölfe seyen; auch die verlassen ihre Jungen nicht. Giebt aber auch wol ein Mensch deinen Grundsätzen Beyfall, wenn er sein Kind hingeworfen auf der Erde wimmernd liegen sieht? Ich glaube wirklich, dein Vater

und deine Mutter hätten dich nicht hingeworfen, wenn ihnen gleich wäre prophezeyt worden, daß du eine solche Lehre auf die Bahn bringen würdest.

Vier und zwanzigste Rede.

Wie man Schwierigkeiten bekämpfen müsse.

Schwierigkeiten bewähren den Mann. Stößt dir eine Schwierigkeit auf, so denke, Gott, als der Moderator der Kampfspiele, stelle dir einen verwegenen, handfesten Jüngling entgegen, mit dem du den Kampf aufnehmen sollst. Zu was Ende? frägst du; damit du olympische Siege erfechtest? Diese erhält man nun nicht ohne Schweiß. Mir däucht wirklich, es habe sich kaum jemand in einer erwünschtern Gefahr befunden, als wenn du dieselbe, wie ein Kämpfer seinen muthigen Gegner, bestehest. Sollten wir izt einen Kundschafter nach Rom schiken? Niemand würde wol hierzu einen blöden verzagten Menschen auswählen, der auf das erste Geräusch, so er hört, oder auf einen Schatten, den er sieht, so gleich voll Schrekens mit der Nachricht gelauffen käme, der Feind sey vor der Thüre! So, wenn du izt kämest und sagtest: Was für schrekliche Sachen paßieren dermalen in Rom! Da hört man von nichts, als von Morden, von Bannisieren, von Schmähungen, von Plünderungen und andern gefährlichen Sachen. Ihr habt hohe Zeit, ihr Männer, euch mit der Flucht zu retten, der Feind ist euch auf dem Hals! So würden wir frisch sagen: Pake dich, du feiger;

suche für dich Rath beym Orakel. Wir haben bloß einen Fehler begangen, daß wir einen Mann, wie du bist, als Kundschafter ausgeschikt haben. Diogenes, der lange vor dir als Kundschafter ist ausgeschikt worden, hat uns ganz andere Berichte ertheilet, nemlich, der Tod sey kein Uebel, so wie er auch keine Schande ist; Schmähungen seyen nichts als Geräusch des unsinnigen Pöbels. Und was für schöne Sachen hat uns nicht dieser Kundschafter von dem Schmerz, von der Wollust, von der Armuth verkündiget! Nakt seyn, sagt er, sey besser, als in Purpur und Seide gehen. Auf der blossen Erde schlafen, sey das weichste Lager, und zum Beweise für jedes Wort giebt er seinen herzhaften grossen Muth, seine unerschrokene Standhaftigkeit, seine unbezwungene Freyheit, und zulezt noch seinen glatten und keken Leib. Es ist nirgend kein Krieg, sagt er, es ist Friede überall. — Wie? darf ich es glauben, Diogenes? — So siehe nur: Habe ich Striemen? Habe ich Wunden? Bin ich vor jemand geflohen? — Das ist nun ein rechtschaffener Kundschafter. Du hingegen kömmst und erzählst uns eines über das andere. Wie, wenn du wieder hingiengest, und dich ein wenig besser, aber ohne Furcht, umsähest?

Was soll ich denn thun? — Was thust du, wenn du aus einem Schiffe steigest? Nimmst du das Steuer, die Ruder und alles mit weg? Was nimmst du mit dir weg? Was dein ist, deine Flasche und deinen Schnappsak. So dürftest du dich auch izt nur entsinnen, was dein sey, so würdest du dich keiner fremden Sachen anmassen. Der

Kaiser sagt dir: Du sollst das Rathsherrnkleid ablegen. -- Nun, so trage ich das Ritterkleid. -- Auch dieß soll dir verbotten seyn. -- Nun, so gehe ich im Bürgerroke. -- Diesen auch hinweg. -- Nun, so gehe ich nakt. -- Du machest mich mit dieser frostigen Gleichgültigkeit immer böser? -- So nimm mit dem Kleid auch den ganzen Leib.„ Was sollte ich den noch zu fürchten haben, dem ich selbst den Leib gleichsam für die Füsse werfen darf? Aber wenn mich nun der oder der nicht zum Erben einsezte? Wenn ich mich darüber härmte, so hätte ich vergessen, daß nichts von diesen Dingen mein ist. Was will es sagen, wenn wir etwas unser nennen? So viel, als wenn wir ein Beth in einem Wirthshause unser nennen. Stirbt der Wirth, und macht dich zum Erbe des Bethes; wol und gut! vermachet er es aber einem andern, so hat es derselbe, und du suchest ein ander Beth. Findest du keines, so schläfst du auf der blossen Erde. Aber schlafe da nur guten Muthes, und schnarche immer fort. Erinnere dich aber daneben, daß nur Könige, Tyrannen und Reiche, in der Tragödie einen Platz haben; mithin kein geringer Mensch darinne für sich eine Rolle findet, es wäre denn etwan unter dem Chor der Sänger. Da lautet es denn bey den Königen anfangs gut und herrlich:

Bekleidet jede Wand mit Blumenkränzen!

Aber gegen den dritten oder vierten Aufzug hört man:

- Wehe mir! daß man mich auf Cythäron,
Ein hingeworfen Kind, nicht sterben lassen!

Sclave! wo sind izt die Blumenkränze? Wo ist

das

das Diadem? Helfen dir deine Trabanten nichts? -- Wenn du also zu einem dieser Mächtigen kömmst, so erinnere dich, daß du zu einer tragischen Person, und zwar nicht bloß zu einem Acteur, sondern zu einem wirklichen Oedip kommest. -- Aber jener Angesehene, jener Reiche ist doch glüklich. Was er für ein zahlreiches Gefolg hat! -- Ich auch: Ich menge mich unter den grossen Haufen, so habe ich auch ein zahlreiches Gefolge. Voraus aber sollst du niemal vergessen, daß dir immer eine Thüre offen steht. Sey nicht blöder, als kleine Kinder. Wenn diesen ein Spiel nicht mehr gefällt, so sagen sie: Ich mache nicht mehr mit. So sage du auch, wenn dir etwas unerträglich däucht; Ich mache nicht mehr mit, und begieb dich hinweg. Willst du aber bleiben, so weine nicht.

Fünf und zwanzigste Rede.

Ueber die gleiche Materie.

Wenn es Wahrheit ist, wenn wir es weder aus Faulheit noch aus Verstellung sagen, daß des Menschen Gut und Uebel an seinem Willen liegt, und alles andere nichts für ihn zu sagen hat, warum sind wir denn über irgend etwas noch unruhig? Warum fürchten wir uns noch vor irgend etwas? Die Sachen, wornach wir trachten, stehen ja nicht in fremder Gewalt; und denen Sachen, die in fremder Gewalt stehen, fragen wir ja nichts nach. Was haben wir denn noch für ein Geschäft? --

Ich will hören, was du mir aufzutragen habest. Was sollte ich dir anbefehlen können, das dir der grosse Zeus nicht schon vorhin anbefohlen hätte? Hat er dir nicht, was dein ist, mit solchem Recht übergeben, daß es dir weder verwehrt noch verhintert werden kann; was hingegen nicht dein ist, das soll dir vielfältig gesperrt und verhintert werden können? Mit welchem Auftrage, mit welcher Ordre hat er dich auf die Welt geschikt?

„ Bewahre das deinige auf alle Weise. Um „ fremde Sachen bemühe dich im geringsten nicht. „ Nur was gewiß und sicher ist, ist dein. Wer „ wollte dir denn dasselbe rauben können? Wer „ wollte dich an dem freyen Gebrauch desselben „ hintern können, wenn du dich nicht selbst hin„ terst? Wie hinterst du aber dich selbst? Wenn „ du nach solchen Dingen trachtest, die nicht dein „ sind, so hast du das, was dein ist, darüber „ verscherzt. „

Da du von Jupiter solche Vorschriften und Instructionen empfangen hast, was für welche begehrst du denn noch von mir? Bin ich grösser, dann er? Verdiene ich mehr Gehorsam und Vertrauen? Wenn du diese in Acht nihmst, wirst du wol noch andrer vonnöthen haben? Oder sind das etwa nicht seine Gebotte? Laßt uns sehen! Hervor mit den anerbohrnen Begriffen! Hervor mit den Beweisen der Philosophen; hervor mit dem, was du oft gehört, was du selbst gesagt, was du gelesen, worüber du geschrieben hast. -- Wie lange geziemt es sich, diese Aufträge zu befolgen, und

nicht

aus dem Spiele zu laufen? -- So lange es mit Anstand getrieben wird. In den Saturnalien wird einer durch das Loos König. Man ist überein, dieß Spiel zu treiben. Der König theilt Ordres aus: Du sollst trinken, du sollst einschenken, du sollst singen, tritt du ab, komm du her. Da leiste ich in allem Folge, damit das Spiel durch mich nicht gestört werde. Aber wenn es hiesse: Du sollst glauben, es gehe dir übel, so glaubte ich es nicht; und wer würde mich zwingen können, das zu glauben? So auch wenn wir anschlügen, den Agamemnon und Achill zu spielen, und Agamemnon käme und beföhle mir: Geh hin zu Achill, und nimm ihm die Briseis mit Gewalt weg, so gieng ich; komm her, so käme ich.

Wir sollen uns nemlich in der Führung des Lebens eben so anschiken, wie wir es bey den hypothetischen Schlüssen zu machen pflegen. Setze, es sey Nacht. -- Gut, ich will es setzen. -- Wie nun? reden wir vom Tage? -- Nein, denn ich habe die Voraussetzung, es sey Nacht angenommen. -- Setze aber, es sey Tag. -- Ich will es setzen. -- Setze zugleich, es sey Nacht. -- Nein, denn das widerspricht meiner Voraussetzung. -- So gilt es auch hier. Wir wollen setzen, du seyest glükselig. -- Gut. -- Da wärest du also glükselig. Ja. Wärest du also auch zugleich unglükselig? Nein, denn ich habe zugleich angenommen, ich sey glükselig. So nimm an, es gehe dir übel. -- Das hängt mit meiner Voraussetzung gar nicht zusammen, und das ist mir sonst verbotten. -- Wie lange muß man hiemit solchen Regeln folgen? --

So

So lange es Vortheil bringt, das ist, so lange ich Anstand und Schiklichkeit nicht verleze. Aber da giebt es verdrüßige und mürrische Leute, die sagen: Ich könnte es nicht ausstehen bey diesem Manne zu speisen; ich müßte die ewige Erzehlung von seinem Feldzuge in Mysien hören. „ -- Habe ich dir nicht erzehlt, Bruder, wie ich mich jener Anhöhe bemächtiget habe; aber ich muß dir doch auch erzählen, wie ich dort wieder eingeschlossen ward. Ein andrer hingegen sagt: Ich will lieber die gute Mahlzeit bey dem Manne haben, und sein Geplauder aushalten, bis er genug geplaudert hat. Nun, so wieg auch du den Werth der Dinge gegen einander: Thu nur nichts, dabey du dich beschwertest, dich plagtest, dich unglüklich glaubtest. Denn dazu zwingt dich niemand. -- Man hat Rauch im Zimmer gemachet. Ist er leidlich, so bleibe ich darinn. Ist er zustark, so gehe ich hinaus. Denn man muß dessen eingedenk seyn und es wol behalten, daß die Thüre immer offen steht.

Aber es heißt: Nikopel ist dir verbotten. -- So verreise ich. -- Athen ist dir verbotten. -- So will ich nicht nach Athen. -- Auch Rom ist dir verbotten. -- So will ich auch nicht nach Rom. -- Du sollst auf der Insel Gyarus dein Quartier aufschlagen. -- Nun ich schlage da Quartier auf. Doch es will mir ein so diker Rauch seyn, in Gyarus zu wohnen. Ich gehe weg von dort, ich gehe an einen Ort, den mir niemand verwehren kann, (denn derselbe Wohnplaz steht jedermann offen,) und ich ziehe mein innerstes Kleid aus. Ueber dasselbe hinaus hat niemand die geringste Macht an mich. Deswegen hat Demetrius zu Nero gesagt:

sagt: „ Du drohest mir den Tod und dir drohet ihn die Natur. „ Wenn ich meinen Leib allzuhoch schäze, so habe ich mich selbst in Sclaverey hingegeben. Wenn ich meine Habe groß achte, so habe ich mich selbst in Sclaverey verrathen. Denn so entdeke ich wieder mich selbst, von welcher Seite man mich fangen kann. Wenn die Schlange ihren Kopf einzieht, so sage ich gleich: Schlage sie auf dieß Theil, welches sie versteken will. Also denke nur, daß einer, der Gewalt hat, dich gerade an der Seite angreiffen wird, die du beschüzen willst. Wenn du dieß behältst, wem wirst du noch schmeicheln? Wen wirst du noch fürchten? -- Aber ich möchte gern dort bey den Rathsherren sitzen. -- Siehest du, wie du dich selbst plagest und marterst? -- Wie könnte ich aber an einem andern Platz im Amphitheater alles so gut sehen, wie dort? -- Mensch, siehe es überall nicht, so drükt dich nichts. Was machest du dir so viel Mühe? Oder warte ein wenig, bis das Schauspiel zu Ende ist: Dann size in die Rathsherrenplätze, und zeige dich im stärksten Lichte. Denn laß dir nur überhaupt gesagt seyn: Wir plagen uns selbst, wir drüken und quälen uns selbst, das ist, unsere Begriffe plagen und drüken uns. Was will es wirklich sagen, mit Schmähworten übergossen werden? Tritt zu einer Säule hin, und stosse Schmähworte gegen sie aus. Was wirst du ausrichten? Wenn also einer gegen Schmähworte so fühllos als eine Säule wäre, was hätte denn der Schmähler davon? Aber wenn der Schmähler auf die Schwachheit des geschmäheten Fuß setzen kann, so richtet er etwas aus. -- Zersetze ihn. -- Was

ihn?

ihn? Sein Kleid reiß ihm vom Leibe und zerfetze es. -- Aber so habe ich dir Schimpf angethan. -- Nun! wol bekomme dirs! -- Auf dergleichen Gesinnungen legte sich Socrates, und blieb deswegen sich selbst immer gleich. Wir hingegen wollen alles andere lieber studieren und üben, als wie wir uns selbst über alle Hinternissen weg in wahre Freyheit setzen mögen. -- Die Philosophen haben paradoxe Lehren. -- Giebt es denn in andern Künsten keine paradoxen Sachen? Was könnte paradoxer seyn, als einem ins Auge stechen, damit er das Gesicht wieder bekomme? Wenn man das einem sagte, der von der Chirurgie nichts wüßte, würde es ihm nicht lächerlich vorkommen? Was ist es denn Wunder, wenn es auch in der Philosophie viel wahres giebt, das den Unwissenden paradox vorkommt.

Sechs und zwanzigste Rede.

Die Kunst zu leben.

Als er über die hypothetischen Schlüsse Lection gab, sagte er: Die hypothetischen Schlüsse haben das Gesez: Man muß alles annehmen, was aus der Hypothese folgt. Vielmehr noch ist es ein Gesez in der Kunst zu leben, daß man überall der Natur der Dinge zu Folge handle. Denn wenn wir uns bey jedem Stofe und bey jeder Schwierigkeit der Natur gemäß verhalten wollen, so ist klar, daß wir durchaus das Absehen behalten müssen, uns nichts entwischen zu lassen, was aus der

Natur

Natur der Sache folgt; und nichts, was derselben widerspricht, anzunehmen. Die Philosophen üben uns derowegen zuerst in der Theorie, weil sie das leichtere ist, und führen uns hernach in die schwerere practische Weisheit: Denn bey der erstern hängt uns kein Gegengewicht an, wodurch uns die Befolgung dessen, was man lernt, schwer würde. Bey der leztern hingegen, die dem Leben Gesetze vorschreibt, haben wir mit viel Sachen, die uns davon wegziehen, zu kämpfen. Es ist hiemit lächerlich, wenn einer sagt, er wolle bey der practischen Philosophie den Anfang machen. Denn es geht nicht wol von statten, wenn man bey dem schwerern den Anfang macht; und man sollte sich gegen diejenigen Eltern, die es ungern sehen, daß sich ihre Söhne auf die (theoretische) Philosophie legen, folgender Maßen vertheidigen:

„Was Wunders, mein Vater, daß ich öftere Fehler begehe, da ich weder meine Geschäfte noch meine Pflichten kenne. Wenn dieses Sachen sind, die man weder lernen noch lehren kann, was giebst du mir Schuld? Sind es aber Sachen, die man einen lehren kann, so lehre mich sie; oder wenn du es nicht kannst, so laß mich sie bey denen lernen, welche sich anmaßen dieselben zu verstehen. Oder was däucht dir? Geschieht es mit meinem guten Willen, wenn ich auf Böses verfalle und des Guten verfehle? Gewiß nicht! Was ist also die Schuld meiner Fehler? Die Unwissenheit. Willst du also nicht, daß ich mich der Unwissenheit entledige? Wen hat jemal der Zorn die Kunst das Steurruder zu führen, oder die Mu-

sic

sie gelehret? Meinest du denn, ich werde durch deinen Zorn die Kunst recht zu leben lernen?

Dergleichen aber ist nur dem erlaubt zu sagen, der wirklich mit einem solchen guten Vorsaz an die Philosophie geht. Wenn hingegen einer nur an Mahlzeiten damit schimmern will, daß er sich auf hypothetische Schlüsse versteht, daß er darüber lieset, daß er mit Philosophen Umgang pflegt; worauf geht ein solcher anders um, als daß ihn jener Rathsherr, der mit an der Tafel ist, bewundern solle? Denn in dergleichen Gesellschaften giebt es Materie vollauf, groß zu thun; *) und die Schäze der philosophischen Weisheit werden dort nur zur Kurzweil gebraucht: Deswegen hält es auch sehr schwer, an solchen Orten seinen Begriffen getreu zu seyn, wo nichts für groß und wichtig geachtet wird, *) als was man dort zu spiegeln pflegt.

Ich kenne jemand, der mit weinenden Augen zum Epaphrodit gekommen, seine Knie umfasset, und jämmerlich geklagt hat, -- wie er so elend geworden: Es sey ihm von seiner Habe nichts mehr übrig geblieben, als hundert und funfzig tausend Gulden. Was sagte Epaphrodit dazu? Er wird ohne Zweifel darüber gelachet haben, wie wir. Nein: Er sagte, nicht ohne etwelche Bestürzung: Mitleidenswürdiger! wie hast du ein solches Unglük so lange verschmirzen, so lange ertragen können?

Es hätte jemand einen Schüler herbeygerufen, und ihm befohlen, daß er hypothetische Schlüsse vorlesen sollte: Als er nun darüber von eben diesem ausgespottet wurde,*) sagte Epictet zu dem Lehrer: Du spottest wahrhaftig nur über dich selbst: Du hast den Jüngling nicht vorbereitet; du hast nicht gewußt, ob er solche Sachen zu verstehen fähig ist; und doch brauchst du ihn für einen Anagnosten. Sollen wir einem Kopfe, der noch zu schwach ist, die Schlußfolge aus einem bedingten Vordersatze einzusehen, zutrauen, daß er Lob und Tadel gerecht auszutheilen, oder, was wol oder übel gehandelt sey, zu beurtheilen wissen werde? Wer wird es achten, wenn ihn ein solcher schilt; oder wer wird stolz darauf seyn, wenn ihn einer lobt, der selbst in diesen Kleinigkeiten den Zusammenhang nicht findet?

Das muß also bey einem, der sich auf die Philosophie legen will, das erste seyn, daß er eigentlich wisse, wie stark die Verstandeskräfte seiner Seele seyen. Findet er sie noch zu schwach, so wird er sich wol nicht einfallen lassen, dieselben schon zu den grössesten und allerwichtigsten Sachen zu gebrauchen. Und doch kaufen einige, die kaum kleine

*) Die bezeichneten Stellen haben im Text Dunkelheiten, die noch durch keine Handschrift, und eben so wenig durch Muthmassungen eines Auslegers sind aufgeheitert worden. Ich habe mir Mühe gegeben, einen Sinn herauszubringen, der wenigstens etwas wahrscheinliches habe. Mit Gewißheit lassen sich solche kranke Stellen nicht übersetzen, bis die wahren Lesearten hergestellt werden. Dazu aber ist leyder! für unsern Autor wenig Hofnung.

kleine Bissen herunter bringen können, schon grosse Bücher, und unterstehen sich die zu verschlingen. Daher kömmts, daß diese sich speyen müssen, oder mit unverdautem Zeuge beschwert sind. Denn giebt es Grimmen, Durchfälle und Fieber. Sie hätten erst Achtung geben sollen, was sie im Stande seyen, zu verdauen.

Es ist zwar keine so schwere Arbeit, in theoretischen Säzen und Schlüssen einen noch Unwissenden, wenn er irret, zurecht zu weisen. Aber wenn man in den Lebenshandlungen die grössesten Fehler begeht, da will sich niemand gerne zurecht weisen lassen; und der sich untersteht, solche Fehler zu rügen, der kriegt nichts, als Haß zu Dank. Und doch hat Socrates gründlich gelehret: Das heisse nicht leben, wenn man sein Leben nicht willig einer öftern Prüfung unterwerfe.

Sieben und zwanzigste Rede.

Wie vielerley Vorstellungen es gebe, und mit was Hülfsmitteln man gegen einige derselben versehen seyn müsse.

Es giebt viererley Vorstellungen: Entweder sind die Dinge wirklich so, wie sie uns scheinen; oder sie scheinen uns nicht so zu seyn, und sind es auch nicht; oder sie sind so, und scheinen es doch nicht; oder sie sind nicht so, und scheinen es doch zu seyn. Bey jeder dieser Arten der Vorstellungen sich gehörig zu verhalten kömmt dem zu, der die Philosophie studiert hat. Wenn uns hiebey etwas plagen will, sey es auch was es wolle, so müssen wir uns zu helfen wissen. Sind es pyrrhonische oder academische Sophismen, die uns plagen, so laßt uns

zu

zu Hülfe nehmen, was solche entkräften kann. Ist es irgend ein blendender Schein der Dinge was uns zu schaffen macht, und hat es Gefahr, daß uns Dinge als Güter vorkommen, die es nicht sind, so laßt uns diejenige Hülfe suchen, die dießfalls zu statten kömmt. Ist es eine gewisse Gewohnheit, die uns plagt, so müssen wir uns bemühen, gegen diese Hülfe zu finden. Und was ist für Hülfe gegen eine Gewohnheit zu finden? Man muß sich an das Entgegengesezte gewöhnen. Hörst du Idioten sagen: „Der arme Tropf hat sterben müssen! Sein Vater, seine Mutter haben sich darüber zu Tode gegrämt! Noch unreif und in der Fremde ward er vom Tode hingeraffet!„ so höre andere Reden an, die diesen ganz entgegen gesezt sind, und entferne dich von jenem Geschwäze. Bekämpfe die Gewohnheit mit einer entgegen gesezten Gewohnheit. Setze sophistischen Schlüssen Regeln der Logik und Versuche und Uebungen in denselben entgegen. Gegen blendenden Schein der Dinge muß man die hellen angebornen Begriffe auf das deutlichste in Bereitschaft haben. Will dir der Tod ein Uebel scheinen, so ist es gut, wenn du mit den Gedanken gefaßt bist: Es ist eine Pflicht die Uebel zu vermeiden, der Tod aber ist unvermeidlich. Denn was wollte ich machen? Wohin könnte ich vor dem Tode fliehen? Laß mich Sarpedon, von Jupiters Stamme seyn, damit ich ein männliches Wort rede: Ich will entweder selbst gehen und tapfere Thaten verrichten, oder doch andern Gelegenheit geben, tapfer zu seyn. Wenn ich nicht selbst im Stande bin, etwas rechtschaffenes zu

thun, so will ich doch andern nicht misgönnen, edel zu handeln. Gesezt jenes sey über unsere Kräfte, so werden wir doch wenigstens des leztern fähig seyn. Wohin könnte ich vor dem Tode fliehen? Nenne mir das Land, nenne mir das Volk, wo ich mich vor ihm retten könnte, wo der Tod nicht hinübersezte. Lehre mich das Zauberlied, womit ich ihn bannen könnte. Wenn ich ihm nicht nun nicht entfliehen kann, was wollet ihr denn, daß ich thue? Vor dem Tode kann ich mich nicht retten; sollte ich mich denn nicht vor der Furcht des Todes retten? sollte ich zittern und wehklagend sterben? Denn gerade so erzeugt sich die Leidenschaft. Man will etwas und es wird nichts daraus. Wo ich äusserliche Dinge nach meinem Willen anders einrichten kann, da richte ich sie anders ein. Wenn ich es aber nicht kann, so wünschte ich dem, der mich daran hintert, daß er erblindete. Denn das ist des Menschen Natur, daß er es nicht ausstehen kann, wenn ihm Gutes entzogen wird; und daß er es nicht ertragen kann, wenn ihm Uebel wiederfährt. Wenn ich denn weder die Sachen anders einrichten, noch dem, der mich daran hintert, die Augen ausreissen kann; so size ich denn zulezt da und seufze, und schimpfe auf wen ich kann, auf Zeus und die andern Götter. Denn was habe ich von ihnen, wenn sie meiner nicht achten? -- Ja aber so würdest du ein Fresler wider die Götter seyn? -- Was wäre es denn mehr? Was würde ich es schlimmer haben, als ich es so habe? Man muß dieses überhaupt behalten, daß die Ehrfurcht für die Götter nicht mehr bestehen kann, wenn sie nicht

aufs genauste mit unserm Vortheil verknüpft ist. Däucht dir nicht, dieß seyen nöthige Betrachtungen? Da mag ein Pyrrhonist und ein Akademiker kommen, und mit mir Streit anfangen. Ich vor mein Theil habe nicht Zeit, mich mit ihnen einzulassen, und kann mich der gewöhnlichen Meinung nicht annehmen. Wenn ich auch über ein Stükgen Feld Streit bekäme, so würde ich schon jemand andern zum Sachwalter anstellen. Ich bin mit dem gemeinen Grund, den man den Scepticern entgegensezt, für mich zufrieden. Wie es mit den sinnlichen Empfindungen eigentlich zugehe, ob der ganze Leib empfinde oder ob nur gewisse Theile empfinden, darüber weiß ich vielleicht nicht Bescheid zu geben. Beyde Meinungen verwirren mich; daß aber ich und du nicht einer und eben derselbige sind, das weiß ich aufs genauste. Und woher? Daher, weil ich den Bissen, den ich essen will, niemal dort, sondern dahineinstosse. Ich habe noch nie, so oft ich Brod nehmen wollen, zum Kehrwisch gegriffen, sondern es gelingt mir allemal das Brot zu finden. Und geht es nicht euch selbst, die ihr die Gewißheit der Empfindungen leugnet, gerade auch so? Ist jemal einer von euch, wenn er in das Bad gehen wollen, in die Mühle gegangen? -- Wie? soll man denn nicht mit aller Macht Widerpart halten, daß man auf der gewöhnlichen Meinung bestehe, und gegen alles, was wider dieselbe ist, taub sey? -- Das mag ich wol leiden: Nur thue es niemand, als wer es kann und wer Musse dazu hat. Wer hingegen vor Furcht zittert, und ein unruhiges Herz hat, und aus der Haut fahren will, soll seine Zeit auf etwas anders anwenden.

Acht und zwanzigste Rede.

Daß man auf die Menschen nicht böse werden solle, und was in menschlichen Sachen groß oder klein sey.

Was ist wol die Ursache, die uns beweget, einer Sache unsern Beyfall zu gönnen? Dieß, daß sie uns wahr zu seyn däucht: Denn es ist uns unmöglich, einer Sache beyzustimmen, die uns nicht wahr däucht. Warum? Weil unser Verstand von Natur so gemachet ist, daß er das Wahre bejahet, das Falsche verwirft, und bey dem Ungewissen zurükhält. -- Welchen Beweis hast du dafür? -- Laß dir seyn, es sey izt Nacht, wenn du kannst. -- Das ist nicht möglich. -- Laß dir nicht seyn, es sey Tag. -- Es ist unmöglich. -- Laß dir seyn oder laß dir nicht seyn, die Zahl der Sterne sey eine gerade (Zahl) -- Es ist unmöglich. -- Wenn demnach einer dem Falschen Beyfall giebt, so glaube sicher, es war nicht sein Wille, dem Falschen Beyfall zu geben: (Den keine Seele vermißt die Wahrheit mit Willen, sagt Plato,) sondern er sah das Falsche für Wahrheit an. Wolan, was haben wir in den Handlungen, das sich auf gleiche Weise, wie hier das Wahre und Falsche verhält? -- Das Pflichtmäßige und das Pflichtwidrige, das Nüzliche und das Unnüzliche, das Anständige und das Unanständige, und was dergleichen mehr ist. -- Kann sich hiemit keiner bedün-

ken

ken lassen, es sey ihm etwas nüzlich, und es doch nicht erwählen? -- Das ist unmöglich. -- Wie? ist jene nicht ein Exempel wider dich, die gesagt hat:

Ich denke wol daran, was für Verbrechen
Ich denn begieng; allein die Ueberlegung
Hat kein Gewicht auf ein ergrimmtes Herz.

-- Das sagt sie, weil sie selbst dieses, die Befriedigung ihres Zorns und die Rache an ihrem Manne, für einen grössern Vortheil ansah, als ihre Kinder leben zu lassen. -- Recht, aber das ist ein Irrtum. Zeig es ihr nur klar und deutlich, daß sie in einem Irrtum steke, so wird sie es nicht thun. So lange du ihr das nicht zeigest, hat sie nichts anders, wornach sie sich richten könnte, als ihr eigen Bedünken. -- Es ist wahr. -- Warum bist du denn böse auf sie, daß die Unglükselige in den allerwichtigsten Sachen sich betrogen hat, und aus einem Menschen eine Natter worden ist? Willst du nicht lieber, wenn du je in einen Affect kommen must, so wie man mit Blinden und Lahmen Mitleid hat, Mitleid mit Leuten haben, die an ihrem vornehmern Theile, an dem vornehmern Sinne blind und lahm worden sind? Der Mensch richtet sich in allem seinem Thun nach den Vorstellungen, die er sich von den Sachen machet. Nun machet er sich entweder richtige oder falsche Vorstellungen. Sind sie richtig, so ist er unsträflich; sind sie falsch, so hat er selbst den Schaden davon. Denn Irrtum und Nachtheil sind unzertrennlich verknüpft. Wer dieses redlich bedenkt, wird auf niemand zürnen, auf

niemand schelten, niemand anklagen, niemand hassen, sich an niemandem ärgern. -- Sollte denn bloß in den Vorstellungen der Grund von so ausserordentlichen und denkwürdigen Thaten liegen, die von Menschen geschehen sind? -- Darinn liegt er wirklich und sonst nirgend. Die Ilias ist nichts anders, als Vorstellung und Gebrauch der Vorstellungen. Alexander hat sich vorgestellt, er müsse des Menelaus Frau entführen. Helena hat sich vorgestellt, sie müsse sich entführen lassen. Hätte sich hiemit Menelaus vorgestellt, er müsse denken, daß es ein Gewinn für ihn sey, ein solches Weib zu verlieren, was wäre denn geschehen? Denn wäre nicht nur keine Ilias, sondern auch keine Odyssee entstanden. -- So hangen hiemit an einem so kleinen Dinge so grosse Sachen? -- Was nennest du so grosse Sachen? Kriege, Empörungen, Niederlage vieler tausenden, Zerstörung der Städte? Und was ist hierinn grosses? Nichts. Oder was ist es grosses, wenn eine Menge Rinder und Schafe abgestochen wird? Wenn eine Menge Schwalben- oder Storchennester zerstört und verbrennt werden? -- Sind diese mit jenen zu vergleichen? -- Allerdings. Leiber sind beyderseits umkommen, dort Menschenleiber, hier Rinder- und Schaafleiber, und beyderseits sind Wohnungen verbrunnen, dort Menschen-Wohnungen, hier Storchennester. Was ist das grosses und entsezliches? Oder zeige mir, was ist das Haus eines Menschen von dem Neste eines Storchen, in so fern beyde Wohnungen sind, unterschieden? ausgenommen, daß unsere Häusgen aus Balken und Ziegeln und Kalk, der Storchen ihre hingegen

gen aus Reisern und Lett gebauet sind. -- Sind denn aber Menschen mit Storchen zu vergleichen? -- Was willst du sagen? In Absicht auf den Leib sind sie allerdings zu vergleichen. -- Ist denn kein Unterschied zwischen Menschen und Storchen? -- O! ein sehr grosser; nur ist er in diesen Stüken nicht. -- Worinn ist er denn? -- Suche, so wirst du finden, daß der Unterschied in etwas anderm liegt. Schau, ob er nicht darinn liege, daß der Mensch mit Ueberlegung handelt, daß er gesellschaftlich, daß er treu und ehrlich, daß er vorsichtig und klug ist? Worinn bestehet hiemit das grosse Gut oder Uebel der Menschen? Muß es nicht an derjenigen Sache zu suchen seyn, welche den Unterschied der Menschen und der Thiere machet? Wenn dieselbe Sache unversehrt bleibt, wenn die mit einem Walle umgeben ist, wenn weder die Ehre noch die Treue, noch die Klugheit verdirbt, so bleibt der Mensch selbst unverlezt. Geht aber dieser Stüke eines zu Schanden oder verlohren, so geht der Mensch selbst zu Schanden. Darinn bestehen die grossen Geschichten. Alexander, sagt man, hat grosse Niederlage erlitten, als die Griechen ihn überzogen und Troja verwüsteten, und da seine Brüder alle umkamen. Das ist gar nicht recht geredet. Denn es leidet niemand durch die That eines andern Niederlage. Storchennester wurden damal zerstört. Seine Niederlage hingegen war, da er die Ehre, die Treue, die Gastfreundschaft, die guten Sitten verlohr. Wenn hat Achilles seine Niederlage erlitten? Als Patroclus umkam? Keineswegs, sondern da er in Zorn gerieth, da er um ein Mädchen weinte,

da er vergaß, daß er nicht Mädchen zu besitzen, sondern Krieg zu führen, da sey. Das sind des Menschen Niederlagen. Das ist Eroberung, das ist Verwüstung, wenn des Menschen richtige Begriffe zerstört, wenn die verdorben werden. -- Wenn hiemit Weiber weggeführet, wenn Kinder zu Kriegsgefangenen gemachet oder erwürget werden, sind das keine Uebel? -- Woher soll das dem Begriffe noch angehängt werden? Das möchte ich doch wissen? -- Ich möchte noch vielmehr wissen, aus was Grunde du sagest, daß dieses keine Uebel seyen. -- Laßt uns die Regeln vor die Hand nehmen. Schau die anerbornen Begriffe an. Man kann es nicht hoch genug achten, was nach Grundsätzen des gesunden Verstandes geschieht. Wenn wir vom Gewichte urtheilen wollen, so urtheilen wir nicht auf ein Ungefähr. Wenn wir wissen wollen, ob etwas gerade oder krumm sey, nehmen wir es nicht obenhin. Kurz, wo uns etwas daran liegt, die Wahrheit in irgend einer Sache zu wissen, da wird kein Mensch blindlings verfahren. Wo es hingegen um die erste und einzige Ursache zu thun ist, wovon unser gutes oder übles Verhalten, guter oder schlimmer Erfolg, unsere Glükseligkeit oder Unglükseligkeit abhängt, da fahren wir blindlings und vorschüzig drein: Da weiß man von keiner Waage, von keiner Richtschnur, von nichts dergleichen; sondern ich stelle mir etwas so oder so vor, und handle denn straks nach dieser Vorstellung. Denn bin ich besser, als Agamemnon und Achilles. Sie mögen wol darum, weil sie geradezu ihren Vorstellungen folgten, so grosse Uebel gethan und gelitten haben: Sollte es

aber

aber für mich nicht genug seyn, daß ich mir solche Vorstellungen von den Sachen mache? Welche Tragödie aber rühret nicht aus eben dieser Quelle her? Was ist des Euripides Atreus? Vorstellung. Was ist des Sophocles Oedipus? Vorstellung. Was ist der Phoenix? Vorstellung. Der Hippolytus? Vorstellung. Nun so saget mir, was sind das für Leute, die keinen Fleiß darauf wenden, daß sie wahre und gesunde Vorstellungen von den Sachen haben? Wie nennet man diejenigen, die einer jeden Vorstellung folgen? -- Unsinnige. -- Machen wir es nicht eben also?

Neun und zwanzigste Rede.

Von der Standhaftigkeit.

Die Wirklichkeit des Guten hängt von einem gewissen Zustande des Willens ab, und von einem gewissen Zustande des Willens hängt ebenfalls die Wirklichkeit des Uebels ab. -- Was sind denn hiebey die äusserlichen Dinge? -- Nichts als Stof, womit sich der Wille beschäftiget, und je nachdem er es thut, sein Gut oder sein Uebel finden wird. -- Wie wird er das Gute erhalten? -- Wenn er vom Stofe nicht groß denkt. Denn die Vorstellungen von dem Stofe machen den Willen gut oder böse, je nachdem sie gerade oder krumm, aufrecht oder verkehrt sind. Dieses Gesez hat Gott gegeben, und er befiehlt dir: Wenn du etwas Gutes willst, so nimm es bey dir selbst. Du sagst: Nein, ich muß es anderswoher haben. Da findest du es nicht,

sage

sage ich dir, sondern nur bey dir selbst. Im übrigen wenn mich ein Tyrann citirt und mir drohet, so sage ich: Welchem Dinge drohet er? sagt er: Schliesset ihn in Ketten, so sage ich: Den Händen und Füssen drohet er. -- Du sollst enthauptet werden. -- Das ist dem Halse gedrohet. -- Ich laß dich in Gefängnis setzen, ich verweise dich des Landes. -- Da wird dem ganzen Cörper gedrohet. -- Ist hiemit dir nichts gedrohet? -- Wenn ich mir den Begriff gemachet habe, dieß alles habe für mich nichts zu bedeuten, so ist mir nichts gedrohet. Wenn ich mich aber vor solchen Sachen fürchte, denn ist mir gedrohet. Wen habe ich aber zu fürchten? Einen, der über gewisse Dinge Herr ist. Einen Herrn über Sachen, die in meiner Gewalt stehen? Ein solcher ist nirgend. Einen Herrn über Sachen, die nicht in meiner Gewalt stehen? Was frage ich diesen Sachen nach? -- Ihr Philosophen lehret hiemit Verachtung der Könige. -- Keineswegs. Welcher von uns lehret, daß man den geringsten Anspruch auf das machen solle, was sie in ihrer Gewalt haben? Nimm den Leib, nimm die Haabe, nimm den Ruf, nimm Weib, Kinder und Gesinde. Wenn ich jemand zu überreden suche, er müsse sich dieser Sachen als seines Eigentums anmassen, so magst du mich mit Grund anklagen. -- Gut, aber ich will auch Herr über deine Begriffe seyn. -- Wer hat dir diese Gewalt gegeben? Wie kannst du eines andern Begriffe überwinden? -- Sie werden bald überwunden seyn, wenn ich Furcht bey ihm erwecke. -- So weissest du nicht, daß er dann sich selbst überwunden hat, und nicht von einem andern

ist

ist überwunden worden. Denn der freye Wille kann von niemanden, als sich selbst, überwunden werden. Deswegen ist auch Gottes Gesez sehr gut und sehr gerecht: Das Stärkere soll dem Schwächern allezeit überlegen seyn. Zehen sind stärker, denn einer. Aber worinn? Im Binden, im Töden, im Wegführen wohin sie wollen, im Rauben und Stehlen? Freylich überwinden Zehen einen, in dem, worinn sie die Stärkern sind. -- Worinn könnten sie aber schwächer seyn, als der eine? -- Darinn, wenn sie keine richtige Begriffe haben, er hingegen solche hat. Könnten sie wol hierinn seiner Meister werden? Wie müßte das zugehen? Wenn man uns auf die Wage legte, müßte nicht das Schwerere niederziehen? -- Warum ist es dem Socrates bey den Athenienfern so übel gegangen? -- Sclave! was sagst du, dem Socrates? Rede, wie sich die Sache an ihr selbst verhält: Warum ist des Socrates Leib weggeführt, und von Stärkern in den Kerker geschleppt worden? Warum hat einer des Socrates Leib Schierlingsaft beygebracht, und warum ist sein Leib davon erstarret? Däucht dir das etwas wunderbares, etwas ungerechtes? Willst du GOtt hierüber anklagen? Hatte denn Socrates anstatt dessen nichts anders? Warinn fand er das wesentliche Gute? Wen sollen wir hierüber hören, dich oder ihn? Was sagt er? „ Anytus und Melitus können mich zwar tö„ den; aber mich schädigen, das können sie nicht. „ Desgleichen: „ Wenn es Gott also gefällt, so ge„ schehe es also! „ Zeige mir, daß einer, der schlechtere Begriffe hat, dessen Meister werde, der in Begriffen stärker ist. Das wirst du mir lange

nicht

nicht zeigen können. Denn das ist der Natur und Gottes Gesetze: Das Stärkere soll dem Schwächern allezeit überlegen seyn. Worinn? In dem, worinn es das Stärkere ist. Ein Leib ist stärker, als ein andrer; etliche stärker, als einer; ein Dieb stärker als einer, der kein Dieb ist. Darum bin ich um meine Lampe gekommen, weil der Dieb im Wachen stärker war, als ich. Allein die Lampe kömmt ihm auch theuer genug zu stehen. Um eine Lampe ist er ein Dieb, um eine Lampe ein Treuloser, um eine Lampe ein Thier worden. Er hat sich die Vorstellung gemachet, er schaffe sich einen Vortheil. Da mag er zusehn. Aber es pakt mich einer beym Kleid und zieht mich vor Gericht. Die Leute rufen hinter mir her: Ha Philosoph! was helfen dir nun deine Begriffe? Da schleppt man dich in den Kerker, und du wirst den Kopf verlieren. -- Welche Einleitung sollte mich gelehret haben, mich so fest zu machen, daß auch ein Stärkerer mich nicht sollte von der Stelle bringen können: Oder, daß auch ihrer Zehen, wenn sie gleich alle ihre Kräfte daran spannten, mich nicht mit Gewalt in einen Kerker sollten einsperren können. -- Hast du aber nicht etwan eine andere solche verborgene Kunst gelernt? -- Allerdings: Das habe ich gelernt, daß ich alles, was nicht auf meinen Willen ankömmt, für Sachen ansehe, die mir nichts zu bedeuten haben. Hat dir aber deine erlernte Kunst in gegenwärtigen Umständen auch einigen Nutzen verschaft? Wenn dem also ist, wie kömmt es denn, daß du bey andern Dingen, als bey deiner erlernten Kunst Hülfe und Trost suchest? -- Ich meines Theils sitze ruhig in dem Gefängnis und sage frey,

daß

daß ein solcher Wäscher und Zänker weder hören will, was man sagt; noch versteht, was man sagen will; weil er sich sein Lebtag niemals darum bekümmert hat, was die Philosophen für eine Sprache führen, noch wie sie ihre Handlungen einzurichten pflegen. Was solltest du dich noch länger mit einem solchen abgeben? Sagte man mir: Du magst wieder aus dem Gefängnis gehen, so antwortete ich: Wenn ihr meiner hier weiter nicht vonnöthen habt, so will ich gehen. So bald ihr aber meiner wieder vonnöthen habt, so will ich wieder kommen. -- Wie lange wärest du so standhaft? -- So lange die Vernunft es annoch vorzüglicher findet, daß ich in dem Cörper bleibe. So bald sie es aber nicht mehr rathsam findet, so lasse ich euch den Cörper da liegen, und sage, gute Nacht. Nur muß ich nicht ohne zureichenden Grund, nicht aus Weichlichkeit, nicht aus geringem Anlaß dazu schreiten. Denn auch das will Gott nicht haben. Denn er hat eine solche Welt und solche Leute auf der Erde zu seinen Absichten vonnöthen. Wenn er aber einem das Zeichen zum Abzuge giebt, wie dem Socrates, so muß man ihm, wie einem Feldherrn auf das Commando Folge leisten. -- Wie? soll man aber dem Pöbel solche Sachen auch sagen? -- Warum wollte man es sagen? Ist es dir nicht genug, wenn du für dich selbst davon überzeugt bist? Wenn Kinder dahergelaufen kommen, und mit Händeklatschen ausrufen: Juh he! heute Saturnalien! Heute gut leben! sagt ihnen auch jemand: Nein doch! stille! ihr müsset nicht rufen: heute gut leben. Kein Mensch begegnet ihnen so,

sondern

sondern wir klatschen selbst mit ihnen in die Hände. Mache es auch so: Kannst du einen von dem gemeinen Wahn nicht abbringen, so merke, daß er ein Kind ist, und klatsche mit ihm: und wenn ihm das nicht gefällt, nun so schweige denn. Inzwischen soll man das wol behalten, und wenn man in irgend eine solche Prüfung gesezt wird, wol in Betrachtung ziehen: daß izt eine Gelegenheit da sey, an den Tag zu legen, ob man Philosophie gelernt habe. Ein brafer Jüngling, dem, wenn er die Schulbanke erst verlassen hat, eine Prüfung aufstößt, macht es, wie einer, der sich geübet hat, Syllogismen zu untersuchen. Giebt man ihm einen einfältigen, so sagt er, gebt mir lieber einen zusammengesezten, einen hypothetischen, damit ich meine Stärke zeigen könne. Ein Kämpfer hat nicht gern einen schwachen Knaben zum Gegner. Er würde sagen: Der mag mich kaum einen Zoll von der Erde heben. Das mag wol ein Jüngling edler Art seyn. Aber nein, sondern wenn eine schöne Gelegenheit ruft, muß man denn weinen und sagen: Ich wollte lieber noch lernen? Was denn wol, wenn du doch das bisherige nicht so gelernt hast, daß du im Werk an den Tag legen wolltest, wozu du es gelernt habest? Kann ich denken, es size auch einer hier unter euch, der sich schmerzlich nach einer Gelegenheit sehne und sage: O, wenn doch auch mir eine solche Prüfung aufstossen würde, wie jenem! Warum muß ich mein Leben hier in einem Winkel verschleissen, der ich eine olympische Krone zu erkämpfen im Stande wäre? Wenn werde ich doch einmal zu einem solchen Kampf berufen werden?

So

So solltet ihr alle gesinnet seyn. Es giebt ja unter den Fechtern des Cäsars solche, die ungehalten darüber werden, wenn man sie nicht hervorführt und ihnen keinen Gegner giebt. Sie rufen Gott darum an; sie liegen dem Oberaufseher in Ohren, daß sie doch auch zum Zweykampf gelangen mögen. Will sich keiner unter euch auf die Weise zeigen? Ich wollte gern über Meer reisen, um zu zuschauen, wie sich mein Kämpfer hielte, zuzuhören, wie er sein Thema studiert habe? -- Ja, wenn ich nur ein ander Thema hätte! -- Steht es denn bey dir, das Thema zu wählen? Gott hat dir diesen Leib, diese Eltern, diese Verwandtschaft, dieses Vaterland, und in demselbem diese Stelle gegeben: Denn kömmst du und sagst: Gieb mir doch ein an der Thema. Hast du nicht Mittel und Kräfte, dieß, so dir izt aufgegeben ist, zu behandeln. Du solltest sagen: Es steht bey dir, was du mir für ein Thema aufgeben wollest; mir kömmt nur zu, eine schöne Ausarbeitung davon zu machen. Anstatt dessen sagst du: Gieb mir nicht ein so tropisches Thema, sondern so oder so eines. Mache mir nicht den Einwurf, sondern diesen. Es wird vielleicht bald die Zeit kommen, daß die Acteurs in der Tragödie sich in den Kopf steken werden, die Maske, der Cothurn und der Schleppmantel seyen das, was einen guten tragischen Acteur ausmache. Mensch, siehe das ist dein Stof und dein Thema. Recitiere etwas, damit wir sehen, ob du ein Acteur für die Tragödie oder ein Pikelhäring seyest. (Denn andere Dinge haben sie beyde mit einander gemein.) Sage mir denn, wenn man einem solchen den Cothurn und die

Maske ausziehen, und ihn als eine Schattenperson würde auftreten lassen, wäre der tragische Acteur dennzumal ganz vernichtiget, oder würde er noch da seyn? Wenn er die rechte Stimme zu brauchen weiß, so ist er noch da. Nun denn, trachte du auch hierinn alle andere zu übertreffen! -- Das soll meine Bemühung seyn, und ich will verhoffentlich ein Beyspiel liefern, wie ein Mann, der die Philosophie studiert hat, auch hierinn zu Werk gehen soll. -- Nun denn, so lege das Senatorkleid ab, und erscheine in einem zerlumpten Kittel; laß sehen, wie spielst du diese Rolle? -- Wie sollte ich nicht auch eine meiner Person anständige Stimme anbringen können? -- Wie willst du denn deinen Auftritt machen? Laß dir einmal seyn, du seyest von Gott selbst aufgefodert, um ein Zeugnis von seiner Vorsorge für die Menschen abzulegen. „Wie, wenn er selbst zu dir sagte: Geh her und sey mein Zeuge; denn du bist würdig, als Zeuge von mir vorgeführt zu werden. So laß dich denn hören und sage: Ist ausser dem freyen Willen irgend ein Gut oder Uebel? Thue ich jemandem Schaden? Habe ich den Nutzen irgend eines Menschen von jemand andern als von ihm selbst abhänglich gemachet?„ -- Was giebst du Gott hierüber für ein Zeugnis? -- „O Herr! „ ich bin in den elendesten Umständen, es könnte „ mir auf der Welt nicht schlimmer gehen; es „ nihmt sich meiner niemand an; es giebt mir „ niemand was; jedermann schilt mich aus; je„ dermann sagt Böses auf mich.„ -- Ein solches Zeugnis willst du ablegen? Solche Schande willst du dem Berufe machen, womit dich Gott berufen

hat?

hat? So verächtlich willst du dich gegen die grösseste Ehre erzeigen, deren er dich gewürdiget hat, als sein Zeuge über so wichtige Dinge aufzutreten!-- Nun hat der, der die Macht dazu hat, das Urtheil schon über dich gefällt. Es lautet so: Ich erkläre dich für einen Mann, der keinen Gott glaubt, und keine Religion hat.-- Was ist dir dann Leids begegnet? Ich bin für einen Gottesleugner und Verächter aller Religion öffentlich erklärt worden. Ist das alles? ist dir sonst nichts begegnet?-- Nichts! Seze den Fall; es hätte ein competierlicher Richter über eine hypothetische Schlußfolge geurtheilet und den Ausspruch z. E. dahin gethan: Ich erkläre diese Folge für falsch und unrichtig, daß, wenn es Tag ist, es auch zugleich heiter seyn soll. Was hätte die Schlußfolge dabey gelitten? Wäre sie desto minder wahr gewesen? Wer kam da ins Gericht? Wer ward verurtheilt? die Folge oder der, so sich hierinn geirret hat? Es kömmt hiemit nur auf folgendes an: Versteht der, so die Gewalt hat, einen richterlichen Ausspruch über dich zu thun; versteht er es, was Ehrfurcht für die Götter, oder was Götterverleugnung sey? Hat er sich auf solche Sachen gelegt; hat er sich Wissenschaft darinn erworben? Wo? bey wem? Ein Musicus würde sich wenig daran kehren, wenn derselbe gerichtlich absprechen würde, der Baß sey ein Cant; und eben so wenig würde sich der Meßkünstler daraus machen, wenn er ein Urtheil fällen würde, daß die Linien, die von dem Mittelpunkt eines Cirkels an den Umkreis laufen, ungleich seyen. Sollte denn ein Mann, der die Philosophie wol studiert hat,

es etwas achten, wenn ihn ein Idiot für religios oder irreligios, für gerecht oder ungerecht erkennt. -- O, wie viel Unbill müssen Philosophen über sich ergehen lassen! -- Wie? Hast du hier so klagen gelernt? Willst du das blosse Raisonnieren über philosophische Sachen nicht andern überlassen? Willst du es nicht gemächlichen Leuten überlassen, die in einem Winkel sizen und das Lehrgeld einstreichen, oder murren, wenn man ihnen nichts zu verdienen giebt? Willst du nicht lieber gehen und Gebrauch von dem machen, was du gelernt hast? Es ist heut zu Tage kein Mangel an philosophischen Discursen. Die Bücher der Stoiker sind derselben voll. Woran mangelt es uns hingegen? An einem Manne, der Gebrauch davon mache; an einem Manne, der die Discursen mit seinen Handlungen bestätige. Uebernihm diese Rolle, damit wir in der Schule nicht mehr alter Muster vonnöthen haben, sondern auch einmal ein Muster unter uns vorhanden sey. Für wen ist es aber, sich bloß mit der betrachtenden Philosophie abzugeben? Für einen, der Musse dazu hat. Denn der Mensch ist das Geschöpf, das sich gern mit Betrachten abgiebt. Aber es ist auch eine Schande, wenn man sich bey der betrachtenden Philosophie nicht anders verhält, als wie entlaufene Knechte bey einem Schauspiele. Man muß ungestört dasitzen, und izt den Acteur, denn das Orchester hören können. Nicht wie jene Sclaven: Kaum haben sie ein wenig aufgemerkt und den Acteur gelobt, so schauen sie sich schon ängstlich um, und wenn sie nur das Wort Herr hören, so sind sie den Augenblik in Furcht und Schreken. Es ist eine Schande, wenn Philosophen auch auf

diese

diese Weise die Werke der Natur betrachten: Denn was ist ein Herr? Kein Mensch ist des andern Herr, sondern Tod und Leben, Wollust und Schmerz sind der Menschen Herren. Ohne diese mag mir Cäsar kommen; er soll sehen, wie standhaft ich bin. Wenn er aber mit diesen donnernd und blizend kömmt, und ich mich davor fürchte, was ist es anders, als daß ich, wie ein entlaufener Sclave, meinen Herrn erkennt habe? So lange ich von diesen Herren einige Frist habe, mag ich wol, so wie der ausgerissene Knecht dem Schauspiele beywohnt, unterdessen baden, trinken und singen, aber alles nur mit Furcht und Kummer. Wenn ich mich aber von diesen Herren, das ist, von jenen Sachen, durch welche die Herren furchtbar sind, losgemachet habe: Was habe ich denn noch für ein Geschäft? Was habe ich denn noch für einen Herrn? -- Wie? sind denn das Sachen, die sich einem jeden predigen lassen? -- Nein, sondern man muß sich ein wenig nach den Idioten richten und sagen: Dieser Mensch glaubt, das sey ihm gut, und darum räth er es auch mir an. Ich halte es ihm zu gut. Denn Socrates hielt dem Kerkermeister die Thränen auch zu gut, die er vergoß, als er ihn den Giftbecher an den Mund setzen sah, und sagte darüber: „Nun, der thut seine Sache ehrlich mit Weinen um uns. „ Hatte er ihm auch gesagt? „ Wir „ haben die Weiber darum heimgeschikt, (damit wir keine solche närrische Thränen sehen.)„ Nein, das hat er nur seinen Freunden gesagt, die im Stande waren, so was zu hören. Für jenen aber hatte er Nachsicht, wie für ein Kind.

Dreyßigste Rede.

Womit man sich in Prüfungen gefaßt halten müsse.

Wenn du vor einem Mächtigen und Gewaltigen erscheinest, so denke daran, daß ein Mächtigerer von oben alles sieht, was geschieht; und daß dir mehr daran liegt, diesem zu gefallen, als jenem. Dieser fragt dich nun: Was hast du in der Schule gelehrt, daß Landesverweisung, Bande, Tod und öffentliche Schmach seyen? -- Ich habe gesagt, das seyen gleichgültige Dinge. -- Was redest du izt vor dem Tyrann davon? Haben sich diese Sachen etwa geändert? -- Nein. -- Oder hast du dich geändert? -- Eben so wenig. -- So sage denn, was sind gleichgültige Dinge? -- Alles was nicht von unserm Willen abhängt. -- Sage auch, was folget hieraus? -- Was von meinem freyen Willen nicht abhängt, das hat nichts für mich zu bedeuten. -- Sage weiter, was für Sachen haben wir für Güter erkennt? -- Einen rechten Willen und einen rechten Gebrauch der Vorstellungen. -- Und was ist das höchste Gut? -- Gott! dir folgen, und mit dir eines seyn. -- Und was hältst du gegenwärtig noch von diesen Dingen? Ich halte noch izt davon, was ehebevor. -- So geh denn zuversichtlich zu dem Tyrann hinein, und behalte nur diese Dinge wol; so wirst du sehen, was ein Jüngling, der studiert hat, was man studieren soll, unter Leuten ist, die nichts gelernt haben. --

Wahr-

Wahrhaftig ich stelle mir vor, du werdest dir die Gedanken machen: Hat es auch so grosser und vieler Vorbereitungen auf dieses Nichts bedurft? War das die Gewalt? War das das Vorzimmer? Waren das die Kämmerlinge? Das die Gardes? Um solcher Sachen willen habe ich so viele Reden angehört. Das war ja Nichts, und ich habe mich darauf, als auf, ich weiß nicht was grosses vorbereitet.

* *

Epictets Reden.

Zweytes Buch.

Erste Rede.

Daß Kühnheit und Behutsamkeit wol zusammen bestehen können.

Es dürfte manchem parador vorkommen, wenn die Philosophen lehren, man müsse sich in allen Handlungen beydes behutsam und kühn betragen. Laßt uns aber mit allem Fleiß untersuchen, ob sie nicht Recht haben? Behutsamkeit und Kühnheit

scheinen wider einander zu streiten. Sachen aber, die wider einander streiten, können nicht mit einander bestehen. Allein mir däucht, ich sehe den Grund, warum diese Lehre dem grossen Haufen paradox vorkömmt. Wenn wir lehreten, man müsse in einer und eben derselbigen Sache Behutsamkeit und Kühnheit zugleich brauchen, so möchte man uns mit Recht Schuld geben, daß wir widersprechende Dinge zusammenfügten. Allein was hat unser Saz widersinniges? Denn wenn richtig ist, was man nicht nur schon oft gesagt, sondern auch schon oft bewiesen hat, daß die Wirklichkeit des Guten und des Uebels von dem Gebrauche der Vorstellungen abhängt, und daß Sachen, die nicht auf unsere Wahl ankommen, an sich weder gut noch übel seyn können; was lehren denn die Philosophen paradoxes, wenn sie sagen: In Sachen, die nicht auf deinen freyen Willen ankommen, sollst du kühn; in Sachen aber, die von deinem Willen abhangen, behutsam seyn. Denn wenn das Uebel in einem bösen Willen besteht, so ist begründet, daß man nur allein dießfalls Behutsamkeit zu brauchen habe. Wenn hingegen diejenigen Sachen, welche nicht an unserm Willen liegen, und nicht in unsrer Gewalt stehen, nichtsbedeutend für uns sind, so muß man in allen solchen Sachen Kühnheit brauchen. Auf diese Weise werden wir beydes behutsam und kühn, und wirklich durch die Behutsamkeit kühn seyn. Denn weil wir gegen wirkliche Uebel auf der Hut stehen, so werden wir gegen solche, die nur den Schein des Uebels haben, kühn seyn können. Aber es geht uns insgemein, wie den Hirschen: Wenn diese von der flatternden Federschnur scheuhe

werden

werden und fliehen, auf welche Seite wenden sie sich, wohin begeben sie sich, ihre Sicherheit zu finden? Dem Garne zu; sie verwechseln Dinge, gegen die man kühn seyn sollte, mit Dingen, vor denen man sich fürchten sollte, und das kostet ihnen das Leben. So geht es uns auch. Wo fürchten wir uns? In Sachen, die nicht von unserm Willen abhangen. Wo zeigen wir uns hingegen kühn, als wenn nichts fürchterliches vorhanden wäre? In Sachen, die von unserm Willen abhangen. Da macht man sich nichts daraus, sich zu betrügen, sich zu übereilen, schamlos zu handeln, einen schändlichen Gelust zu hegen, wenn wir nur in Dingen, die von unserm Willen nicht abhangen, zum Zwek kommen. Wenn hingegen Tod oder Verbannung oder Schmerz oder Schmach drohet, da sucht man Rettung, da sieht man lauter Gegenstand der Furcht. Recht wie Leute, die in den wichtigsten Dingen fehlen, machen wir aus der Kühnheit, die der Natur gemäß wäre, Frechheit, Unbesonnenheit, Verwegenheit, Unverschämtheit; aus der Behutsamkeit und Bedenklichkeit hingegen, welche der Natur gemäß wäre, machen wir Feigheit und Kleinmuth, die uns mit Furcht und Schreken erfüllt. Denn wenn einer die Behutsamkeit an ihrer rechten Stelle, nemlich bey seiner Wahl und bey seinen freyen Handlungen, anbringt, so wird er bey dieser Behutsamkeit zugleich in seiner Gewalt haben, das abzulehnen, wovor er auf seiner Hut ist. Wer hingegen in Sachen, die nicht in seiner Gewalt stehen, und nicht auf seine Wahl ankommen, behutsam ist, und ablehnen will, was in fremder

Macht stehet, der muß nothwendig in Furcht, in Verlegenheit und Unruhe gerathen. Denn man hat nicht den Tod, nicht den Schmerz, sondern die Furcht davor zu fürchten. Wir geben deswegen dem Poeten Beyfall, der gesagt hat:

Das Sterben selbst hat nichts entsezliches:
Wer feig und zaghaft stirbt, nur der ist elend.

Man sollte hiemit gegen den Tod selbst kühn, hingegen vor der Furcht des Todes behutsam seyn. Allein man kehrt es gerade um, man sucht dem Tode zu entfliehen; man giebt sich hingegen keine Mühe, einen richtigen Begriff von dem Tode zu erlangen; man ist darüber ganz sorglos und gleichgültig. Socrates nennte Tod und dergleichen gar recht Larven. Denn gleichwie Masken den Kindern ihrer Unerfahrenheit halben fürchterlich und scheußlich vorkommen, so geht es uns auch in vielen Sachen; und zwar aus gleicher Ursache, warum es den Kindern mit den Larven so geht. Denn was ist ein Kind? Unwissenheit, Mangel an Begriffen. Sobald es Begriffe von den Sachen hat, so ist es nicht weniger, als wir. Was ist der Tod? Eine Larve. Kehre sie um, beschaue sie ganz. Siehest du? sie beißt nicht. Der Leib muß sich einmal, geschehe es izt oder dann, vom Geiste wieder söndern, wie er zuvor davon gesöndert war. Warum bist du ungehalten, wenn es izt seyn muß? Geschähe es izt nicht, so müßte es doch denn geschehen. Warum? Damit der Lauf der Natur nicht stille stehe; und hiezu ist es vonnöthen, daß gegenwärtige, zukünftige und vergangene Dinge seyen. Was ist der Schmerz? Eine

Larve.

Larve. Kehre sie um und besichtige sie. Die Muskeln werden in ruhe, denn aber auch wieder in sanfte Bewegung gebracht. Dient dir das nichts, so steht die Thüre offen. Dient es dir aber, so erdulde es. Denn das kann nicht fehlen, daß die Thüre nicht auf jeden Fall offen sey, und also hat es keine Noth.

Was soll nun aber die Frucht von solchen Begriffen seyn? -- Eine so schöne und dem ächten Schüler der Philosophie so anständige, als man immer erwarten kann: Gemüthsruhe, Unerschrokenheit, Freyheit. Denn hier muß man nicht dem grossen Haufen glauben, welcher sagt, es sey nur freyen Leuten vergonnet, Philosophie zu studieren; sondern man muß den Philosophen glauben, die sagen, daß nur die freye Menschen seyen, welche Philosophie studiert haben. -- Wie das? -- Ich will dirs erklären. Ist Freyheit etwas anders, als wenn man leben kann, wie man will? Nein. -- So saget mir, ihr Menschen, wollet ihr in Fehlern leben? -- Nein, das nicht. -- So ist hiemit keiner, der Fehler machet, frey. Wollet ihr in Furcht, wollet ihr in Verdruß, wollet ihr in Unruhe leben? -- Nein, das wollen wir nicht. -- So ist hiemit keiner, der Furcht, der Verdruß, der Unruhe hat, frey; und ein jeder, der sich von Verdruß, von Furcht, von Unruhe entlediget hat, hat sich hiemit durch diese Methode zugleich von aller Knechtschaft entlediget. Wie sollten wir euch denn izt noch glauben, ihr guten Gesezgeber? wenn ihr saget: Wir gestatten niemandem, als freyen Menschen, sich auf die Philosophie zu legen. Denn

die

die Philosophen sagen: Wir gestatten niemanden, als denen, die sich auf die Philosophie gelegt haben, frey zu seyn. Das ist so viel, als, Gott gestattet es nicht. -- Was? Wenn einer seinen Knecht vor dem Prätor herumgetrillet hat, soll das nichts seyn? -- Es ist etwas. Aber was? Seinen Knecht hat er vor dem Prätor herumgetrillet. -- Ist es sonst nichts? -- und muß den zwanzigsten von dem Werth des Knechtes abgeben. -- Wie? ist denn nun einer, mit welchem dieß geschehen, nicht zu einem freyen gemachet worden? -- So wenig, als ihm ein ruhiges Herz gemachet worden. Oder hast du, der du andere mit aller Ceremonie frey lassen kannst, keinen Herrn? Bist du nicht etwa ein Sclave des Geldes, oder eines Mädchens, oder eines Knaben, oder des Fürsten, oder eines seiner Favoriten? Warum zitterst du denn, so bald es um den Besiz des einen oder andern dieser Dinge mißlich für dich aussehen will. Darum sage ich immer: Studieret das, und machet euch damit gefaßt, in welchen Sachen man kühn, und in welchen man behutsam seyn müsse. Kühnheit gehört zu den Sachen, die nicht von unserm Willen abhangen; Behutsamkeit aber zu denen, die von dem Willen abhangen.

Aber habe ich dir nicht auch schon von meinen Versuchen vorgelesen? Hast du nicht gesehen, was ich thue? -- Woraus sollte ich es gesehen haben? Aus Wörtchen. Laß mich sehen, wie es um deine Begierde, wie es um deinen Abscheu stehe; ob dir nicht Sachen fehlschlagen, die du gern wolltest, und ob dir nicht Sachen wiederfahren, die du nicht wolltest?

wolltest? Diese gekünstelten Redübungen magst du immer, wenn du gescheut bist, weglegen und unnüz machen. – Wie, hat denn Socrates nicht auch geschrieben? -- O ja, so viel als immer einer. Aber wie hat er geschrieben? -- Da er nicht allezeit einen fand, der seine Begriffe bestritte, oder dessen Begriffe er bestreiten konnte, so nahm er es auch wol oftermalen mit sich selbst auf, und prüfte sich selbst, und allezeit übte er sich auf eine applicative Art über irgend einen allgemeinen Begriff. Dergleichen schreibt ein Philosoph. Die ausgeklaubten Wörtchen hingegen, und die aufgeschraubten Perioden überläßt er andern, etwa solchen, die den gesunden Verstand verloren haben, oder denen glükseligen Menschen, welche die vollkommene Gemüthsruhe nunmehr gefunden und hiemit izt zu allem Musse genug haben; oder denen, die so weit in der Narrheit gekommen sind, daß sie die Folgen ihrer Lehrsätze nicht mehr achten. Du wolltest nun, wenn die Umstände der Zeit ganz was anders foderten, mit deinen Sächelgen aufgezogen kommen, dieselben jedermann vorlesen, und so deinen Kram feil bieten? „Willst du sehen, wie ich Dialogen schreiben kann?„ -- Nein doch, Mensch! Sage lieber: „Willst du sehen, wie gut ich meine Begierde auf lauter solche Dinge gerichtet habe, die mir nicht fehlschlagen können? Laß den Tod kommen, da sollst du es sehen. Laß mir Schmerz, laß Gefängnis, laß Entsetzung von aller Würde, laß Verurtheilung kommen.„ In dergleichen Sachen muß ein Jüngling die Probe geben, daß er bey Philosophen in die Schule gegangen. Das andere Zeug überlaß andern. Laß

davon

davon kein Wort mehr von dir hören, und leide es nicht, daß dir jemand über solche Sachen Lobsprüche mache. Laß dir gefallen, nichts zu seyn und nichts zu verstehen. Diese einzige Wissenschaft lege an den Tag, nie zu verfehlen, wornach du zielest; nie in das zu fallen, was du meidest. Andere mögen sich auf Rechtshändel, andere auf Probleme, andere auf Syllogismen legen: Studiere du nichts als Tod, Kerker, Folter, Verbannung, daß du dem allem kühn entgegensehen, unter dem allem auf den getrost seyn könnest, der dich dazu berufen und eines solchen Posten würdig geachtet hat. Bewahrest du diesen Posten gut, so wirst du Proben geben, welcher grossen Thaten die Vernunft, das oberste Seelenvermögen, fähig ist, wenn sie mit Vermögen, die nicht von unserm freyen Willen abhangen, den Kampf aufnimmt. Und also wird der paradoxe Saz, man müsse beydes behutsam und kühn seyn, nicht mehr ungereimt oder wunderlich scheinen. Kühn muß man seyn in Sachen, die nicht auf unsere Wahl ankommen; behutsam aber in denen, die darauf ankommen.

Zwote Rede.

Von der Gemüthsruhe.

Wenn du vor Gericht gehest, so schau, was du erhalten, was du durchsetzen wollest. Denn wenn du das erhalten willst, daß dein Wille der Natur gehorsam bleibe, so steht es sicher für dich; so läßt

es

es sich leicht machen, so hast du kein groß Geschäft. Denn wenn du Dinge die an dir liegen, die in deiner eigenen Macht stehen, die von Natur frey sind, erhalten willst, wenn du dich damit zufrieden giebst, wem hast du denn weiter nachzufragen? Denn wer ist Herr über dieselben Sachen? Wer kann sie dir nehmen, wenn du gewissenhaft und treu seyn willst? wer wird dirs wehren? Wer wird dich, wenn du dich nicht willst hintern oder zwingen lassen, hintern oder zwingen können, solche Dinge zu begehren, die dir nicht gefallen, oder Abscheu für solche Dinge zu haben, die dir keineswegs verabscheuenswürdig vorkommen? Gesezt, dein Gegner spiele dir Streiche, die man für fürchterlich ansieht, so wird er doch nicht im Stande seyn zu machen, daß sie dir auch so vorkommen, und daß du ängstlichen Abscheu dagegen habest. Wenn hiemit Begierde und Abscheu in deiner Gewalt stehen, worüber hast du dich weiter zu bekümmern? Das versieht dir den Eingang, die Erzielung, die Zeugnisse, die Widerlegung, den Beschluß, die Bezeugung der Zuversicht. Daher hat Socrates einem, der ihn erinnerte, sich mit einer Schuzrede zu versehen, zur Antwort gegeben; „Däucht dir denn nicht, daß ich mich schon mein Lebenlang damit versehen habe? -- Wie so denn? -- Ich habe bewahret, was in meiner Gewalt steht. -- Wie das? -- Ich habe nie weder heimlich noch öffentlich etwas unrechtes gethan. „ Wenn du aber auch die äussern Dinge, Habschaft, Würde, Leben, behalten willst; denn sage ich dir: Versiehe dich nur von Stund an, und mache alle ersinnlichen Anstalten, denn stu-

diere

diere die Gemüthsart des Richters und der Gegner. Wenn ein Fußfall was erhalten kann, geschwinde einen Fußfall. Wenn Weinen hilft, geschwinde geweinet. Wenn Jammern dient, so jammere. Denn nachdem du einmal deine eigenen Sachen unter die äusserlichen Dinge hinuntergesetzet hast, so sey nur forthin Sclave, und sträube dich nicht mehr. Das geht nicht an, daß du bald ein Sclave, bald wieder kein Sclave seyn wollest. Du must einförmig und von ganzer Seele entweder dieß oder jenes, entweder ein Freyer oder ein Knecht, entweder ein Philosoph oder ein Idiot, entweder Hahn oder Capaun seyn. Entweder halte die Schläge bis in den Tod aus, oder wiederruf gleich anfangs. Laß nicht begegnen, daß du erst eine Tracht Schläge kriegest, und denn zulezt doch noch Wiederruf thuest. Ob es schimpflich sey, was man dir zumuthet, das entscheide gerade auf der Stelle. Was ist die Natur des Guten und des Uebels? Wahrheit. Was ist Wahrheit? Die Natur der Dinge. Nach dieser müssen wir entscheiden, wo wir kühn und wo wir behutsam seyn müssen. Oder was däucht dir? Würde Socrates, wenn er äussere Dinge hätte erhalten wollen, auch vor dem Richter gesagt haben: „Anytus und Melitus können mich zwar ums Leben bringen, aber schaden können sie mir doch nicht?„ War er etwa so dumm, es nicht einzusehen, daß nicht dieser, sondern ein andrer Weg zu jenem Zweke führt? Was war das, daß er sich aus seinen Richtern so wenig machete, und sie noch reizete, so wie mein Freund Heraklitus, der zu Rhodus eines Akers wegen Proceß hatte. Er bewies seinen

Richtern

Richtern, daß er einen gerechten Anspruch machte, und sagte zum Beschluß: „ Erwartet keine demüthigen Bitten von mir. Ich bekümmere „ mich nichts darum, was für einen Spruch ihr „ thun möget. Ihr richtet mehr euch selbst, als „ mich. „ Und so verlor er seinen Proceß glüklich. Was braucht es aber solche Umstände? Laß bloß das Bitten unterwegen. Sage nicht noch: Ich bitte nicht euch. Es wäre denn, daß dich besondere Umstände, wie den Socrates vermöchten, die Richter mit Fleiß zu reizen. Wenn du dich mit einer Rede versiehest, die einen solchen Beschluß hat, was hast du zu erwarten? Oder warum erscheinst du? Wenn du ans Kreuz willst, so bleib nur zu Hause, es wird schon zu dir kommen. Wenn dir aber die Vernunft räth, vor Gericht zu erscheinen, und den Richter, so gut du kannst, zu überzeugen, so must du auch alles thun, was hiezu dienlich ist; jedoch immer als ein Weiser, der nichts erhalten will, als was sein eigen ist.

Es wäre lächerlich, wenn du sagen wolltest: Gieb mir für den oder diesen Fall eine besondere Vorschrift. Wozu würde das dienen? Du solltest lieber sagen: Leite mich in eine solche Denkensart ein, daß ich mich in alles, was sich auch zutrüge, schiken könne. Jenes wäre, wie wenn einer, der nicht schreiben kann, sagte: Sage mir, wie ich schreiben müsse, wenn mir irgend ein Name zu schreiben aufgegeben wird. Denn, wenn ich dem schon sagte: Den Namen Dion schreibt man so, und denn einer käme und ihm nicht den Namen Dion, sondern den Namen Theon aufgabe,

gäbe, wie gienge es, was würde er schreiben? Nicht wahr, wenn du schreiben gelernt hast, so bist du im Stande und gefaßt zu schreiben, was man dir immer angiebt. Hast du es aber nicht gelernt, so hülfe es dir auch nicht, wenn ich dir izt gleich eine Vorschrift gäbe. Denn wenn dir die Sachen etwas anders angäben, was wolltest du denn sagen oder thun? Behalte also nur diese allgemeinen Grundsätze, (und mache sie dir eigen,) so wird dir nie an Vorschrift gebrechen. Wenn du hingegen nach äusserlichen Dingen schmachtest, so kann es nicht anders seyn, als daß du hin und her gejagt werdest, wie es dem Herrn beliebig ist. Und wer ist der Herr? Derjenige, in dessen Macht die Dinge stehen, wornach du trachtest oder denen du entfliehen willst.

Dritte Rede.

Auf die, welche jemanden einem Philosophen empfehlen.

Diogenes hat einem, der ihn um ein Empfehlungsschreiben bat, wol geantwortet: „Daß du ein Mensch bist, wird der Mann erkennen, so bald er dich sieht. Ob du gut oder böse seyest, das wird er erkennen, wenn er in der Kunst, gute und böse zu unterscheiden, erfahren ist. Ist er darinn unerfahren, so würde er es nicht erkennen, wenn ich dir auch hundert Empfehlungen mitgabe. Es ist gerade, wie wenn eine Drachme bäte, man sollte sie jemand empfehlen, daß er sie für ächt annehmen

nehmen möchte. Wenn er Silber probieren kann, so wird er wol sehen, was du bist, du wirst dich durch dich selbst empfehlen.„

Man sollte hiemit in Ansehung der Sitten auch so was haben, wie man etwas in Ansehung des Silbers hat, damit man, wie der Silberkenner, sagen könnte: Bring mir, was für eine Drachme du willst, ich will es bald erkennen, ob sie ächt oder unächt sey. Betrift es Syllogismen, so sage ich: Laß mir herkommen, wen du willst; ich will bald unterscheiden können, ob er die Zergliederung der Syllogismen verstehe oder nicht. Warum? Weil ich selbst Syllogismen zergliedern kann; weil ich die Kunst besize, die dazu gehört, einen zu erkennen, ob er mit Syllogismen gut umzugehen wisse. Was mache ich aber, wo die Frage ist von Sitten? Da nenne ich einen und ebendenselben Menschen bald gut, bald böse. Woher kömmt das? Aus dem Gegensaz dessen, was ich in Ansehung der Syllogismen gesagt habe, aus Mangel deutlicher Begriffe, aus Unerfahrenheit.

Vierte Rede.

Auf einen, der im Ehebruche ertappet worden.

Als Epictet einmal von der Treue handelte, und bewies, daß der Mensch zur Treue gebohren sey, und daß man diese nicht könne verlezen, ohne der wesentlichen Bestimmung des Menschen gerade ent-

gegen zu handeln, kam von ungefehr einer dazu, der im Rufe eines Dialectikers stand, aber in der Stadt einmal im Ehebruche war ertappet worden. Wenn wir, fuhr Epictet sogleich fort, diese Treue, zu welcher wir eine natürliche Bestimmung haben, wegwerfen, und des Nachbarn Weib nachstellen; was thun wir? Was anders, als wir verderben und zerstören. Wen? Den treuen, den gewissenhaften, den religiosen Menschen. Und das ist noch nicht der ganze Schade. Zerstören wir nicht auch die Nachbarschaft, die Freundschaft, die bürgerliche Gesellschaft? In was für einen Stand werden wir noch taugen? Wofür kann ich dich noch brauchen, Mensch? Für einen Nachbar? für einen Freund? für einen Mitbürger? sage, wofür doch? Was kann ich dir vertrauen? Wärest du ein morsches Geschirr, das man zu nirgend mehr brauchen könnte, so würfe man dich auf den Mist, und niemand würde dich dort aufheben. Da du aber ein Mensch bist, der gar keinen Stand der menschlichen Gesellschaft bekleiden kann, was sollen wir aus dir machen? Denn, gesezt, du taugest nicht zu einem Freunde, taugtest du etwa zu einem Knechte? Wer wird dir trauen? Willst du hiemit nicht selbst als ein unbrauchbares und stinkendes Gefäß irgend auf einen Mist hingeworfen werden? Du wirst sagen: Man hat wenig Achtung dafür, daß ich ein Dialecticus bin. Das kommt daher, weil du ein schlimmer und unnüzer Dialecticus bist. Du hast gerade so viel Ursache dich zu klagen, als wenn sich Wespen entrüsten wollten, daß niemand Achtung für sie habe, daß jedermann sie scheue, oder

wenn

wenn er kann, zerquetsche. Du hast einen Stachel, würde man der Wespe antworten, und machest jedem, den du stichst, Mühe und Schmerz. -- Was willst du, daß wir aus dir machen? Du taugest in keinen Stand. -- Was? sind denn die Weiber nicht von Natur gemein Gut? -- Das lasse ich dir gelten. Denn ein Ferklein ist auch allen, die zum Gastmal gebeten sind, gemein; so bald man aber trenschirt und herumgebotten hat, denn komm, wenn es dich anständig dünkt, und nimm deinem Nebengast sein Stük, oder mause es heimlich weg, und laß deine Hand auf seinen Teller spazieren und nasche, oder wenn du kein Fleisch wegkriegen kannst, so mache wenigstens saftige Finger und leke sie ab. Ein feiner Camerade! Ein socratischer Gast! Ey! ist nicht auch das Theater den Bürgern gemein? Aber wenn sie einmal Plaz genommen haben, so komm, wenn es dich thunlich dünkt, und vertreib einen von seinem Platze. So sind auch die Weiber von Natur gemein; so bald aber der Gesezgeber, wie der Gastgebe, die Austheilung gemachet hat, sollst du dich an das halten, was dir zu Theil worden ist, und nicht lieber einem andern sein Theil wegstehlen und ein Rascher seyn. -- Aber ich bin ein Dialectiker, und verstehe den Archedem. -- So verstehe deinen Archedem, aber wisse, daß du nichts destominder ein Ehebrecher und ein treuloser und kein Mensch, sondern ein Wolf oder eine Meerkatze bist. Oder was bist du besseres?

Fünfte Rede.

Wie Großmuth und Sorgfalt zusammen bestehen.

Die äussern Dinge, die nur den Stof unsrer Handlungen abgeben, sind gleichgültig, aber es ist nicht gleichgültig, wie man sie brauche. Wie ist es nun anzustellen, daß man standhaften und ruhigen Gemüths bleibe, und doch zugleich sorgfältig, nicht auf gerathewol, nicht obenhin handele? Man muß es machen, wie beym Brettspiel: Die Steine sind gleichgültig, die Würfel sind gleichgültig. Wie könnte ich wissen, was auffallen wird? Aber von dem, was mir fällt einen bedächtlichen und künstlichen Gebrauch zu machen, das ist nun schon mein Geschäft. So soll denn in Ansehung des Lebens dieß dein Hauptgeschäft seyn: Mache einen Unterschied unter den Sachen, theile sie in Classen und sage: Die äussern Dinge sind nicht in meiner Gewalt. Der freye Wille ist in meiner Gewalt. Wo soll ich das Gute oder das Uebel suchen? Inner mir, in den Dingen, die mein sind. Aeussere und fremde Dinge hingegen nenne nur niemal gut oder böse, nüzlich oder schädlich, oder irgend so etwas. -- Wie? Muß man denn in diesen Dingen ohne alle Sorgfalt verfahren? -- Keinesweges, denn das wäre wieder ein Uebel an dem Willen, der auf diese Weise wider die Natur anstiesse; sondern man soll einerseits sorgfältig verfahren, weil der Gebrauch des Stofes

nicht

nicht gleichgültig ist; anderseits gesezten und ruhigen Gemüths bleiben, weil der Stof an sich gleichgültig ist. Denn in demjenigen, was nicht gleichgültig ist, kann mich niemand hintern oder nöthigen. Wo man mich hintern und nöthigen kann, betrift es Dinge, deren Erlangung nicht in meiner Gewalt stehet, und die an sich weder Güter noch Uebel sind. Ihr Gebrauch hingegen ist ein Gut oder ein Uebel: Der stehet aber in meiner Gewalt. -- Aber das ist sehr schwer, solche Sachen mit einander zu paaren und zu vereinigen; die Sorgfalt eines Menschen, der für den Stof passionirt ist, und das ruhige Wesen eines, der demselben nichts nachfrägt. -- Es ist schwer, aber doch nicht unmöglich; sonst müßte es unmöglich seyn, glükselig zu leben. Was thun wir, wenn wir über See reisen wollen? Was können wir hiebey thun? Den Steuermann, die Schifleute, den Tag, die Gelegenheit auswählen. Denn kömmt ein Sturm. Was habe ich mich dessen anzunehmen? Ich habe das meinige alles gethan. Das ist Materie für einen andern, für den Steuermann. Aber das Schiff geht unter! Was kann ich denn machen? Ich thue nur, was ich kann, und mehr nicht. Er ersaufe ohne Furcht, ohne Geschrey, ohne Hader gegen Gott; wie ein Mensch, der wol weiß, daß alles, was worden ist, auch verwesen muß. Ich bin ja kein Aeon, sondern ein Mensch, ein Theil des Ganzen, wie die Stunde ein Theil des Tages ist. Ich muß einmal, wie die Stunde, da seyn, und auch wie die Stunde, verschwinden. Was liegt mir nun daran, wie ich abtrete, ob im Wasser erstikt oder durch ein

Fieber verzehrt; denn durch so etwas muß ich doch einmal abtreten.

Gieb Achtung, was machen die, welche den Ball gut spielen? Es liegt ihnen nichts an dem Balle selbst, als wenn er ein Gut oder ein Uebel wäre, sondern daran, wie sie ihn werfen und empfangen. Darinn soll sich Kunst, Geschwindigkeit, Ordnung, Geschiklichkeit zeigen: So daß ich z. Ex. nicht im Stande wäre, den Ballon aufzufangen, wenn ich gleich meine ganze Schooß dagegen ausbreitete: Der andere hingegen, wenn ich ihn werfe, denselben geschikt auffängt. Was wäre das für ein Spiel, wenn wir mit Furcht und Angst unsern Ball würfen oder auffiengen? Wie würde man da gesezten Gemüthes seyn? Was würde da aus der Ordnung des Spiels werden? Der eine würde rufen: Wirf! Der andere: Halt! Wirf nicht! Das wäre denn kein Spiel mehr, sondern ein Zank. Socrates wußte hiemit den Ball meisterlich zu spielen. -- Wie so? -- Er wußte sein Spiel vor Gerichte zu treiben. „Sage mir, sprach er, Anyt, warum beschuldigest du mich, ich glaube keinen Gott? Wofür hältst du die Dämonen? Müssen sie nicht entweder Götter-Söhne, oder ein aus Göttern und Menschen vermischtes Geschlecht seyn? -- Das räume ich ein. -- Däucht dir denn, es könne einer glauben, es gebe keine Esel, wenn er gesieht, daß es Maulesel gebe?„ War das nicht Ball gespielt? Und was war hier der Ball? Leben, Gefängnis, Verbannung, Gift, Weib und Kinder als Wittwe und Waisen zu hinterlassen. Solche Dinge waren auf

dem

dem Spiele. Nichtsdestoweniger spielte er, und schlug den Ball in bester Ordnung. So müssen wir auf der einen Seite die grösseste Sorgfalt brauchen, wie bey der Uebung des Ballspiels; auf der andern aber eben so gleichgültig seyn, als man für den Ballon ist. Denn wir müssen allerdings an irgend einem äusserlichen Stoffe Kunst und Fleiß üben; doch nie so, daß wir uns in denselben verliebten, sondern nur was es auch immer für ein Stof sey, die Kunst darinn beweisen, die sich darinn beweisen läßt. So machet ein Weber die Wulle nicht selbst, sondern beweißt seine Kunst an der, so man ihm giebt, sie sey, wie sie wolle. Ein andrer schenkt dir den Lebensunterhalt und die Habschaft, und er hat die Macht, dir eben dieselben wieder zu nehmen, und den Leib noch dazu. Du hast den Stof empfangen, bearbeite ihn. Wenn du denn ohne Schaden aus der Sache kömmst, werden zwar einige dir entgegen kommen und ihre Freude bezeugen über dein Glük, daß du so wol davon gekommen bist: Wer aber Einsicht genug hat, und weiß mit was guter Art, mit was Anständigkeit du diese Arbeit verrichtet hast, der wird nicht dein Glük, sondern dich loben, und an deiner Freude Antheil nehmen. Daferne er aber wahrnehmen sollte, daß du zwar glüklich davon gekommen, aber nicht ohne etwelche Schande, so wird er just das Gegentheil thun. Denn erst dennzumal hat man Ursache an eines Freude Theil zu nehmen, wo man weiß, daß des andern Freude vernünftig ist.

In welchem Verstande sagt man, es seyen einige äusserliche Dinge unsrer Natur gemäß und nicht gemäß? -- In so fern man uns entweder einzeln oder in Verbindung betrachtet. Denn ich kann sagen, es sey der Natur gemäß, daß der Fuß rein sey. Betrachte ich ihn aber als Fuß, als etwas, das nicht vor sich allein, sondern ein Glied am Leibe ist, so wird es sich gebühren, daß er auch im Koth gehe und auf Dornen trete, ja vielleicht gar um des Ganzen willen abgestossen werde. Wenn sich der Fuß dazu nicht bequemte, so wäre er kein Fuß mehr. So müssen wir auch in Ansehung unser selbst denken. Was bist du? Ein Mensch. Betrachtest du dich als einzeln und abgesondert, so ist der Natur gemäß, daß du ein hohes Alter erreichest, daß du reich, daß du gesund seyest. Betrachtest du dich aber als einen Menschen, als den Theil eines Ganzen, so gebührt sich, daß du um dieses Ganzen willen bald krank seyest, bald über Meer reisest, bald in Gerichtshändel verwikelt werdest, bald Mangel leidest oder auch frühzeitig sterbest. Warum bist du denn hierüber ungehalten? Weist du nicht, daß du kein Mensch mehr wärest, wenn du dich nicht darein schikktest, so wenig als jener noch ein Fuß wäre, wenn er sich jener Sachen weigerte. Denn was ist ein Mensch? Ein Glied des Staats, zuerst dessen, der aus Göttern und Menschen besteht, hienächst auch dieses im nähesten Sinne so genannten, der eine kleine Nachahmung von jenem grössern ist. -- Daß ich aber izt vor Gericht gehen muß? -- Daß ein andrer das Fieber haben, ein andrer über Meer reisen, ein andrer sterben, ein andrer verurtheilt

urtheilt werden muß? Es kann nemlich bey solchem Leibe, unter solchem Himmel, unter solchen Nebenmenschen nicht anders seyn, als daß den einen diese, den andern jene Zufälle begegnen. Dein Werk wird hiemit seyn, daß du kommest und sagest, wie du dich verhalten müssest, und dich so einrichtest, wie es am zuträglichsten ist. Aber denn sagt jener: Ich will dich verfällen, du habest eine ungerechte Sache. -- Das magst du. Wol bekomme es dir! Ich habe mein Werk gethan. Ob du das Deinige auch gethan habest, da magst du zusehen. Denn darüber must du auch einmal vor Gericht stehen, du magst es glauben oder nicht.

Sechste Rede.

Von Mitteldingen.

Es ist gleichgültig, welche Bedingung in einem Satze vorausgesezt werde; aber, was man auf die oder diese Bedingung urtheile, das ist nicht einerley, sondern es ist entweder Gewißheit oder Meinung oder Irrtum. So ist auch das Leben ein Mittelding, was man aber für einen Gebrauch davon mache, ist nicht gleichgültig. Wenn man euch aber sagt, dieß und jenes sind Mitteldinge, so werdet deswegen nicht sorglos und unachtsam; und wenn man euch zur Sorgfalt vermahnet, so werdet auch nicht niederträchtig und Bewunderer des bloßen Stoses. Es ist schön, wenn man seine Tüchtigkeit und Stärke kennt, damit man sich in Sachen, wozu man nicht aufgelegt ist, keine

Mühe

Mühe mache, und sich nicht entrüste, wenn andere darinn mehr sind, als wir. Denn du wirst dir auch anmassen, daß du in der Syllogistik mehr seyest, als andere. Wenn dieselben das wollten ungern haben, würdest du sie damit trösten: Ich habe das studiert, ihr nicht? Behalte das auch für dich, und da jede Kunst eine lange Uebung erfodert, so laß dich nicht gelüsten, das sogleich zu haben, was man nicht ohne Uebung haben kann; sondern überlaß es denen, die sich darinn getummelt haben, und begnüge dich, eines gesezten Gemüths zu seyn.

Geh und mache jenem grossen Herrn deine Aufwart. -- Wie soll ich sie machen? -- Nicht niederträchtig. -- Ja, dort bin ich ausgeschlossen. Denn ich habe nicht gelernt, zum Fenster hineinsteigen. Wo ich aber die Thüre verschlossen finde, da muß ich entweder wieder weggehen, oder zum Fenster hineinsteigen. -- Sprich ihn einmal bey Gelegenheit. -- Ihn sprechen? Auf was Art? -- Nicht niederträchtig. Aber nun hast du nichts bey ihm ausgerichtet. Das war aber auch niemal dein Werk, sondern des und dessen. Warum maßest du dich solcher Dinge an, die niemal deines Thuns gewesen sind? Besinne dich allezeit, was dein und was andrer Werk ist, so wird sich dein Gemüth nie beunruhigen.

Es ist demnach ein weises Wort des Chrysippus: „So lange ich, sagt er, die Folgen einer Sache nicht genug einsehe, halte ich mich an das gewisse, damit ich das erhalte, was der Natur gemäß

mäß ist. Denn solche Sachen hat Gott selber meiner Wahl überlassen. Wenn ich hingegen wüßte, daß das Schiksal izt eine Krankheit über mich beschlossen hätte, so wollte ich mich mit allem Ernst dazu anschiken. Denn auch der Fuß würde selbst, wenn er denken könnte, ganz willig seyn, sich kothigt zu machen.„ Warum wachsen die Aehren? Nicht wahr, damit sie reif werden? Und werden sie nicht darum reif, damit man sie abschneide? Denn sie wachsen nicht bloß für sich, und sind nicht bloß um ihrer selbst willen da. Müßten sie nun wol, wenn sie sich ihrer selbst bewußt wären, wünschen, daß sie nimmer abgeschnitten würden? Das wäre ja ein Fluch für die Aehren, wenn sie nie eingeerntet würden. So sollte man auch erkennen, daß es ein Fluch für die Menschen wäre, nie zu sterben; wie es für die Aehren ein Fluch seyn würde, nie zu reifen und nie geerntet zu werden. Aber ungeachtet wir auch solche Aehren sind, die nicht nur müssen eingeerntet werden, sondern es noch dazu begreifen, daß es seyn muß, so sind wir doch ungehalten darüber. Denn wir erkennen nicht, was wir sind, und haben die Menschheit nicht studiert, wie Reuter die Pferde-Natur studieren. Als Chrysantas im besten Vortheil war, den Feind zu schlagen, machte er doch sogleich Halte, als er zum Rükmarsch blasen hörte: so sehr hielt er es für vorzüglicher, dem Commando seines Feldherrn, als seiner Neigung ein Genügen zu thun. Keiner hingegen von uns will dem Rufe des Schiksals leicht und hurtig gehorchen, sondern wir leiden unsern Theil mit Seufzen und Weinen, und nennen es schwere Umstände.

Was willst du damit sagen, o Mensch? Wenn du schwere Umstände nennest, was um uns her steht, so machest du alles zu schweren Umständen. Wenn du es aber so nennest, weil es harte Dinge sind, so sage mir, was hat es hartes in sich, daß alles, was worden ist, auch wieder verwese? Das aber, was uns verwesen machet, ist entweder ein Schwert, oder ein Rad, oder das Meer, oder ein Gifttrank, oder ein Tyrann. Was liegt dir daran, welchen Weg du in die Unterwelt hinabgehest? Es ist ein Weg wie der andere. Oder wenn du die Wahrheit hören willst, so ist der noch der allerkürzeste, den dich der Tyrann schicket. Der Tyrann hat noch niemanden ein halbes Jahr lang erwürget, aber das Fieber hat schon manchen ein Jahr lang getödet. Das ist alles nur Geräusch und Schall leerer Worte. -- Ich stehe wirklich in Gefahr, daß mich Cäsar zum Beil verurtheile. -- Ich hingegen hier in Nikopel wohnhaft, wo es so viel Erdbeben giebt, bin ich ausser aller Lebensgefahr? Aber du darfst ja nur über den Adrias zurüke (und dich nach Cäsars Grundsäzen bequemen,) so bist du nicht mehr in Gefahr. -- Freylich nicht mehr in Gefahr den Kopf zu verlieren, aber nicht ausser Gefahr, für die gute Meinung von mir. -- Für wessen Meinung? für deine? Wer kann dich zwingen, daß du dir eine Meinung von etwas fassest, die du nicht willst? Oder für anderer Meynung? Was ist aber da gefährliches für dich, wenn sich andere Leute in ihrer gefaßten Meinung betriegen? -- Ich stehe in Gefahr des Landes verwiesen zu werden. -- Was will das sagen: des Landes verwiesen werden? Anderswo als in

Rom

Rom seyn? -- Ja, aber wenn ich nach Gyara verschikt würde? -- So wirst du dahin wandern, wenn es dir ansteht; wo nicht, so hast du einen andern Ort, dahin du anstatt nach Gyara wandern kannst, einen Ort, wohin auch der, so dich nach Gyara verweiset, gehen wird, er mag wollen oder nicht. Im übrigen mache dir nur kein so grosses Bild von den Prüfungen, die du antreffen wirst, wenn du izt nach Rom zurüke kehrst. Sie sind wirklich für die Vorbereitungen, die du hier dazu gemachet hast, noch allzuklein, und ein edler Jüngling möchte wol sagen: Es war nicht der Mühe werth, so viel gehört, so viel geschrieben, so lange Zeit bey dem alten Männchen, der ein schlechter Held ist, gesessen zu haben. Behalte nur diese einzige Abtheilung, nach welcher man unterscheidet, was dein, und was nicht dein ist, damit du dir niemal fremde Dinge anmassest. Richterstuhl und Kerker ist jedes ein Ort, der eine ein hoher, der andere ein niedriger. Dein Wille hingegen kann in der Gleichheit behalten werden, wenn du ihn für beyde Oerter gleich behalten willst. Und denn zumal werden wir Nacheiferer des Socrates seyn, wenn wir in dem Kerker Päanen schreiben können. Schau hergegen, ob wir bey der jezigen Gemüthsverfassung nur ertragen könnten, wenn uns ein andrer in der Gefängnis sagen würde: Beliebt dir, daß ich dir Päanen vorlese? -- Ey, was willst du meine Plagen vermehren? Siehst du nicht, in welchen schlimmen Umständen ich bin? Wie könnte ich izt Lieder anhören? -- Izt, was ist denn dein so grosses Unglük? -- Ich werde zum Tode verurtheilt. -- So werden hiemit andere Menschen unsterblich seyn.

Siebente Rede.

Wie man den Wahrsager fragen solle.

Durch das unzeitige Fragen beym Wahrsager versäumt mancher viele Pflichten. Denn was kann der Wahrsager sehen? Tod oder Gefahr, oder Krankheit; überhaupt dergleichen etwas. Wenn ich mich nun für meinen Freund in Gefahr begeben sollte, oder die Pflicht erfoderte, daß ich so gar das Leben für ihn lasse, sollte es mir noch gelegen seyn, den Wahrsager rathszufragen? Habe ich nicht den Wahrsager inner mir, der mir angezeiget hat, was wirkliches Gut und Uebel sey, der mir die Zeichen, wodurch das eine und das andere vorbedeutet wird, ausgeleget hat? Was bedarf ich also noch der Eingeweide oder der Vögel? Soll mir der Wahrsager nicht unerträglich seyn, wenn er mir sagt: Die Sache wird vortheilhaft für dich ausfallen? Denn was ist vortheilhaft? weiß er das? Was ist gut? weiß er das? Hat er gewisse Zeichen des Guten und Uebels, so wie die Zeichen der Eingeweide, studiert? Denn wenn er Zeichen des Guten und Uebels kennt, so kennt er auch Zeichen des Ehrlichen und Schändlichen, des Rechtmäßigen und Unrechtmäßigen. Mensch, sage du mir schlechtweg, was ist mir geweissaget? Leben oder Tod? Armuth oder Reichtum? Ob denn diese Sachen mir Vortheil oder Nachtheil bringen werden, das bin ich nicht Willens dich zu fragen. Du sprichst ja auch nicht über grammaticalische

Dinge.

Dinge. Warum denn über solche, worinn wir Menschen alle irren und einander widersprechen? Es war eine schöne Antwort jener Frau, welche der verwiesenen Gratilla eine Ladung Lebensmittel für einen Monat schiken wollte. Man sagte ihr: Domitian wird das confiscieren. Sie erwiederte: Ich will es lieber darauf ankommen lassen, daß er es confisciere, als es nicht schiken.

Was bewegt uns denn, die Wahrsager stets zu fragen? Unsere Feigheit, unser Kummer, die Sache möchte so oder so einen Austrag nehmen. Um deßwillen schmeicheln wir den Wahrsagern. „Mein Herr, ich bitte, werde ich meinen Vater „erben?--„ „Wir wollen sehen, wir wollen „hierüber opfern. --„ „Ja, thun sie es doch, „mein Herr! Geschehe, was das liebe Glük will!„ Sagt er denn: Du wirst erben: so sagen wir ihm so grossen Dank, als wenn wir das Erbgut von ihm empfangen hätten. Deßwegen haben denn auch die Wahrsager ihr Spiel mit uns. Wie sollte man sich denn hier verhalten? Ohne Begierde und ohne Abscheu sollte man zum Wahrsager gehen, nicht anders als wie ein Reisender einen, den er antrift, frägt, welchen Weg er auf einer Scheidstraße zu gehen habe, ohne daß er einige Begierde haben sollte auf die rechte oder linke Hand einzuschlagen. Denn es ist weder um rechte noch um linke Hand, sondern bloß um den richtigen Weg zu thun. So sollte man zum Gotte, wie zu einem Wegweiser gehen. Wir sollten uns da wie bey dem Gebrauch unsrer Augen verhalten. Wir bitten sie nicht, daß sie uns doch lieber dieß als

jenes sehen lassen, sondern wir nehmen die Bilder derjenigen Sachen an, die sie uns sehen lassen. Aber anstatt dessen geben wir zitternd auf das Vögelchen Achtung, und rufen den Gott an, und bitten ihn: Herr, erbarm dich! -- Laß doch geschehen, daß ich gut aus der Sache komme! -- Sclave! willst du denn etwas anders, als was für dich das bessere ist? Kann aber etwas anders das bessere seyn, als was Gott gefällt? Warum giebst du dir alle Mühe, den Richter zu bestechen und den Rathgeber zu verführen?

Achte Rede.

Von dem Wesen des Guten.

Gott schaft Nuzen. Das Gute schaft auch Nuzen. Wir werden hiemit sagen dürfen, das Wesen Gottes, und das Wesen des Guten bestehe in einer und ebenderselben Sache. Was ist nun das Wesen Gottes? Ist es Fleisch? -- Keineswegs. -- Ist es ein Stük Land? -- Nicht doch. -- Ist es Gerücht? -- Eben so wenig. -- Ist es Verstand, Wissenschaft, richtige Vernunft? -- Das ist es. -- So suche denn auch das Wesen des Guten lediglich darinne. Oder willst du es etwan in einem Gewächse suchen? -- Nein. -- Oder in einem vernunftlosen Geschöpfe? -- Nein! -- Wenn du es hiemit in der Vernunft suchen willst, warum suchest du es denn noch in etwas anderm, als in demjenigen, was uns von den unvernünftigen Geschöpfen unterscheidet? Die Gewächse haben nicht einmal die Vorstellungskraft,

und darum sagst du auch nicht, daß sie des Guten fähig seyen. Es gehört hiemit nothwendig Vorstellungskraft zum Guten. Gehört aber sonst nichts dazu? Wenn diese allein dazu hinlänglich ist, so sage, das Gute, die Glükseligkeit und Unglükseligkeit finde auch beyden andern lebendigen Geschöpfen statt. Das sagst du aber nicht, und du thust wol. Denn ob sie gleich allerdings die Vorstellungskraft haben, so haben sie doch kein Vermögen, ihren sinnlichen Vorstellungen nachzudenken, und den rechten Gebrauch davon zu machen. Es war auch nicht schiklich, daß sie die hätten: Denn sie sind zum Dienen und nicht zum Herrschen gemachet. Der Esel z. Ex. ist er als etwas vorzügliches, oder um seiner selbst willen gemachet? Nein, sondern weil wir Rügken vonnöthen hatten, die Lästen gewachsen wären. Wir hatten aber eben so sehr vonnöthen, daß der Esel wandeln könne. Deßwegen hat er noch die Vorstellungskraft dazu empfangen; denn er hätte ohne die nicht wandeln können. Aber mehrers brauchte es nun nicht. Denn wenn er über das auch noch das Vermögen bekommen hätte, über seine sinnlichen Vorstellungen nachzudenken, so ist gewiß, daß ihm die Vernunft nicht gestattet hätte uns unterwürfig zu seyn, und uns solche Dienste zu leisten, sondern er wäre denn von unserm Range und unsers gleichen gewesen. Du willst also das Wesen des Guten nicht in dem Vermögen sinnlicher Vorstellungen suchen; und wenn es nicht darinn liegt, so wirst du sagen, es sey keines von den lebendigen Geschöpfen ausser dem Menschen desselben fähig. Wiewol sie aber dessen unfähig sind, so sind doch auch sie Werke der Göt-

ter; nur nicht vorzügliche, und nicht Theile von den Göttern. Du aber bist ein vorzügliches Werk, du bist ein Ausfluß von Gott, du hast ein Theilchen von ihm in dir selbst. Warum kennest du deinen Adel nicht? warum weist du nicht, woher du stammest? Willst du nicht dran denken, wenn du issest, wer du bist, der du issest, und wen du ernehrst? Willst du nicht dran denken, wenn du der Beywohnung pflegest, wer du bist, der der Beywohnung pflegt? Wenn du in Gesellschaft bist, wenn du Leibesübungen machest, wenn du mit jemand räisonnierest, weist du nicht, daß du gleichsam einen Gott ernehrst, einen Gott übest. Einen Gott trägst du mit dir herum, du Elender, und weist es nicht. Meinest du, ich rede von einem silbernen oder göldenen, den du bey dir trügest? Inner dir hast du ihn, und du nimmst nicht wahr, daß du ihn mit unreinen Gedanken und garstigen Handlungen entheiligest. Wenn auch nur eine Bildsäule eines Gottes da stühnde, so würdest du dich nicht erkühnen etwas dergleichen zu thun, wie du thust. Hingegen schämest du dich nicht, solche Dinge zu denken, und solche Dinge zu thun, da doch Gott selbst inner dir gegenwärtig ist, und alles sieht und hört. O, wie wenig erkennest du deine Natur! wie sehr must du Gott mißfallen!

Warum sollten wir denn für den Jüngling, den wir aus der Schule irgendwohin schiken, etwas zu verrichten, in Sorgen stehen, er möchte anders handeln, im Essen und Trinken, im Umgang mit dem andern Geschlechte sich anders aufführen,

führen, als diesen Grundsätzen gemäß ist; er möchte wegen eines schlechten Kittels niedergeschlagen seyn, oder wegen prächtigen Aufzuges sich aufblehen? Er kennt ja seinen Gott. Er weiß ja, in wessen Begleit er sich befindet. Er wäre uns unerträglich, wenn er sagen wollte: Ich wünschte, daß ich dich, mein Lehrer und Führer, bey mir haben könnte! Hast du Gott dort nicht bey dir? Suchest du noch einen andern Aufseher zu haben, wenn du Gott hast? Würde er dir andere Sachen sagen, als Gott dir sagt? Wenn du eine Bildsäule von Phidias, eine Minerva oder ein Jupiter wärest, und eine Seele hättest, so würdest du gewiß stets dran denken, wer du seyest, und wer dein Meister sey; du würdest Sorge tragen, daß du nichts thätest, was deines Meisters oder deiner selbst unwürdig wäre, daß man dich ja niemal in einer unanständigen Stellung erblike. Izt hingegen, da dich Zeus gemachet hat, wolltest du dich darum nicht in Acht nehmen, wie du dich betragest? Was ist gleichwol jener Werkmeister gegen diesen, und jenes Kunstwerk gegen dieses zu rechnen? Und wo ist ein Werk eines Künstlers, welches sogleich dasjenige Vermögen in sich selbst besässe, das seine künstliche Bildung zu versprechen scheint. Sind nicht die Werke der Künstler Stein oder Erzt oder Gold oder Elfenbein? Stehet nicht die Minerva des Phidias, nachdem sie einmal mit ihrer ausgestrekten Faust das Bildgen des Sieges gefaßt hat, seither immer in dieser Stellung? Gottes Werke hingegen bewegen sich, athmen, haben Vorstellungs- und Beurtheilungskraft. Willst du nun, da du

ein Werk eines solchen Meisters bist, ihm Schande machen? Noch mehr, wolltest du, da er dich nicht nur verfertiget, sondern dich auch alleine deiner eigenen Pflege und Aufsicht anbefohlen hat, an dieses Amt nicht denken, ja dasselbe noch gar beschimpfen? Wenn dich Gott zum Vormund irgend einer Waise gemachet hätte, würdest du sie so vernachläßigen? Er hat dich dir selbst übergeben und gesprochen: „Ich hätte hiezu keinen treuern als dich. Trage mir Sorge zu diesem, daß er bleibe, wie er von Natur ist, empfindlich für das Schöne und Gute, treu und wahrhaft, erhabner Seele, und fähig sich über Erstaunen, Furcht, Zorn und alle Passionen wegzusetzen.„ Und du trügest denn hiefür nicht Sorge? — Aber die Leute werden sagen: Warum zieht er seine Augenbraunen so auf? Warum nimmt er eine so gravitetische Mine an? — Sie ist bey weitem noch nicht so majestätisch, als sie billig seyn sollte. Denn ich bin noch nicht recht kühn auf das, was ich studiert und mit Beyfall angenommen habe. Ich fürchte meine Schwäche noch. Aber laßt mich erst kühn werden; denn werdet ihr eine Mine sehen, wie sie seyn soll, eine Stellung, wie sichs gehört; denn will ich euch die Bildsäule, wenn sie vollendet, wenn sie polieret ist, sehen lassen. Wofür sehet ihr diese Mine an? Für eine aufgezogene Augbraune? Keineswegs. Denn der olympische Zeus braucht nicht die Augbraune aufzuziehen, sondern sein Blik ist sich selbst immer gleich, ein Blik, wie er dem geziemt, der da spricht:

Nimmer

Nimmer nehm ich zurük, und nimmer wird es betriegen,

Was ich rede.

Treu, gefühlvoll für das Schöne und Gute, erhaben, ruhig von Affecten, so will ich euch noch zeigen. -- Du wirst uns wol auch einen Mann an dir zeigen, der nicht altert, nicht krank wird, nicht stirbt? -- Ich will euch doch einen zeigen, der göttlich krank ist, und göttlich stirbt. Das kann ich, dazu bin ich im Stande. Andere Sachen hingegen kann ich nicht, und bin ausser Stande dazu. Ich will euch Nerven eines Philosophen zeigen. -- Was sollen das für Nerven seyn? -- Eine Begierde, die ihres Zieles nie verfehlt; einen Scheu, der nie vergeblich ist; eine Bestrebung, die mit der Pflicht übereinkömmt; einen Vorsaz, der gehörig überlegt; einen Beyfall, der vor Irrtum gesichert ist; dergleichen sollet ihr sehen.

Neunte Rede.

Ueber die, so sich des Philosophen-Titels anmassen, ehe sie noch dem Menschennamen genug thun.

Es ist nicht etwas gemeines, auch nur dem Menschennamen genug zuthun. Denn was ist ein Mensch? Ein lebendiges Geschöpf, das Vernunft besizt und sterblich ist. Nun von welchen Geschöpfen unterscheidet uns schon die Vernunft? von dem Gewilde. Von welchen mehr? Auch

von Schaafen und andern zahmen Thieren. So schau, daß du nie handelst, wie ein wildes Thier, sonst hast du den Menschen verloren und dem, was der Menschennamen ankündigt, nicht entsprochen. Schau, daß du nicht handelst wie ein Schaaf, sonst verliert sich der Mensch auch dadurch. Wenn handelt man schaafsmäßig? Wenn man um des Bauchs, wenn man um der Schaamglieder willen, wenn man blindlings, wenn man garstig, wenn man unachtsam handelt. Wohin ist man alsdenn gesunken? Zu den Schaafen hinunter. Was hat man alsdenn verloren? Die Vernunft. Wenn wir streitsüchtig, boshaft, zornmüthig, lastig handeln, wohin sind wir gesunken? Zu dem Gewilde hinunter; und da sind denn einige Hochgewilde, andere kleines Gewild, und der leztern halber möchte man sagen: Ich wollte lieber von einem Löwen, als von einem solchen gefressen werden. Durch alle solche Handlungen geht das verloren, was der Menschennamen verspricht. Ein copulativer Saz, wodurch erhält derselbe seine Wahrheit? Dadurch, daß er seinem Namen entspricht, und das macht ihn zu einem wahren Saze? wenn alle und jede Prädicate, die zugleich von einem Subject gesagt werden, wahr sind. Wodurch erhält ein disjunctiver Saz seine Wahrheit? Wenn er seinem Namen entspricht. Wenn behaupten eine Flöte oder eine Leyer, oder ein Pferd, oder ein Hund, ihre Verschiedenheit? (wenn jedes ist, was sein Name ankündigt.) Was Wunder denn, wenn sich auch der Mensch so behauptet, und so verliert? Ein jeder Künstler behauptet sich und nimmt zu in seiner Kunst, durch Werke seiner Kunst; ein Baumeister

durch

durch Gebäude, ein Sprachlehrer durch Schriften. Wenn du dir angewöhnest, wider die Regeln der Sprachlehre zu schreiben, so muß sich deine Kunst nothwendig verderben und verlieren. Auf gleiche Weise behauptet sich der ehrliche Mann durch ehrliche Handlungen, und verliert sich durch unehrliche. Der Treue behauptet sich durch treue Handlungen, und verliert sich durch entgegenstehende. So werden auch Leute von den entgegengesezten Charactern immer stärker darinn durch die entgegengesezten Handlungen; der Gewissenlose durch gewissenlose Handlungen; der Untreue durch Untreue; der Verleumder durch Verleumdung; der Zornmüthige durch Jäste; der Geizhals durch unrechte Einnahmen und Ausgaben.

Darum vermahnen uns die Philosophen, daß wir es nicht bey dem bloßen Studieren bewenden lassen, sondern noch ferner die Ueberlegung und die Uebung hinzuthun. Denn wir haben uns eine lange Zeit die fehlerhaften Handlungen angewöhnt und die unrichtigen Begriffe sind uns durch den Gebrauch geläufig worden. Wenn wir uns hiemit die richtigen nicht auch durch den Gebrauch geläufig und eigen machen, so werden wir nichts anders als Ausleger der Begriffe andrer Leute abgeben. Ein jeder von uns kann izt kunstmäßig von Gütern und Uebeln reden, wie daß einige Sachen Güter, andere Uebel, andere Mitteldinge seyen: Daß die Tugenden und was damit verwandt ist, Güter, das Gegentheil aber Uebel seyen; daß Reichthum, Gesundheit, Würden, Mitteldinge seyen. Wenn aber, indem wir diese Sachen sa-

gen, unsere Zuhörer allzulaut darüber schwazen oder gar der eine und andere uns verlachet, so ist uns das ein Schlag, der unser Innerstes erschüttert. Wo sind izt Philosoph, deine Grundsäze? Woher nahmst du dieselben während deines Vortrages? Nur von den Lippen. Warum nimmst du andrer Leute Kunstmittel in deine ungewaschenen Hände? Warum treibst du bloß dein Spiel in den allerwichtigsten Sachen? Denn es ist zweyerley Brod und Wein gleichsam in eine Speiskammer hingelegt, und dieselben genossen haben. Nur was du genossen hast, ist verdauet worden; nur das hat Nerven, Fleisch, Bein, gute Farbe und leichten Athem gegeben. Was du nur in Verwahrung hingelegt hast, das kanst du wol, wenn du willst, aus dem Gehalter hervorlangen und zeigen. Du hast aber weiter keinen Nuzen davon, als daß du sie zu haben scheinest. Denn was ist daran gelegen, ob du auf die Weise unsere oder andrer Lehrsätze auslegest? Size immerhin und halte Lection nach Epicurs System. Du wirst vielleicht mehr aus der Uebung, als er selbst, darüber zu sagen wissen. Warum nennest du dich einen Stoiker? Warum hintergehest du die Leute? Warum stellst du dich als einen Juden an, wenn du doch ein Grieche bist? Siehst du nicht aus was Grunde einer ein Jude oder Syrer, oder Aegypter genennet wird? Siehst du nicht, daß man einem, der auf beyde Seiten hinkt, so gleich zu sagen pflegt: Er ist kein Jude, sondern ein Heuchler? So bald er hingegen die Gemüthsart eines Tauf- und Beschneidunggeweiheten, angenommen hat, denn ist er in der That ein Jude,

und

und denn nennt man ihn auch so. Auf gleiche Weise beschimpfen wir auch unsere Einweihung, verleugnen unsern Orden und sind Juden mit dem Munde, in der That aber etwas anders. Unser Herz stimmt mit unsern Reden nicht überein, und wir sind weit entfernt von dem, was wir sagen, und von der Theorie, womit wir so stolz thun, Gebrauch zu machen. So massen wir uns, da wir nicht einmal im Stande sind dem Menschennamen ein Genügen zu leisten, den Philosophen-Titel an, wagen uns an eine so schwere Bürde. Das ist, wie wenn einer, der nicht zehn Pfund aufheben mag, sich unterstehen würde, den Stein des Ajax fortzutragen.

Zehnte Rede.

Wie sich die Pflichten aus den Benennungen finden lassen.

Betrachte, wer du seyest. Ein Mensch für das erste, das will sagen, ein Geschöpf das nichts höhers und edlers hat, als den freyen Willen; einen Willen, dem die andern Sachen unterworfen, der selbst aber in keine Knechtschaft oder Unterwürfigkeit gesezt ist. Betrachte hiemit, von wem du durch die Vernunft unterschieden bist. Du bist von wilden Thieren und von Schaafen unterschieden. Ueberdas bist du ein Bürger der Welt, ein Theil derselben, und zwar nicht einer von denen, die zum Dienen bestimmt sind, sondern einer vom ersten Range. Denn du bist im Stande, dir ei-

nen

nen deutlichen Begriff von Gottes Regierung zu machen und daraus Folgen herzuleiten. Was verspricht nun der Name eines Bürgers? Man wolle keinen Privatnuzen suchen, man wolle sich in keiner Berathschlagung als einzeln oder abgesondert betrachten, sondern sich verhalten, wie ein Fuß oder eine Hand, die, wenn sie denken könnten, und in ihre natürliche Bestimmung Einsicht hätten, sich nie nach etwas andern bestreben, nichts anders je begehren würden, als zum Wol des Ganzen beyzutragen. Darum sagen die Philosophen ganz recht, daß ein guter und rechtschaffener Mensch, wenn er das Zukünftige vorher wüßte, selbst zu seinen Krankheiten, Lähmungen und zu seinem Tode mithelfen würde, weil er nemlich einsähe, daß dieß nach dem Plan des Ganzen sein Antheil ist. Das Ganze zieht allezeit dem Theil, und der Staat dem Bürger vor. Nun aber, da wir kein Vorherwissen haben, so gebührt sich, daß wir ergreifen, was man leichter erwählen kann. Denn wir sind auch dazu gemachet. Hiernächst erinnere dich, daß du ein Sohn bist. Dieser Character verspricht, daß du dich für alles, was deinen Vater angeht, interessierest; daß du ihm in allem gehorchest, dich bey niemanden über ihn beschwerest, daß du nichts sagest noch thüest, was ihm Schaden bringen möchte, daß du ihm in allen Sachen weichest und nachgebest und ihm nach bestem Vermögen helfest. Weiter sollst du wissen, daß du auch ein Bruder bist, und daß in dieser Beziehung deine Schuldigkeit ist, gütig zu seyn, gern zu folgen, gute Worte zu geben, niemal auf etwas, das nicht auf deinen Willen ankömmt,

Anspruch zu machen, sondern dergleichen Dinge gern fahren zu lassen, damit du in denen, die von deinem Willen abhangen, den Vortheil habest. Denn schau, wie viel es werth ist, wenn du zum Exempel anstatt Salat zu bekommen, oder auf dem Polster zu sizen, im Besiz einer guten Gesinnung bleibest? Bist du überdas ein Rathsglied, so denke daran, daß du ein Rathsglied seyest: Bist du ein Jüngling, so denke daran, daß du ein Jüngling; bist du ein Greis, so denke daran, daß du ein Greis; bist du ein Vater, so denke daran, daß du ein Vater seyest. Denn man darf nur jede dieser Benennungen in Betrachtung ziehen, so geben sie schon Vorschriften an die Hand, was man in jeder dieser Beziehungen zu thun habe. Gehst du hingegen und haderst mit deinem Bruder, so sage ich dir, du hast vergessen, wer du bist, und was deine Benennung ist. Wenn du ein Schmiedt wärest, und den Hammer verkehrter Weise führtest, so hättest du vergessen, daß du ein Schmiedt bist. Vergissest du aber, daß du ein Bruder bist, und wirst aus einem Bruder ein Feind; sollte dir das keine nachtheilige Veränderung dünken? Wenn du aus einem Menschen, einem sanften, gesellschaftlichen Geschöpfe, ein böses, arglistiges, beissendes Thier geworden bist, hast du nichts dabey verloren? Ist denn kein anderer Verlust als des Geldes, der dich in Schaden sezet? Wenn du deine Grammatic, wenn du deine Music vergessen hast, achtest du doch diesen Verlust für einen Schaden: Und du wolltest dir nichts daraus machen, wenn du das Gewissen, die Bescheidenheit, die Sanftmuth hast fahren lassen? Da doch

jene

jene nur durch eine äusserliche Ursache, nur durch etwas, das nicht an unserm Willen liegt, diese aber durch unsere Schuld verloren gehen. Es ist keine Schande, man mag jene gleich haben oder verlieren: Hingegen ist es eine Schande und Vorwurf und Unglük, wenn man diese nicht hat oder sie verliert. Was verliert einer, der sich als ein Weichling brauchen läßt? Er ist kein Mann mehr. Und was derjenige, der ihn zum Weichling machet? Auch der ist, nebst vielem andern Verlust, kein Mann mehr. Was verliert einer, der die Ehe bricht? Er ist nicht mehr der gewissenhafte, der enthaltsame Mann, er ist nicht mehr der nachbarliche Freund. Was verliert einer, der sich erzörnt? Etwas anders. Einer, der sich dem Kummer überläßt? wieder etwas anders. Mit einem Wort, ohne Schaden und Verlust ist keiner lasterhaft. Wenn du nichts Verlust nennest, als den Geldverlust, so hätten hiemit diese alle keinen Verlust gelitten; ja sie hätten noch einigen Nutzen und Gewinn gemachet, wenn ihnen etwa die eine oder andere dieser Handlungen Geld eingetragen hat. Aber siehe, wenn du alles nach Geld berechnest, so wäre dir einer, der die Nase verliert, nicht geschädiget. -- Ja wol, denn da wird der Leib gestümmelt. -- Er behalte die Nase, und verliere nur den Geruch. Ist das kein Verlust? -- Ich kann nicht sagen, Nein. -- Giebt es nun keine Seelen-Vermögen, deren Besiz uns ein Vortheil und deren Verlust uns einen wahren Schaden brächte. -- Was für Vermögen meinest du? -- Haben wir nicht von Natur ein Gewissen? -- Ja. -- Wer das verliert, leidet der keinen Schaden, büs-

set der nichts ein, fällt ihm nicht etwas weg, das wichtig für ihn ist? Haben wir nicht von Natur Treue, Zärtlichkeit für die Unsrigen, Dienstfertigkeit, Verträgsamkeit? Wenn sich nun einer nichts daraus machte, eines dieser Stüke verlustig zu werden, sollte der darum ohne Schaden und ohne Verlust seyn? -- Wie, soll ich denn nicht Schaden mit Schaden vergelten? -- Betrachte zuerst, was Schade sey, und besinne dich, was du bey den Philosophen gelernt habest. Denn wenn das Gute an dem freyen Willen und das Uebel gleichfalls an dem freyen Willen, liegt, so schau, ob das, was du gesagt hast, nicht gerade so viel heisse, als: Wie wenn jener sich selbst Schaden gethan hat, da er ungerecht gegen mir gewesen ist, sollte ich denn auch mir selbst Schaden thun und ungerecht gegen ihn seyn? Kömmt es nicht wirklich auf eine solche Vorstellung heraus? Man nennet es Schaden, wenn die Habschaft eine cörperliche Verminderung leidet: Hingegen eine Verschlimmerung des Willens soll kein Schade heissen? Denn wenn einer sich betrügt, wenn einer dem andern Unrecht thut, kostet es ihm keinen Kopfschmerzen, keinen Augenschmerzen, kein Rükenwehe, er büsset kein Stük Feld darüber ein, und wenn wir nur dießfalls sicher sind, so ists uns schon genug. Ob wir hingegen einen gewissenhaften oder gewissenlosen, einen treuen oder treulosen Willen haben, da fragen wir sehr wenig nach. Wir sind schon zufrieden, wenn wir nur in der Schule hierüber rätsonnieren können. Dabey stehen wir gerne still, und bekümmern uns um mehrers im geringsten nicht.

Eilfte

Eilfte Rede.

Was der Anfang zur Philosophie sey.

Der Anfang zur Philosophie, für einen Menschen nemlich, der nicht anders, als wie es sich gebührt, nemlich zur Vorderthüre hinein, zu derselben kommen will, ist die Erkenntnis seiner Schwäche und seines Unvermögens in nothwendigen Dingen. Von einem rechtwinklichten Dreyeke, von einem Viertels- oder Halbtone haben wir keine Begriffe mit uns auf die Welt gebracht, sondern solche Sachen lernen wir durch Unterricht in der Kunst; und darum bildet sich auch keiner, der sich nichts auf diese Sachen versteht, ein, daß er sich darauf verstehe. Wer ist hingegen nicht mit anerschaffenen Begriffen auf die Welt kommen, von dem Guten und Uebel, von dem Geziemenden, von Vortheil und Nachtheil, von dem, was man thun und nicht thun solle? Darum braucht auch jedermann diese Wörter, und getraut sich die allgemeinen Begriffe auf besondere Sachen anzuwenden. Der hat wol gehandelt, der hat seine Pflicht gethan, der hat pflichtlos gehandelt, der ist unglükselig gewesen, der ist ein ungerechter, der ist ein gerechter Mann. Wer spart diese Namen? Wer versagt sich den Gebrauch derselben so lange, bis er gelernt hat, was sie bedeuten sollen, so wie die noch nichts von Linien und Tönen reden, die sich noch nichts darauf verstehen? Das kömmt daher, weil wir schon von der Natur selbst einigen

Unter-

Unterricht über jenes Capitel gleichsam mit auf die Welt bringen. Wir fussen auf die anerbornen Begriffe, zugleich aber geben wir der stolzen Einbildung Plaz, daß wir sie richtig anzuwenden wissen. Warum sollte ich, sagt man, nicht wissen, was schön und häßlich sey? Habe ich nicht von Natur einen Begriff davon? -- Freylich hast du. -- Wende ich denselben nicht auf besondere Sachen an? -- Auch das. -- Und wende ich ihn denn nicht richtig an? -- Das ist nun die ganze Frage; aber bey dieser Frage schleicht sich die stolze Einbildung unvermerkt mit ein. Man fusset zwar auf diese Begriffe, die jedermann einräumt, aber durch eine unrichtige Anwendung verfällt man auf lauter streitige Fragen und Zänkereyen. Denn wenn wir nicht nur jene Grundbegriffe, sondern auch ihre gehörige Anwendung von Natur besässen, was würde uns zur Vollkommenheit noch fehlen? Du meinest, du wendest die allgemeinen Begriffe auf die besondern Sachen an; so sage mir, woher schliessest du dieses? -- Es däucht mir, ich wende sie recht an; - - es däucht aber einen andern nicht. Meint nun derselbe, er wende die Begriffe richtig an, oder meint er es nicht? -- Er meint es. -- Kann es denn nun seyn, daß ihr in Sachen, worüber euere Meinungen einander widersprechen, beyde die allgemeinen Begriffe gehörig anwenden? -- Nein, das kann nicht seyn. -- Du kannst uns also gewiß etwas bessers zeigen, wornach du dich in Anwendung der allgemeinen Begriffe richtest, als dein blosses Bedünken? Thut nicht auch ein Unsinniger, was ihm gut däucht? Hat er hiemit an seinem Bedünken ein sicheres Entscheidungs-

mittel? -- Nein. -- Nun so komm denn auf etwas höhers, als dein Bedünken ist. -- Was mag das seyn? -- Nichts anders, als der Anfang zur Philosophie, die Wahrnehmung des Widerspruchs, worinn die Menschen gegen einander liegen, die Nachforschung, woher derselbe komme, die Verwerfung des bloßen Bedünkens, das Mistrauen in dasselbe, die Untersuchung der Meinungen, wie weit sie richtig seyen; und endlich die Erfindung einer sichern Regel, so wie man die Wage erfunden hat, um genau zu wissen, wie schwer etwas sey, und das Richtscheid, um eigentlich zu erfahren, ob etwas krumm oder gerade sey. Oder ist etwa das der Anfang zur Philosophie: es sey alles richtig, was einem jeden so däucht? Wie ist es möglich, daß Säze, die einander widersprechen, beyderseits wahr seyen? Willst du sagen, es sey nicht alles wahr, was einen jeden dünke, sondern nur was uns wahr däucht? Warum aber das eher, als was dem Syrer, dem Aegypter, was jedem andern wahr däucht? Es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, warum eher wahr seyn sollte, was mir, als was dem und diesem so vorkömmt. Es ist hiemit kein einziger durch das bloße Meynen oder sich dünken lassen, sicher genug, daß die Sache also sey. Wir lassen es nicht einmal in Maaße und Gewicht beym bloßen Augenschein bewenden, sondern haben für beydes eine sichrere Regel erfunden. Sollte denn hier keine Regel seyn, die von höherm Ansehen, denn das Bedünken wäre? Sollten wol für die Sachen, die uns die allernothwendigsten sind, keine sichere Kennzeichen seyn? Sollten die nicht mit völliger Gewißheit

wißheit können erkennt werden? Es muß eine Hauptregel seyn. Warum suchen warum finden wir sie nicht? Und wenn sie einmal gefunden ist, warum brauchen wir sie nicht beständig, und weichen niemals eines Nagels breit davon ab? Wenn diese Regel gefunden ist, so wird sie uns doch, dachte ich, der Narrheit entledigen, den bloßen Schein, das bloße Bedünken weiter zum Maaße zugebrauchen: Wir werden doch alsdenn deutliche und sichere Merkmale zum Grunde legen, und die anerbornen gemeinen Begriffe mit dem genauesten Unterscheide auf besondere Sachen anwenden. Wovon soll zum Exempel die Frage seyn? -- Von der Wollust. -- Lege das Richtscheid an dieselbe, oder lege sie auf die Waage. Muß nicht ein Gut von der Beschaffenheit seyn, daß man kühn darauf seyn darf? -- Ja. -- Und daß man sich sicher darauf verlassen darf? -- Ja. -- Darf man auf etwas unbeständiges kühn seyn, oder sich darauf verlassen? -- Nein. -- Ist die Wollust etwas beständiges? -- Nein. -- Hinweg denn mit derselben, heraus mit ihr aus der Waagschale; stosset sie weit hinweg aus der Stelle der Güter. Wenn du aber blödsichtig bist, und dir an einer Waage noch nicht genug ist, so nimm noch eine zweyte. -- Darf man auf ein Gut stolz seyn? -- Ja. -- Darf man nun stolz darauf seyn, wenn man eine Wollust genießt? Nimm dich in Acht, sage mir nicht, man dörfe es, sonst würde ich dich nicht mehr werth achten, diese Waage in Händen zu halten. So beurtheilt man die Sachen, so wiegt man sie ab, wenn man die Regeln an der Hand hat. Philosophieren heißt nichts anders, als Regeln un-

tersuchen und fest stellen. Der wirkliche Gebrauch aber solcher erkannten Regeln ist das Werk eines (guten) schönen und rechtschaffenen Mannes.

Zwölfte Rede.

Von dem Disputieren.

Es haben zwar die Weisen unsrer Secte auf das gründlichste festgesezt, was derjenige zum voraus wissen müsse, welcher seine Vernunft recht zu gebrauchen lernen will: Aber in dem Gebrauche dieser logischen Vorschriften sind wir grösstentheils noch sehr ungeübt und unerfahren. Gieb einem von uns, welchem du willst, einen gemeinen Mann zum Gegner, mit dem er sich in einen Discurs einlassen solle; wie wenig wird er wissen, wie er diesen Gegner zu tractieren habe? Hat er ihn ein wenig auf die Spur geführt, und der Gegner macht einen Absprung, so weiß er schon nicht mehr, wie er ihn auf die rechte Bahn zurükführen soll, sondern schimpft ihn aus und verlachet ihn. Das ist ein dummer Idiot, heißt es, es ist nichts mit ihm anzufangen. Allein wenn ein Wegweiser einen Verirreten antrift, so führt er ihn auf den rechten Weg, und verläßt ihn nicht mit Spott- und Scheltworten. So zeige du jenem nur die Wahrheit; du wirst sehen, daß er dir nachgeht. So lange du sie ihm aber nicht zeigest, magst du dein Gespött wol sparen, und vielmehr deine eigene Ungeschiklichkeit erkennen.

Wie machte es Socrates? Er wußte seinen Gegner allezeit so geschikt einzutreiben, daß er gezwungen ward, ihm Zeugnis zu geben, daß er Recht hätte, und keines andern Zeugen nicht vonnöthen war. Er konnte sagen: „Es darf sich „von den übrigen niemand keine Mühe machen; „Ich habe allezeit an meinem Gegner Zeugen ge„nug; ich berufe mich nicht auf andrer Beyfall.„ Denn er sezte die Folgen aus den natürlichen Begriffen in ein solches Licht, daß ein jeder, wer er auch immer war, das Widersinnige des Gegensazes mit einsah, und davon abstuhnde.

„Kann ein neidischer Mensch Freude haben?„

„Nein, sondern vielmehr Verdruß.„

Er brachte seinen Gegner durch den Kunstgriff des Gegensazes in das rechte Geleis.

Dünkt dich der Neid eine Betrübnis über andrer Unglük? Hat das Unglük auch Neid?„

Damit machte er seinen Mann sagen, der Neid sey eine Betrübnis über andrer Wolfahrt?

„Wie aber beneidet man auch jemanden über „Sachen, aus denen man sich nichts machet?„

Auf diese Weise brachte er den Begriff bestimmt und vollständig heraus, und konnte es bewenden lassen. Er sagte nicht: „Gieb mir eine Definition von dem Neide.„ Und wenn jener eine gegeben hatte: „Das ist eine fehlerhafte Definition: Denn die Benennung der Sache und deine Erklärung derselben lassen sich nicht mit einander verwechseln.„

Das sind Kunstwörter, und ebendeßwegen den Ungelehrten beschwerlich und unverständlich. Doch dieser konnen wir uns nicht enthalten; durch solche Fragen hingegen, die der Idiot nach seinen eigenen Begriffen verstehen, bejahen oder verneinen könnte, durch solche wissen wir ihn nicht zu leiten. Wir thun also sehr wol, daß wir unsere Ungeschiklichkeit hierinn erkennen, und sind klug, wenn wir uns eines solchen Geschäftes entäussern. Pöbel und unbesonnene Leute lassen sich etwan in Disputen ein man machet sie verwirrt, sie machen andere verwirrt, es sezt auf beyden Seiten Scheltworte ab, und denn läuft man aus einander. Es ist jedoch eine Haupttugend beym Disputieren, und die besaß Socrates in ausnehmendem Grade, daß man sich nicht in Hize bringen lasse; daß man nicht in keine Scheit- und Schmahworte ausbreche; daß man solche so gar von andern ertragen könne, und das Gezänke zu stillen wisse. Wenn ihr wissen wollet, wie stark Socrates hierinn gewesen sey, so leset Xenophons Gastmal; da werdet ihr sehen, wie manchen Streit er beygeleget hat. Daher machen auch die Poeten mit Recht einen der grossesten Lobsprüche daraus:

Alsobald stillte sein heller Verstand den lermenden Hader.

Allein was wollen wir sagen? Das ist ein Handwerk, das sich heut zu Tage, und besonders in Rom nicht gar sicher treiben läßt. Denn wer sich damit abgeben will, muß nicht in einem Winkel sizen bleiben, sondern sich herauslassen, etwa zu einem reichen Alt-Consul gehen und ihn fragen:

Kannst

Kannst du mir sagen, Hr. N. Was für einem Manne hast du die Besorgung deiner Pferde anvertraut?

Ey, warum das nicht?

Gewiß nicht dem ersten, dem besten, gewiß keinem, der sich nichts auf Pferde versteht?

Ey, wol nicht.

Und was für ein Mann hat die Aufsicht über dein Gold- und Silbergeschirre, und über deine Kleider?

Auch dazu nahm ich nicht den ersten den besten.

Du wirst dich gewiß auch bedacht haben, was für einem du deinen Leib, und die Besorgung deiner Gesundheit anvertraust?

Warum nicht?

Einem Manne, denke ich, der sich auf Salben und Arzneyen versteht.

Freylich! keinem andern.

Sind nun aber dieses wirklich deine besten Sachen; oder besitzest du etwas, das vornehmer ist, als dieses alles?

Was meinest du etwa für ein Ding?

Das, welches von allem andern Gebrauch machet, alles andere prüft, über alles berathschlägt, das, beym Jupiter! meine ich.

Ah! du meinest die Seele.

Du hast es glüklich errathen, die meine ich. Denn ich wußte beym Jupiter unter allem, was ich habe, nichts bessers, als die. Kannst du mir nun auch zeigen, auf was Weise du deine Seele versorgest? Denn wer wollte glauben, daß ein so kluger und im Staat so viel bedeutender Mann sich nichts darum bekümmere, ob das vornehmste, was er hat, vernachläßigt und verderbt werde?

Es versteht sich.

Aber trägst du selbst Sorge für sie? Hast du das von jemand gelernt, oder hast du es selbst erfunden? — Da fängt es izt an gefährlich zu werden, vor das erste, daß er dir sage: „Was hast du du dich in meine Sachen zu mengen, guter Freund? Bist du mein Hofmeister?„ Hiernächst, daß er dir, wenn du fortfährest, ihm Ungelegenheit zu machen, ein paar Maulschellen verseze. Ich war ehedessen selbst ein grosser Liebhaber dieser Disputierart, bis mir dergleichen wiederfuhr.

Dreyzehnte Rede.

Von der Angst.

Sehe ich einen Menschen ängstlich seyn, so sage ich: Was hätte wol der gerne? Gewiß etwas, das nicht in seiner Gewalt steht; sonst dürfte ihm nicht angst seyn. Einem Harfenist ist nicht angst, wenn er für sich allein aufspielt, aber wol wenn er auf der Schaubühne auftritt, ob er gleich schön singt und seine Laute fein spielt. Denn izt will er

nicht

nicht bloß gut spielen und singen, sondern auch Beyfall erhalten. Dieß aber steht nicht in seiner Gewalt. Er ist hiemit in demjenigen, was er weiß und versteht, zuversichtlich. Laß ihm Leute kommen, die sich nichts auf Music verstehen, die wird er nichts achten. Was er hingegen nicht versteht, und was er nicht studiert hat, darüber wird ihm angst. Und was ist dasselbe? Er weiß nicht, was der Pöbel ist; er weiß nicht, was des Pobels Beyfall ist. Er hat gelernt seinen Baß und seinen Cant spielen. Was aber der Beyfall, der von dem Pöbel herrührt, sey, und wie viel oder wenig er in dem gemeinen Leben zu bedeuten habe, das versteht er nicht, darauf hat er sich nie geleget. Darüber muß er also wol nothwendig erzittern und erblassen. Ich kann freylich nicht sagen, daß der kein Lautenschlager sey, den ich die Laute furchtsam spielen sehe: Aber etwas anders, und zwar mehr als eines, kann ich sagen. Einmal nenne ich ihn einen Fremdling, und sage: Der Mann weiß nicht, in was für einem Lande er ist; und obwol er sich schon so lange hier aufhalt, ist er doch in den Gesezen und Gebräuchen dieses Staates ganz unerfahren, und weiß nicht, was sich thun oder nicht thun läßt; er hat noch nie keinen Rechtsgelehrten zu Rath gezogen, der ihm sagte und erklärte, was die Gesezе erfodern. Es sezt niemand kein Testament auf, es sey denn, daß er sich darauf versteht, wie ein Testament abgefaßt werden soll, oder er habe zuvor einen der Sache Verständigen zu Rathe gezogen; ohne diese Vorsorge würde auch niemand keinen Bürgschein unterzeichnen, oder einen Revers von sich stellen;

Hingegen wenn es um die vernünftige Richtung des Verlangens und des Verabscheuens der natürlichen Triebe, der Projecte, der Entschlüsse zu thun ist, das alles unternihmt man ohne einen Rechtsgelehrten. Wie kann er denn nicht ohne einen Rechtsgelehrten wissen, daß er Sachen verlangt, die er nicht haben kann, und ins Gegentheil, was er nicht ausweichen kann, verabscheut; daß ihm noch ganz unbekannt, was er für das seinige, und was er für fremd achten soll? -- Denn wenn er dieses wüßte, so könnte er weder aufgehalten noch gehindert werden, folglich würde ihm nie angst seyn. Das wäre unmöglich: Denn wer fürchtet sich vor Sachen, die keine Uebel sind? Oder wer fürchtet sich vor Sachen, die zwar Uebel sind, deren Abwendung aber in seiner Macht steht? Wenn nun die Sachen, die nicht an unserm Willen liegen, weder Güter noch Uebel sind; diejenigen aber, welche an unserm Willen liegen, alle in unsrer Gewalt sind; wenn uns niemand das geringste dieser Dinge weder nehmen noch geben kann, wo soll denn die Angst noch Statt finden? Wir lassen uns für unser Leben, für unsere Mittel, vor den Befehlen, die Cäsar möchte ergehen lassen, angst seyn: Hingegen für keines der innern Dinge. Oder ist dir auch angst, du möchtest dir einen falschen Begriff machen? -- Nein, denn das steht bey mir. -- Ist dir auch angst, du möchtest nach etwas streben, das nicht der Natur gemäß wäre? -- Auch dafür nicht. -- Wenn du hiemit jemand vor Angst blaß siehest, so kannst du, wie ein Arzt aus der Gesichtsfarbe erkennt, daß es einem in der Milze oder Leber fehlt, richtig urtheilen und sagen:

gen: Die Begierde, der Abscheu dieses Menschen hat gelitten, ist aus der Ordnung gekommen, hat Hizen. Denn das ists und sonst nichts, was die Farbe ändert, was Zitter erwekt, was die Zähne klappern machet,

Was die Kniee dir bricht, und beyde Schenkel entnervet.

Daher kam es, daß dem Zeno nicht angst war, als er zum Antigonus gehen sollte. Denn was er hoch schäzte waren alles Sachen, worüber dieser keine Gewalt hatte; und für die Dinge, worüber dieser keine Gewalt hatte, war er ganz gleichgültig. Hingegen war dem Antigonus angst, als er mit Zeno reden sollte, und kein Wunder; denn er wollte dem Zeno gefallen, und das stand nicht in seinem Vermögen. Dieser hingegen verlangte nicht, ihm zu gefallen, so wenig als ein Künstler einem gefallen will, der nichts von der Kunst versteht. Will ich dir gefallen? Warum sollte ich das wollen? Verstehst du das Maaß, wornach ein Mensch den andern zu schäzen hat? Hast du dich darauf gelegt, zu wissen, was ein guter und was ein böser Mensch sey, und wie man das eine oder das andere werde? Warum bist du denn selbst kein guter Mensch? -- Wie? bin ich kein guter Mensch? -- Nicht: Denn ein guter Mensch klagt nicht, jammert nicht, zittert nicht, erbläßt nicht, sagt nicht: Wie wird er mich empfangen? Was werde ich für Audienz bekommen? -- Sclave! Audienz, wie es ihm gut dünken wird. Was sorgest du für fremde Dinge? Wird es nicht sein Fehler seyn, wenn er dich übel empfängt? -- Ja. -- Kann denn des einen Fehler

ler für einen andern ein Uebel seyn? -- Nein. -- Warum ist dir denn für andrer Leute Sachen angst? -- Recht; aber es ist mir angst, wie ich mit ihm reden solle. -- Was? läßt sich denn nicht mit ihm reden, wie du dirs vornihmst? -- Aber ich fürchte, ich möchte mich verwirren. -- Wenn du den Namen Dion schreiben wolltest, würdest du auch fürchten, du möchtest dich verwirren? -- Nein, gar nicht. -- Und warum nicht? Nicht wahr, weil du gelernt hast schreiben? -- Ja. -- Und wenn du etwas lesen wolltest, wird es dir ja nicht angst seyn? -- Gar nicht. -- Warum? darum, weil eine jede Kunst in ihrer Sache eine gewisse Sicherheit und Kühnheit einflößt. Hast du nun nicht auch reden gelernt? Was hast du in der Schule anders gelernt? -- Syllogismen und Sophismen. -- Zu was Ende? Damit du meisterlich raisonnieren könnest. Was heißt nun meisterlich raisonnieren anders, als zur rechten Zeit, sicherlich, klüglich, ohne einigen Fehler im Schliessen, sieghaft über alle Einwendungen und über das alles mit Zuversicht raisonnieren? -- Es ist wahr. -- Wenn du zu Pferd auf die Wahlstatt kömmst, ist dir vor einem Gegner zu Fuß angst, wenn du dich im Streit geübet hast, und er sich nie darinn geübet hat? -- Es ist wahr, aber jener hat Gewalt mich hinrichten zu lassen. -- So sage, wo es dir eigentlich haftet, du Feiger, und prale nicht, und maße dir nicht an, ein Philosoph zu seyn, und verkenne deine Herren nicht. So lange der Leib die Handhabe ist, wobey man dich paken kann, so geh nur jedem stärkern hinten nach. Ein Socrates

crates hingegen hat gelernt reden; der wußte mit Tyrannen, mit Richtern, im Kerker zu raisonnieren. Ein Diogenes hat gelernt reden, der mit einem Alexander, mit einem Philippus, mit Seeräubern, mit dem der ihn eingehandelt, zu raisonnieren wußte. Solche Stände überlaß du denen, die auf das, was sie gelernt haben, kühn seyn können. Geh du zu deinen Sachen, und laß dich nimmer davon weg. Siz in einen Winkel, und kette Syllogismen, und führe Schulgefechte. Einen Mann, der geschikt wäre einen Staat zu regieren, den findet man an dir noch lange nicht.

Vierzehnte Rede.

An Naso.

Als einmal ein Bürger von Rom mit einem Sohn in Epictets Schule kam, und eine Lection mit angehört hatte, sagte der Philosophe: Das ist die rechte Art der Unterweisung, und hörte damit auf. Der Römer bat ihn, er möchte doch fortfahren, und Epictet sagte: Die Unterweisung in jeder Kunst hat für den, der darinn ganz fremd und unerfahren ist, etwas beschwerliches und ermüdendes. Bey den Werken aber, die durch die Kunst hervorgebracht werden, zeigt sich der Nuzen alsobald, wozu sie bestimmt sind, neben dem, daß die meisten derselben etwas reizendes und annehmliches an sich haben. Bey dem Schuster sizen und zuhören, wie er in seiner Kunst Unterricht giebt, ist allerdings eine langwierige und verdrießliche Sache. Der Schuh hingegen ist für sich ein nüz-

liches

liches Ding und im übrigen nicht unangenehm anzusehen. Die Unterweisung eines Zimmermanns oder Maurers ist die verdrießlichste Sache für einen, der von dem Handwerk nichts versteht. Das Werk hingegen zeigt den Nuzen der Kunst. Dieses wirst du bey der Music noch mehr sehen. Wohne nur bey, wenn man einen darinn unterweist, das wird dich das ungeschmakteste Lernen dünken; und sind doch denn Musicalien auch selbst den Idioten in der Kunst lieblich und ergözlich zu hören. Nun macht man sich auch von dem Werke des Philosophen folgende schöne Vorstellung: Er muß seinen Willen zu einer Harmonie mit allen Zufällen eingerichtet haben, so daß er über nichts, was immer begegnet, unwillig, und ins Gegentheil mit allem, was nicht begegnet, wol zufrieden sey. Daher er denn, weil er sich in eine solche Verfassung gesezet hat, die Vortheile besizt, daß ihm seine Begierde nie fehlschlägt, und ihm nie zustößt, was er verabscheut: so daß er ohne Verdruß, ohne Kummer, ohne Schreken, sein Leben in der menschlichen Gesellschaft seinem Character gemäß führt, und beydes seinen natürlichen und angenommenen Verbindungen eines Vaters, Bruders, Bürgers, Ehegatten, Nachbars, Zünfters, Regenten, getreu bleibt. Diesen Begriff macht man sich von dem Werk des Philosophen. Aber izt frägt sichs, wie macht sich das? Wir sehen, daß ein Baumeister durch Erlernung gewisser Sachen ein Baumeister wird, ein Steuermann gleichfalls gewisse Sachen zu erlernen hat, um ein Steuermann zu werden. Es wird also auch hier nicht damit ausgerichtet seyn, daß man nur wolle ein rechtschaf-

fener

fener Mensch seyn, sondern man wird auch da müssen gewisse Sachen gelernt haben. Hiemit frägt sich weiter, was sind es für Sachen, die uns die Philosophen lernen heissen? Erstlich sagen sie, muß man lernen, daß Gott sey und daß er Vorsehung für das Ganze thue; daß ihm weder unsere Thaten, noch unsere Gedanken, noch unsere Anschläge verborgen seyn können: Zweytens, von welchem moralischen Character die Götter seyen; denn je nachdem sich ihr Character findet, hat einer, der ihnen gefallen und folgen will, ein Muster, welchem er sich befleissen muß ähnlich zu werden. Ist die Gottheit treu, so muß auch er treu seyn; ist sie frey, so muß auch er frey seyn; ist sie gutthätig, so muß auch er gutthätig seyn; ist sie großmüthig, so muß er großmüthig seyn, und überhaupt in allen übrigen Tugenden müssen seine Reden und Thaten Nachahmungen Gottes seyn. -- Wobey muß man aber den Anfang machen? -- Das will ich dir wol sagen; wenn du mir glauben willst. Du must zu allererst die Wörter verstehen. -- Ey, verstehe ich denn die Wörter noch nicht? -- Nein, du verstehst sie nicht. -- Wie kömmt es denn, daß ich sie brauchen kann? -- Du brauchest sie, wie die, so noch nicht schreiben können, die vorgeschriebenen Wörter, und wie die Thiere ihre Vorstellungen. Denn ein anders ist, Vorstellungen brauchen, und ein anders, dieselben mit Verstand brauchen. Wenn du dir aber einbildest, du verstehst die Wörter; so nimm ein Wort, welches du willst, Gut z. Ex. oder Uebel. Wir wollen eine Untersuchung anstellen, ob wir es verstehen. Es ist zwar für einen Mann, der nicht mehr jung

ist,

ist, der vielleicht schon seine drey Feldzüge gemachet hat, ein verdrießliches Ding, sich schulen zu lassen. Das weiß ich wol. Aber du bist zu mir kommen, als ein Mann, dem nichts mangelte. Oder kannst du dir etwas vorstellen, das dir fehlte? Du bist reich, du hast vermuthlich eine Frau und Kinder, und viel Gesinde. Du bist in Bekanntschaft mit dem Cäsar, du hast dir viel Freunde gemachet, du erwiederst einen jeden was ihm gehört, Gutes dem der Gutes thut, und Böses dem, der dir Böses thut. Was mangelt dir denn noch? Wie? wenn ich dir zeigte, daß dir gerade das mangelt, was zur Glükseligkeit das nothwendigste und wichtigste ist; und daß du bisher auf alles andere mehr, als auf das, was du hättest sollen, Fleiß angewendet hast? Wenn ich dir, damit ich das grösseste sage, bewiese, daß du nicht einmal weist, was Gott ist, was der Mensch ist, was Gut oder Uebel ist; Das könntest du vielleicht alles noch erdulden. Aber wenn ich dir sage, daß du dich selbst nicht kennest, denn werde ich dir wohl unerträglich seyn; diesen Vorwurf, wirst du nicht ausstehen, du wirst mir nicht länger Stand halten: Nichts, du wirst ganz aufgebracht davon laufen. Jedoch was habe ich dir Leids gethan? So viel als ein Spiegel dem Häßlichen, da er ihn sehen läßt, wie er gestaltet ist. Oder däucht dir, der Arzt beschimpfe den Kranken, wenn er ihm sagt: Mein lieber Freund, du meinst, es fehle dir nichts, aber du hast ein Fieber. Heute must du nichts essen und nur Wasser trinken. Da würde doch kein Patient sagen: Das ist ein verfluchter Schimpf! Wenn man hingegen einem

sagt:

sagt: Deine Begierden sind hizig, dein Abscheu ist niedrig, deine Unternehmungen laufen wider einander, deine Triebe stimmen nicht mit der Natur überein, deine Begriffe sind flüchtig und falsch: so läuft er straks davon und ruft: Ich bin beschimpft!

Es geht bey uns, wie auf einer Festivität: Da werden Ochsen, Pferde und Esel zum Verkauf hergeführt; das Volk dränget sich entweder zu kaufen oder feil zu bieten; und es findet sich eine kleine Anzahl derer, die als Zuschauer bey dieser Solennität zugegen sind, und begierig nachfragen: Wie geht das zu? Warum thut man das? Wer hat diese Feyerlichkeit angeordnet? In was Absicht? Gerade so geht es auch hier auf diesem allgemeinen Jahrmarkt. Da weiß der und dieser sich sonst mit nichts zu beschäftigen, als mit dem Futter, wie das Vieh. Ich sage, mancher von euch macht sich mit liegender und fahrender Habe, mit Anschaffung einer Menge Bedienten, mit Bewerbung hoher Ehrenstellen zu schaffen! Das ist nichts anders als Futter. Sehr wenige hergegen finden sich auf diesem Markte als aufmerksame Zuschauer ein, die nachfragen: Was ist die Welt? Wer regiert sie? -- Niemand. -- Wie wäre es aber möglich, daß eine Stadt oder daß ein Haus ohne Aufsicht und Regierung nur für eine sehr kurze Zeit bestehen könnte? Wie sollte denn dieses grosse und schöne Gebäude blindlings, von Ungefähr, und ohne alle Ordnung verwaltet werden? Es ist hiemit einer, der sie regiert. Nun von welchem Character ist er? Wie regiert er?

Von welcher Classe seiner Unterthanen sind wir, und zu was für einem Werke sind wir bestimmt? Stehen wir in einer Verbindung mit ihm, in einer Beziehung auf ihn, oder geht er uns und wir ihn nichts an? Das sind die Sachen, welche diese wenigen Menschen beherzigen. Die machen sich weiter kein Geschäft, als den grossen Weltmarkt kennen zu lernen, und denn wieder heimzugehen. -- Werden aber diese nicht von dem grossen Haufen genug ausgelacht? -- Das begegnet den Zuschauern dort auch von den Kaufleuten. Ja auch das Vieh, wenn es denken könnte, würde alle auslachen, die etwas anders hoch schäzen, als Heu und Hafer.

Fünfzehnte Rede.

Ueber die, so hartnäkig auf ihren Entschlüssen bleiben.

Es giebt Leute, die, wenn sie folgende Lehrsäze hören: Man soll ohne Wankelmuth fest seyn, der Wille sey von Natur frey, lasse sich nicht bezwingen, alles andere könne verwehrt und bezwungen werden, sey unterwürfig und abhänglich; sich die Vorstellung machen, sie müssen also auf allem, was sie einmal beschlossen haben, hartnäkig bestehen bleiben. Recht so! wenn anders der Entschluß in der gesunden Vernunft seinen guten Grund hat. Es ist nothwendig, daß die Nerven in dem Leibe ihren Tonum haben; aber wie bey einem gesunden Cörper, wie in dem Cörper eines Kämpfers?

Zeigtest

Zeigtest du mir hingegen die überspannten Nerven eines Rasenden, und wärest stolz darauf, so würde ich dir sagen: Mensch, siehe dich nach einem Arzt um, denn das ist nicht der Tonus eines gesunden Menschen, sondern in gewissem Sinne eine völlige Atonie. So steht es izt um die Seele derer, die obige Säze unrecht verstehen; wie zum Ex. einer von meinen Schülern, der aus einer nichtswerthen Ursache beschlossen hatte, sich tod zu hungern. Ich erfuhr es, da er schon den dritten Tag nichts mehr gegessen hatte: Ich gieng zu ihm und fragte: Was machest du? Ja, sagte er, das ist nun einmal mein Entschluß. -- Aber es muß doch auch etwas seyn, daß dich dazu gebracht hat. Hast du Recht, einen solchen Entschluß zu fassen, siehe, so sizen wir zu dir und helfen dir noch, daß du vom Leben kommest. Wenn du aber keinen vernünftigen Grund zu solchem Entschluß hast, so sollst du davon abstehen. -- Man muß auf seinen Entschliessungen beharren. -- Hola, guter Freund, nicht auf allen, sondern auf den vernünftigen. Oder laß dir izt seyn, wenn es dir gut däucht, es sey Nacht, und stehe nicht ab davon; bleibe darauf und sage: Man muß auf dem, was man einmal beschlossen hat, fest bleiben. Hola, Mensch, nicht auf allem. Willst du nicht vorhin gute Grundsäze zum Fundament legen und untersuchen, ob dein Entschluß gesunde Vernunft sey, oder nicht, und denn erst ein steifes und sicheres Verhalten darauf bauen? Wenn du einen faulen und lokern Grund legest, so wird es schlimm mit dem Gebäude stehen. Je mehrere und stärkere Sachen du auf ein solches Fundament sezest, desto eher wird

der Bau einstürzen. Ohne einige Ursache führst du uns einen Menschen aus dem Leben weg, der unser Freund, unser Vertrauter, unser Mitbürger in beyderley Verstand ist; in dem grossen menschlichen so wol, als in dem kleinen bürgerlichen Staat. Neben dem begehst du einen Mord, und bringst einen Menschen um, der nichts verschuldet hat, und sagst denn: Man muß auf seinen Entschlüssen beharren. Wenn du etwan auf den Einfall gerathen wäreſt, mich umzubringen, hätteſt du auf dem Entschluß bleiben müssen? -- Mit Noth hat man den Mann auf andere Gedanken bringen können. Hingegen giebt es izt Leute, die sich von ihrem Sinne nicht abbringen lassen, und izt verstehe ich, was ich vorher nicht fassen; konnte, was das gemeine Sprüchwort sagt: Ein Narr ist weder mit Gründen noch mit Stokschlägen zu bewegen. Gott bewahre mich, daß ich unter meinen Freunden nie keinen Narren habe! Es ist nichts mit ihnen anzufangen. Ich habe es so beschlossen, sagen sie. Das sagen Rasendtolle auch. Allein je fester sie sich Sachen in den Kopf sezen, die nicht sind, desto mehr Nießwurz haben sie vonnöthen. Willst du es nicht lieber machen, wie ein Kranker? Er beschikt den Arzt, und sagt: Mein Herr, ich befinde mich nicht wol, helfen sie mir. Schauen sie, was ich machen müsse: Mir wird obliegen, ihnen zu folgen. -- So sollte es hier auch heissen: Ich weiß nicht, was ich machen muß. Ich bin darum hergekommen, daß ich mich hierüber belehren lasse. Aber nein, sondern es heißt: Reden sie mir davon nur nichts, denn darüber bleibt es bey meinem Entschluß. --

Wovon soll man denn mit dir reden? Was könnte wol wichtiger und vorzüglicher seyn, als daß du dich überzeugen lassest, es sey nicht genug, etwas nur beschlossen zu haben, und sich von seinem Sinne nicht mehr abbringen lassen? Das sind angestrengte Nerven eines rasenden, nicht eines gesunden Menschen. -- Eher will ich sterben, als das von mir erzwingen lassen. -- Warum, Mensch? Woran liegt es denn? -- Es ist so bey mir beschlossen! -- Ich mag für mein Leben frohe seyn, daß es nicht bey dir beschlossen ist, mich umzubringen. -- Ich nehme kein Geld an. -- Warum nicht? -- Ich habe es so beschlossen. -- Du sollst wissen, daß es leicht geschehen könnte, daß, so steif du dich izt machest kein Geld anzunehmen, du dich einandermal auch ohne Ueberlegung zum annehmen erklärtest, und auch sagtest: Ich habe es so beschlossen. Wie in einem kranken Cörper die böse Feuchtigkeit bald in diese, bald in jene Theile schleicht, so ungewiß ist es bey einer schwachen Seele, wohin ihre Neigung sich lenken dürfte. Kömmt denn aber zu der Neigung und dem Schwung, den sie genommen hat, noch eine angestrengte Halsstarrigkeit hinzu, denn ist das Uebel vollends unheilbar und verzweifelt.

Sechszehnte Rede.

Wie wenig man in der practischen Anwendung der richtigen Begriffe, des Guten und des Uebels thue.

Woran liegt das Gute? -- An dem Willen. -- Woran liegt das Uebel? -- An dem Willen. -- Woran liegt, was keines von beyden ist? -- An Dingen, die nicht von dem Willen abhänglich sind. -- Wie? denkt nun auch einer von uns ausser der Schule an diese Grundsäze? Uebt sich auch einer darauf, daß er sich eine Fertigkeit erwerbe, auf die Sachen und Handlungen zu antworten, wie auf diese theoretischen Fragen? Ist es Tag? -- Ja. -- Ist es also auch zugleich Nacht? Nein. -- Ist die Zahl der Sterne eine gerade Zahl? -- Das kann ich nicht sagen. -- Wenn man dir Geld sehen läßt, hast du da gelernt, die rechte Antwort zu geben: Das ist kein Gut? Hast du dich in solchen Antworten oder nur in den Sophismen geübt? Was nihmt es dich denn Wunder, wenn du in Sachen, auf die du dich mit Fleiß geleget hast, geschikter worden bist, als du zuvor warest; hingegen in Sachen, darinn du keine Uebung hast, bleibst, wie du warest? Warum ist wol dem Redner, ob er gleich weiß, daß er seine Rede wol ausgearbeitet hat, daß er sie wol auswendig gelernet hat, und ob er gleich eine angenehme Stimme hat, dennoch angst? Weil es an solchen Redenerübungen nicht genug ist. Denn was hätte er gern? Den Beyfall der ganzen Versammlung.

Nun

Nun hat er sich zwar geübt, rednerische Aufsäze machen zu können, aber in der gehörigen Gesinnung für Beyfall oder Tadel hat er sich nicht geübet. Denn wenn hat er jemal jemand darüber angehört, was Beyfall sey, was Tadel sey, von welcher Natur beydes sey, nach welchem Beyfall man jagen, welchen Tadel man fliehen müsse? Wenn hat er sich auf diese Sachen geleget? Verwunderst du dich denn, daß er in Sachen, die er studiert hat, andere übertrift; in Sachen hingegen, auf die er sich nicht geleget hat, nicht besser, als der Pöbel ist? So weiß der Harfenist seine Harfe fein zu spielen, er singt schön dazu, er erscheint in einem starrenden Feyerkleide, und zittert doch, wenn er im Theater auftritt. Denn auf jenes versteht er sich. Was hingegen das Parterre, was dessen Zujauchzen oder Auszischen ist, darauf versteht er sich nicht. Er versteht nicht einmal, was die Angst selbst ist, ob sie unter unsere freyen Handlungen gehöre oder nicht, ob sie zu hemmen sey oder nicht. Daher kömmts, daß er schwülstig von Stolz abtritt, wenn er Lobsprüche erhalten hat; daß hingegen Schwulst ein Loch bekömmt, und sich sezt, wenn er ausgezischet wird. So geht es auch uns. Was für Dinge halten wir hoch? Aeussere. Um was für Dinge geben wir uns Mühe? Um äussere. Ist es denn schwer zu errathen, woher es kömmt, daß wir allerley Kummer haben, daß uns über vieles Angst ist? Wie könnte es anders seyn? Wie können wir von Kummer und Angst frey seyn, so lange wir, was uns von aussenher zufällt oder zustößt, unter die Uebel rechnen? Und denn sagt man: Ach Herr Gott! Warum

sollte mir doch nicht angst seyn? - - Du Narr! hast du keine Hände? Hat dir nicht Gott Hände gemachet? Warum sizest du denn da und betest, daß doch dein Schnuppen einmal aufhört; Schneuze lieber die Nase, als daß du mit Gott zankest. Siehe doch, hat dir Gott hier nichts gegeben? Hat er dir nicht Gedult gegeben, hat er dir nicht Herz und Muth, hat er dir nicht Dapferkeit gegeben? Da du so viele Hände hast, suchest du noch jemand, der dir die Nase schneuze? Allein wir studieren diese Sachen nicht, wir geben gar nicht Achtung darauf. Oder zeiget mir nur einen, der sich in Acht nehme, wie er handle; der Sorge trage, nicht daß er zu etwas gelange, sondern daß seine Handlung recht sey. Wo ist einer, der sich bey Abfassung eines Rathes einzig darum bekümmert, daß sein Rathschlag weise und gut sey; übrigens es ruhig dem Glük überläßt, ob er die Sache erhalten oder nicht erhalten solle? Gelangt man zu seinem Wunsche, so ist man hochmüthig und sagt: Ha! wir haben es gut getroffen! Habe ich dir nicht gesagt, Bruder, es müsse so herauskommen, wenn wir die Sache durch unsern Kopf schiken? Fällt es hergegen anders aus, so ist dem armen Tropf aller Muth versunken, und er weiß über die Begegnissen kein Wort zu sagen. Hat jemal einer von uns den Wahrsager darüber rathsgefraget, welches die schönste und edelste Aufführung wäre? Hat sich einer von uns darüber in den Tempel schlafen gelegt, daß ihn ein göttlicher Traum des pflichtmäßigen Verhaltens belehre? Zeiget mir einen, damit ich einmal den Menschen sehe, den ich schon so lange Zeit suche, den wahrhaftig

haftig edeln und gutartigen. Zeiget mir einen unter den jungen oder unter den alten. Was Wunder denn, wenn wir in äussern Dingen grosse Geschiklichkeit haben, in unsern moralischen Handlungen hingegen niederträchtig, unartig, nichtswürdig, feige, blöde und lauter Fehler sind. Denn wir haben es uns nie lassen angelegen seyn, und legen uns auch izt noch nicht darauf, daß wir tugendhaft werden. Wenn wir uns vor der Furcht des Todes und der Landesverweisung mehr, als vor Tod und Landesverweisung selbst, fürchteten, denn würden wir recht studieren, wie wir uns vor den Dingen verwahren könnten, die wir für Uebel erkennen. Hier in der Schule sind wir freylich wakere Leute, und haben fertige Mäuler; da sind wir im Stande, diese Materien, es sey welche es wolle, ausführlich abzuhandeln. Aber führe man einen zur That, da wird man lauter Schwäche und Schiffbruch sehen. Laß einen Gegenstand kommen, der Affecten rege machen kann; da wird man sehen, was wir studiert, worinn wir uns geübet haben. Wir haben uns nicht darauf gelegt, uns richtige Vorstellungen von den Sachen zu machen; und daher kömmts, daß wir allezeit etwas in unsere Begriffe hineinmengen, das nicht darein gehört, und uns alles grösser einbilden, als es an sich selbst ist. Wenn ich zu Schiffe bin und einen Blik auf den Abgrund und auf die weite See herumgehen lasse, und ringsum kein Land mehr sehe, so ergreift mich Schauer und Entsezen. Es kömmt mir vor, als müßte ich, wenn ich Schiffbruch litte, das ganze Meer austrinken. Ich besinne mich nicht, daß mir drey Maaße schon

genug geben werden. Was sezt mich also hier in Schreken? Thut es das Meer? Nein, sondern mein Begriff. So auch, wenn sich die Erde erschüttert, mache ich mir eine Vorstellung, als wenn die ganze Stadt auf mich fallen würde; gerade als wenn ein kleiner Stein nicht genug wäre, mir den Kopf zu zerquetschen. Was ist es hiemit, was uns Angst und Entsezen erwekt? Nichts anders, als unsere Begriffe. Wenn einer von Hause wegreiset, und seine Hausgenossen, seine Freunde, seine Bekannten, seine gewohnten Oerter verläßt; was ists, das ihn hierbey plagt, anders als seine Begriffe? Kleine Kinder, die ernstlich weinen, wenn die Amme nur einen Augenblik weggeht, vergessen ihres Elends, so bald man ihnen ein Zukerbrödgen in den Mund stößt. Willst du, daß man mit dir auch noch umgehe, wie mit kleinen Kindern? -- Ey, nicht doch. Das wäre meiner unwürdig durch ein Zukerbrödgen beruhiget zu werden: Das soll durch richtige Begriffe geschehen. -- Welches sind dieselben? Die, womit sich der Mensch den ganzen Tag beschäftigen muß: Daß er sein Herz an keine äussern Dinge hänge, an keine Gesellschaft, an keine Gegend, an keine Schauplaze, ja nicht einmal an seinen Leib; daß er an das Gesez gedenke, und das immer vor Augen habe. Und was will das göttliche Gesez? Daß wir unsere eigenen Güter bewahren, fremder Dinge uns nicht anmaßen, daß wir diese nur gebrauchen, wenn sie uns zu Theil werden, wenn sie uns aber nicht beschehrt sind, sie auch nicht verlangen, und wenn sie uns genommen werden, sie ohne Kampf zurükgeben und sogleich Dank wissen,

daß

daß wir sie so lange genossen haben; sonst bist du ein Kind, das nach der Amme und nach der Brust weinet. Denn die Sache, die dasselbe so sehr rührt, und woran es hängt, macht da keinen Unterschied. Was bist du stärker als ein Kind, das um eine Puppe weint, wenn dich der Schauplaz, die Gallerie, die Cameraden, die Gesellschaften reuen? Da kommt einer und kränkt sich, daß er nicht mehr vom Direätischen Brunnen trinken kann. Ist denn der Marcus-Brunne schlechter? -- Aber ich bin nun an jenen gewöhnt. -- Du wirst dich an den auch gewöhnen. Hängst du denn das Herz auch an den, so magst du hernach auch um den weinen und dir etwas elegisches aussuchen, z. E. den Vers des Euripides:

Das edle Neronsbad, die klare Marcusquelle!

Siehe, wie tragisch es läßt, wenn närrischen Menschen nur gemeine Zufälle begegnen. -- Ach! wenn werde ich Athen und das Schloß wieder sehen? -- Du Tropf! genüget dir nicht an dem, was du alle Tage siehest? Kannst du etwas schöners und grössers sehen, als die Sonne, den Mond, die Sternen, die Erde und das Meer? Und wenn du den kennest, der dieses Ganze regiert, so hast du ja auch ihn stets bey dir. Und du solltest jene Steinhaufen, jenen schönen Felsen nicht missen können? Was wirst du wol machen, wenn du Sonne und Mond verlassen sollst? Da wirst du niedersizen und weinen, wie kleine Kinder. Was hast du denn auch auf der Schule gethan? Was hast du gehört? Was hast du gelernt? Warum nahmst du den Philosophentitel an? Du hättest

dich immer titulieren mögen, was du wareſt. Du hätteſt ſagen ſollen: Ich habe mehr als eine Einleitung tractiert, ich habe etliche Bände von Chryſippus Schriften geleſen; aber unter der Thüre der Philoſophie bin ich ſtehen geblieben. Mit dem Geſchäfte gab ich mich nie ab, womit ſich Socrates abgegeben hat, der ſo ſchön geſtorben iſt, und ſo ſchön gelebt hat: Auch nicht mit dem Geſchäfte, womit ſich Diogenes abgab. Sah man dieſe auch weinen oder unwillig ſeyn, daß ſie dieſe oder jene Perſon nicht mehr ſehen, daß ſie nicht mehr in Athen oder Corinth, ſondern etwan in Suſa oder Ecbatana ſeyn ſollten? Denn wer von einer Mahlzeit weggehen kann, wenn er will, bleibt ja keinen Augenblik länger, als ihm gefällt? Und wer von einem Spiele gehen darf, wenn er will, geht ſo bald er deſſen überdrüßig iſt, und bleibt dabey, wie die Kinder, ſo lang es ihn luſtig dünkt. Ein Mann von ſolchen Begriffen könnte ſich bald darein ſchiken, wenn er auf Lebenslang des Landes verwieſen, oder wenn er auch zum Tode verurtheilt wird. Willſt du hingegen noch nicht aufhören, ein Kind zu ſeyn? Willſt du dich der Milch noch nicht entwöhnen und ſtärkere Speiſe genieſſen? Willſt du immerhin nach der Amme Bruſt wimmern und den weichherzigen Großeltern Thränen verurſachen? -- Aber ich würde ſie kränken, wenn ich von ihnen weggienge. -- Du würdeſt ſie kränken? Nein, nicht du, ſondern ihre eigenen Begriffe würden ſie kränken, ſo wie du von deinen Begriffen geplaget wirſt. Was kannſt du alſo thun? Deinen falſchen Begriff abſchaffen. Wenn jene klug ſind, ſo werden ſie ihren auch abſchaffen;

schaffen; wo nicht, so mögen sie immer heulen; sie sind denn selbst Schuld daran. Mensch, nimm es doch einmal zu Herzen, was man von Wohlergehen, von Freyheit, von Herz und Muth sagt. Erhebe einmal den Naken, als einer, der das Joch der Knechtschaft abgeworfen hat; erkühne dich zu Gott emporzuschauen und zu sagen: - - „ Mache nun mit mir, was du willst, ich lasse mir alles gefallen, es ist mir einerley, ich will nichts verbitten, was dir zuverhängen gut däucht. Führe mich, wohin du willst; kleide mich, in welches Gewand du willst. Soll ich eine Standsperson, soll ich ein gemeiner Mann seyn, soll ich im Vaterland bleiben, soll ich ins Elend wandern, soll ich arm, soll ich reich seyn; ich will dich über alle solche Zufälle gegen die Welt rechtfertigen; ich will eine jede Sache in ihrer eigenen wahren Natur zeigen. „ -- Aber das willst du nicht, so liege denn sanft in deiner Wiege, und warte bis deine Amme kömmt, und dich stillt. Was wäre wol aus dem Hercules worden, wenn er nie unter dem Dache hervorgekommen wäre? Ein Eurystheus, kein Hercules. Siehe, doch hatte er nicht auch viel liebe Freunde, und durchwanderte doch die Welt? Aber er liebte Gott über alles, und darum hat man ihn für einen Sohn Jupiters gehalten, und er war es auch. Aus Gehorsam gegen ihn zog er herum, und vertilgte Ungerechtigkeit und Gesezlosigkeit von der Erde. Nun bist du wol kein Hercules, und kannst keine fremden Uebel vertilgen; auch kein Theseus, daß du im Attikerkreis aufräumtest; so vertilge deine eigenen Uebel. Anstatt eines Procrusts oder Scirons jage

hier

hier in deinem eigenen Busen Traurigkeit, Furcht, Sehnsucht, Neid, Schadenfreude, Geiz, Weichlichkeit, Unmäßigkeit hinweg. Diese aber kannst du auf keine andere Weise herausjagen, als wenn du stets auf Gott schauest, mit ihm allein harmonierest, und dich ganz seinen Befehlen heiligest. Willst du etwas anders, als er, so wirst du seufzend und jammernd dem stärkern nachgeben müssen. Du wirst das Wolergehen allezeit ausser dir suchen, und es nie finden können. Denn du suchest es, wo es nicht ist; und da, wo es ist, willst du es nicht suchen.

Siebenzehnte Rede.

Wie die allgemeinen Begriffe auf die besondern Dinge anzuwenden seyen.

Welches ist das erste Werk eines Schülers der Philosophie? Daß er seine Einbildung ablege. Denn es kann nicht seyn, daß einer anfange zu lernen, was er sich einbildet, schon zu wissen. Wenn wir zu einem Philosophen gehen, Lection bey ihm zu nehmen, reden wir ja schon alle in die Länge und in die Queer von dem, was man thun und was man lassen müsse, von Gütern und Uebeln; von Ehre und Schande; wir theilen überdieß schon Lob und Tadel aus, wir klagen an, wir führen Beschwerde, wir beurtheilen und entscheiden, welche Beschäftigungen edel, welche unedel seyen. Warum begeben wir uns denn noch zu Philosophen in Unterricht? Wir wollen etwas bey ihnen lernen, das

wir

wir uns noch nicht einbilden zu wissen. Und was ist dasselbe? Kunstregeln. Wir wollen den Philosophen ihre Sprache, ihren netten und scharfsinnigen Ausdruk ablernen. Einige werden auch darum ihre Schüler, damit sie nachwerts aus der erlernten Kunst Gewinn ziehen. Es ist hiemit lächerlich, wenn man sich einbildet, daß einer etwas anders lernen werde, als was er lernen wollte; daß einer in einer Sache zunehmen werde, die er nicht studiert.

Der grosse Haufen ist in dem gleichen Irrtum, in welchem Theopomp, der Redner, war, da er mit dem Plato darüber zankete, daß er von allen Sachen Definitionen geben wollte. „Hat niemand von uns, sagte er, schon vor dir die Wörter gut, gerecht u. d. g. gebraucht? Haben wir denn nicht verstanden, was wir mit jedem sagen? Haben wir diese Wörter ohne Bedeutung, als leere Töne gebraucht?„ -- Wer leügnet, Theopomp, daß wir von allen diesen Sachen angebohrne allgemeine Begriffe haben? Aber das kann nicht seyn, daß einer die allgemeinen Begriffe gerade mit denen Sachen verbinde, welche darunter gehören, wenn er dieselben nicht vorher zergliedert und eben das genau erforschet hat, was für Dinge unter den oder diesen allgemeinen Begriff zu ordnen seyen. Hat man nicht auch die Wörter gesund, ungesund u. d. g. gebraucht, ehe ein Hippocrates gewesen? Hat man sie als leere Töne gebraucht? Wir haben wol einen allgemeinen Begriff von dem Gesunden, aber wir können ihn nicht anwenden. Daher kömmts, daß der eine

sagt:

sagt: Du must nüchtern bleiben; der andere: Du darfst essen; der dritte: Du must eine Ader öfnen lassen; der vierte: Du must schröpfen lassen. Kömmt diese Verschiedenheit nicht einzig daher, daß die Leute den allgemeinen Begriff des Gesunden auf besondere und einzelne Dinge nicht recht anzuwenden wissen? So verhält sich die Sache auch hier in Ansehung der moralischen Handlungen. Wir schwazen alle von Gut und Uebel, von dem Nüzlichen und Unnüzlichen: Denn davon haben wir alle den allgemeinen Begriff. Ist es aber ein ausführlicher und vollständiger? Zeige mir das. -- Wie soll ich es zeigen? -- Mache eine richtige Anwendung desselben auf besondere Dinge. Gerade z. Ex. die Definitionen ordnet Plato unter den allgemeinen Begriff des Nüzlichen, du hingegen unter den Begriff des Unnüzlichen. Ist es möglich, daß ihr es beyde trefet? -- Das kann nicht seyn. -- So verknüpft einer den Reichtum mit dem allgemeinen Begriffe des Guten; ein andrer hingegen nicht, sondern die Wollust, die Gesundheit u. d. g. Wenn wir nun überhaupt alle bey dem Gebrauch unsrer Wörter jedesmal vollständige Begriffe damit verbinden, und der Sorgfalt, unsere Begriffe zu zergliedern und vollständig zu machen, nicht mehr vonnöthen haben; wie kömmts denn, daß wir ungleicher Meinung sind, daß wir Krieg haben, daß wir einander schelten? Ja, des Widerspruchs, den wir gegen einander haben, nicht zu gedenken, sage mir nur, wie kömmts, wenn du die allgemeinen Begriffe richtig anwendest, daß es dir selbst nicht nach Wunsche geht, daß du selbst so viele Hinternissen

hast? Ich will izt das zweyte Hauptstük von den natürlichen Trieben, und der Kunst dieselben immer auf das Pflichtmäßige zu lenken, vorbeygehen. Ich will auch das dritte nicht berühren, welches die Geseze des Beyfalls enthält. Ich lasse dir die Beweise, die ich daher nehmen könnte, alle geschenkt, und will nur bey dem ersten Hauptstüke stehen bleiben, welches einen beynahe handgreiflichen Beweis an die Hand giebt, daß du die allgemeinen Begriffe nicht recht anwendest. Willst du nicht Sachen, die möglich und dir möglich sind? Warum findest du denn Hinternissen? Warum geht es dir nicht nach Wunsche von statten? Du willst ja keine Sachen vermeiden, die unvermeidliche Schiksale sind? Warum hast du denn über wiederwärtige Schiksale zu klagen? Warum bist du unglüklich? Warum geschehen Sachen, die du nicht wolltest? und warum geschehen Sachen nicht, die du wolltest? Dieses ist der grösseste Beweis des schlechten Erfolges und der Unglükseligkeit. Ich wollte gern, daß etwas geschähe und es geschieht nicht. Könnte auch ein elenderer Mensch auf Erde seyn, als ich bin! Eben dieß war einer Medea unerträglich, und darum gieng sie, und erwürgte ihre eigenen Kinder. Das war in seiner Art eine grosse Handlung. Denn sie stellte sich ihren Zustand vor, wie er wirklich war; wie verzweifelt das sey, wenn es einem nicht geht, wie wie ers gern hätte. „So will ich mich denn an dem, der mir Unrecht gethan hat, so und so rächen. Was habe ich von einem Manne, der so übel gegen mir gesinnet ist? Wie soll ich also meine Rache üben? Ich will seine Kinder morden.

Aber so werde ich auch mich selbst strafen. Was ists denn mehr? Da frage ich nichts darnach!„ So muß es kommen, wenn eine Seele, die starke Nerven hat, sich betrogen findet. Denn sie entsann sich nicht, woran es liegt, thun zu können, was man will, daß man dieß nicht ausser sich suchen muß, daß man das nicht erhält, wenn man die Sachen in einer andern Lage, und in einer andern Verknüpfung haben wollte, als worinn sie sind. Du solltest nur diesen Mann nicht haben wollen, so würde alles gehen, wie du wolltest. Du solltest keinen Augenblik länger bey ihm zu wohnen wünschen, du solltest nicht begehren länger in Corinth zu bleiben; mit einem Worte, du solltest nichts anders wollen, als was Gott will. Wer wird dir denn noch im Wege seyn? Wer wird dich zwingen? Du wirst so frey seyn, als Jupiter selbst, wenn du dir keinen geringern als ihn zum Führer wählest, wenn du mit ihm eines Willens und eines Wunsches bist; hast du denn auch zu fürchten, daß dir etwas fehlschlage? Macheſt du hingegen Reichtum, Armuth, Gesundheit, Macht, Würden, Vaterland, Freunde, Kinder, mit einem Worte, irgend eine Sache, die nicht von dem Willen abhängt, zum Gegenstande deiner Begierde oder deines Abscheus, so wird es dir fehlschlagen; du wirst Widerwärtigkeit und Unglük erfahren. Ergieb hingegen deinen Willen dem Zeus und den übrigen Göttern, unterwirf ihn völlig ihnen, laß sie das Commando führen, und leiste ihnen überall Folge: Wie sollten alsdenn deine Sachen noch übel von statten gehen? Bist du hingegen neidisch, du Elender, und weichherzig,

und

und eifersüchtig, und ängstlich, und lässest keinen Tag vorbey, da du nicht jammerst und Klagen wider die Götter führest, wie darfst du denn noch sagen, du habest studiert? Was hast du studiert, Mensch? Alle Gattungen von Syllogismen und Sophismen? Willst du nicht, wenns immer möglich, dieses alles verlernen und von vornen anfangen, da du doch selbst sehen must, daß du bis auf die izige Stunde das Hauptgeschäfte des Philosophen noch nicht einmal angerührt hast? Willst du nicht hievon den Anfang machen, und hierauf das Gebäude von Folgen aufführen, wie dir keine Widerwärtigkeit aufstossen werde, und keine aufstossen könne, wenn du nichts willst, (als was Gott will?)

Gebt mir einen einzigen Jüngling, der mit solchem Vorsaz in die Schule gekommen sey, der sich in diesem Geschäfte ritterlich getummelt habe, und sage: Nun mag mir alles andere gute Ruhe haben; ich will zufrieden seyn, wenn ich es einmal dahin gebracht habe, daß ich mein Leben ohne Zwang und Unmuth führe, daß ich meinen Naken als ein Freyer gegen die Sachen aufrecht trage, und als ein Freund Gottes gen Himmel schaue, ohne einige Furcht vor allem, was sich zutragen mag. Zeige sich einer von euch auf solchen Fuß, so will ich zu ihm sagen: Komm Jüngling zu deinen Sachen hier. Du bist bestimmt, der Philosophie Ehre zu machen. Dein sind diese Schäze, dein diese Bücher, dein diese Reden. Hat er denn diesen Theil durchgearbeitet und bestritten, so soll er wieder kommen und sagen: Ich wollte gern von

Paßionen und Affecten frey seyn. Ich wollte gern wissen, als ein Gottsfürchtiger, als ein Philosoph, als ein sorgfältiger Mensch, was meine Pflicht gegen Gott, gegen Eltern, gegen Brüder, gegen Mitbürger, gegen Freunde sey. -- So komm nun auch zu dem zweyten Theil, auch dieser ist dein. -- Izt habe ich auch den zweyten Theil durchstudiert. Nun möchte ich es gern zu einer solchen Festigkeit bringen, daß ich schlafend oder wachend, trunken oder nüchtern, ja so gar in melancholischen Anfällen meinen Grundsäzen gleichförmig bleibe. -- Mensch, du bist ein Gott; du nihmst dir grosse Dinge vor.

Aber nein, so was hört man nicht von euch, sondern ihr sagt etwan: Ich wollte gern Chrysipps Tractat von dem Pseudomenos lesen. -- Daß du dich mit diesem tollen Einfall erhängtest, du Elender! Was wird dir dieses Lesen nuze seyn? Mit einem Herzen voller Paßionen wirst du das ganze Buch lesen, und mit einem solchen wirst du andere daraus lehren. So geht es euch wirklich. „ Beliebt dir, Bruder, ein Stük zu hören, das ich aufgesezt habe, und willst du mich denn auch eine Ausarbeitung von dir hören lassen? -- Das ist vortreflich geschrieben, mein Freund. Du hast den Xenophontischen Styl in deiner Gewalt. Deine Schreibart kömmt des Platons, deine kömmt des Antisthenes sehr nahe. -- Wenn ihr denn einander Träume erzählet habt, kehret ihr wieder in das alte Wesen zurük. Ihr habt noch die vorigen Begierden, den vorigen Abscheu, die vorigen Bestrebungen, ihr habt noch die vorigen Anschläge,

gebet

gebet noch zu den gleichen Sachen Beyfall, heget noch die gleichen Wünsche, und gebt euch noch um die gleichen Sachen Mühe. Es kömmt euch auch wol kein Sinn daran, jemanden zusuchen, der euch Erinnerungen gäbe; sondern werdet böse darüber, wenn ihr etwa solche höret. Ihr saget: Was das für ein Kloz von einem Greisen ist! Er hat keine Thräne vergossen, als ich von ihm Abschied nahm. Er hat nicht einmal gesagt: Wie sehr begiebst du dich durch diese Reise in Gefahr, mein Sohn! Wenn du derselben glüklich entgehest, will ich Lichter anzünden! So würde auch ein Mann reden, der ein zärtliches Herz hat. -- Das wird eine grosse Glükseligkeit für dich seyn, wenn dir kein Unfall auf deiner Reise begegnet. Es wird der Werth seyn, einem solchen zu Ehren ein Licht anzuzünden. Schade, daß er krank werden und sterben kann!

Diese Einbildung also, sage ich nochmalen, da man sich bedünken läßt, man habe schon einige Wissenschaft nüzlicher Dinge, muß man ablegen, und sich zu dem Philosophen mit gleicher Gesinnung in die Lehre begeben, wie wenn man die Geometrie oder Music zu lernen anfängt. Sonst wird man von der Zunahme weit entfernt bleiben, wenn man auch noch so viele Abhandlungen und Systeme Chrysipps und Antipaters, und Archedems noch oben drein, durchwanderte.

Achtzehnte Rede.

Wie man mit sinnlichen Vorstellungen kämpfen solle.

Eine jede Fertigkeit und Kunst wird unterhalten und erhöhet, wenn man den Werken obliegt, die dahin gehören: Fertigkeit im Gehen zum Ex. wenn man geht; Fertigkeit im Laufen, wenn man lauft. Willst du ein fertiger Leser werden, so lies; willst du ein fertiger Schreiber werden, so schreib. Wenn du dreyßig Tage nach einander nicht läsest, sondern anders thätest, so würdest du sehen, wie es käme. Lieg zehn Tage im Beth und stehe denn auf, und versuche einen etwas langen Weg zu wandeln, so wirst du erfahren, wie schlecht dich deine Fusse tragen. Willst du hiemit eine Fertigkeit in irgend einer Sache erlangen, so thue dieselbe. Und wenn du willst, daß dir etwas nicht zur Gewohnheit werde, so thue dasselbe nicht, sondern anstatt desselben eher etwas anders. So verhält es sich auch mit den Fertigkeiten der Seele. Erzörnst du dich, so wisse, daß du nicht nur für gegenwärtig übel dran bist, sondern daß du auch die Fertigkeit zornig zu werden verstärket, und Holz zum Feuer geleget hast. Wenn du dir eine unkeusche Lust erlaubet hast, so achte das nicht nur so für einen einmaligen Schaden, sondern du hast deine Unenthaltsamkeit durch diese Nahrung verstärket. Denn es kann nicht anderst seyn, als daß Fertigkeiten und Künste durch die Handlungen, die

dazu

dazu dienen, entweder eingepflanzt werden, wenn man sie noch nicht hatte; oder die, so man schon besaß, einen höhern Grad der Stärke gewinnen. Auf diese Weise ungefähr erklären die Philosophen das Entstehen der Seelenkrankheiten. Wenn dich einmal die Geldseuche angewandelt, und du sogleich die Vernunft herbeyrufest, die Grösse des Uebels recht zu erkennen, so wird sich der Gelust bald legen, und das oberste Seelenvermögen seine Herrschaft behaupten. Wenn du hingegen kein Arzneymittel brauchest, so kömmt die Seele nicht wieder in die Ordnung, sondern läßt sich, so bald sie wieder von einer ähnlichen Vorstellung gereizet wird, noch geschwinder als zuerst zum Gelust entzünden; und wenn diese so fortgehet, so erhartet sie darinn, und die Krankheit macht die Geldseuche nur hartnäkiger. Hat ein Mensch einen Anfall vom Fieber erlitten, und dasselbe läßt nach, so ist er deßwegen nicht gleich wieder so gesund und stark, als er zuvor war; es sey denn, daß die Krankheit aus dem Grunde geheilet worden. Es gehet mit den Leidenschaften der Seele auf die gleiche Weise. Es bleiben Spuren und Narben in derselben zurüke, wenn die nicht ausgeheilet werden, ehe neue Streiche auf dieselben geschehen, so bleiben sie nicht bloß Narben, sondern werden Wunden. Willst du hiemit nicht gähzornig seyn, so nähre deine Gewohnheit nicht, und lege ihr nichts zu, davon sie zunehmen könnte. Bringe zuerst dein Gemüth einmal zur Stille und denn zähle, wie manchen Tag du den Zorn bemeistern könnest? Du bist gewöhnt gewesen, alle Tage zornig zu werden. Izt hast du dich einmal einen

Tag nicht erzörnt, denn zween, denn drey Tage nicht. Wenn du dreyßig Tage lang ohne Zorn hinter dir hast, denn bring Gott ein Dankopfer. Die Gewohnheit läßt anfangs nur wenig nach, nachwärts aber wird sie völlig ausgerottet. Ich bin heute nicht unmuthig worden, ich will es auch morgen nicht werden, und so weiter zween, drey Monate nicht. Nimm dich nur in Acht, wenn es etwas giebt, daß dich anfechten könnte. So erkenne denn, daß es dir gelungen will. Heute sah ich eine schöne Dame, aber ich sagte nicht bey mir selbst: Ach, wie glüklich ist der Besizer dieser Schonheit! Wie beneidenswerth ist ihr Gemal! Denn wenn ich so gesagt hätte, so hätte ich auch schon heimlich gewünschet, ihn zum Hahnreih zu machen. Ich erlaubte auch meiner Einbildungskraft nicht, daß sie sich ein lebhaftes Gemahlde machte, als wenn die Dame vor mir stühnde, sich auskleidete und zu mir niederlegte. Nun strich ich meine Glaze, und sagte: Vortreflich Epictät! Es ist dir gelungen, ein subtiles Sophisme glüklich aufzulösen; ein Sophisme, das noch spizfindiger, als der Kürievon ist. Wenn aber das Weibsstük wirklich Neigung für mich hätte, wenn es mir Winke gäbe, mich zu ihr beschikte, mich bey der Hand nähme, und auf dem Canapee nahe an mich rükte; wenn ich mich auch alsdenn enthalten und überwinden würde, das wäre ein Sieg über ein grösseres Sophisma, als der Pseudomenos und der Hesychazon sind. Darauf wäre es würdig stolz zu seyn, nicht über die ganze Disputation von dem Kürievon. Wie gelangt man, fragt ihr, zu solcher Stärke? Du must den Wil-

ley

len haben, dir selbst einmal zu gefallen. Du must den Willen haben, in Gottes Auge schön zu seyn. Du must ein Verlangen haben vor deinem reinen Gewissen, und vor Gott rein zu seyn. Stößt dir hernach ein reizendes Bild auf, so folge Platons Rath, geh und verrichte Beschwörungsceremonien, geh mit Söhnopfern zu den Göttern und flehe ihnen um Abwendung des Uebels. Es mag aber auch schon genug seyn, wenn du deine Zuflucht in die Gesellschaft edler und großmüthiger Männer nihmst. Wähle dir einen solchen unter den lebenden oder todten, und brauche ihn zu einem Muster, wornach du dich prüfest und bildest. Geh zu Socrates und schau, wie er neben Alcibiades sizt, und seine Schönheit zum Spiel hat. Denk, für welchen grossen Sieg er es angesehen hat, daß er sich selbst besieget hatte! War das nicht ein olympischer Sieg! Wie nahe erreicht er den Hercules! Man mag ihm wahrhaftig mit allem Recht gratulieren: Heil dir, du Wunder von Stärke! Mit besserm Recht kann man ihm so zujauchzen, als jenen stinkenden Fechtern und Kämpfern in allen fünf Kampfarten. Wenn du dergleichen Gegenanstalten machest, so wirst du über die sinnliche Vorstellung den Sieg erhalten, und nicht von ihr hingerissen werden. Nihm dich gerade anfangs am meisten vor Uebereilung in acht, daß dich die erste Hize nicht hinreisse, sondern sage: Halt Bild, du magst ein wenig warten: Laß erst sehen, was für ein Bild du bist; was du vorstellst: Du must untersuchet und geprüfet seyn. Denn erlaube ihm nicht, näher auf dich anzurüken, und seine Reizungen oder Schreken vor dir auszubreiten; sonst hat es dich und fährt mit dir, wohin es ihm beliebt. Führe

ihm vielmehr eine andere schöne und ächte Vorstellung entgegen, und jage diese häßliche hinweg.

Wenn du dich an solche Kämpfe gewöhnest, so wirst du sehen, was für Schultern, was für Nerven, was für starke Fibern das giebt. Izt giebst du dich hingegen mit hübschen Reden ab, und sonst mit nichts. Derjenige ist ein wahrer Ascet, der sich mit solchen sinnlichen Vorstellungen im Kampf übt. Halt Stand, du Tropf! Laß dich nicht hinreissen. Es ist ein wichtiger Streit, es ist ein göttliches Werk, es ist königliche Ehre. Freyheit, Glükseligkeit, Seelenruhe sind der Preis, den man hier gewinnt oder verliert. Denk an Gott, ruf ihn um Hülfe und Beystand an, wie die Schiffleute im Sturme die Dioscuren anrufen. Denn was könnte für ein grösserer Sturm seyn, als der ist, den starke sinnliche Vorstellungen erregen, die im Stande sind, die Vernunft von ihrem Thron herabzustürzen. Was ist ein eigentlicher Sturm anders, als ein sinnliches Bild? Denn seze die Furcht des Todes beyseits, und denn laß donnern und blizen, so stark es will: Du wirst sehen, daß in dem obersten Seelenvermögen Windstille und heller Himmel ist. Lassest du dich hingegen einmal überwinden, und sagst: Ich will denn einandermal meister werden, hältst dich aber ein andermal und ein drittesmal nicht besser, so sollst du wissen, daß es endlich so schlimm und schwach mit dir stehen wird, daß du es nur nicht mehr gewahr wirst, wenn du sündigest; ja wol gar anfangen wirst, Rechtfertigungen deines Verhaltens zu versuchen. Denn wird sich der Spruch des Hesiodus an dir erwahren:

Schaden und Noth verfolgen den Mann, der der Arbeit entfliehet. Neun-

Neunzehnte Rede.

Ueber diejenigen, welche sich in den philosophischen Studien auf die einzige Vernunftlehre einschrenken.

Der Anlaß, über den *) grossen Grundsaz (Kürievon) zu disputieren, scheint folgender gewesen zu seyn: Man fand, daß die drey Säze einander widersprachen:

A Alles

*) Kürievon, der herrliche oder gebietende Saz, der grosse Grundsaz, scheint der Name zu seyn, womit die Stoiker den Grundsaz beehrten, welcher in der Lehre vom Nothwendigen und Zufälligen, vom Schikſale und der Freyheit entscheiden sollte. Sie konnten sich aber über diesen Grundsaz nicht wol vergleichen. Es waren drey Parteyen, durch deren Widerspruch gegeneinander, gerade die drey Säze, welche in Vorschlag kamen, verworfen wurden. Des Diodorus A ward von Cleanth, sein B von Chrysipp, sein C von beyden geleugnet; und er leugnete hergegen Cleanths A und C, und Crysipps C und B. Oder nach Diodorus war alles Zukünftige und Vergangene nothwendig; nach Cleanth alles Zukünftige und Vergangene zufällig; nach Chrysipp das Vergangene nothwendig, das Zukünftige aber zufällig. Epictet begnüget sich, die bloſſe Historie

A Alles Vergangene ist nothwendig wahr.

B Das Mögliche kann nicht unmöglich werden: Und

C Was weder wahr ist noch seyn wird, das ist auch nicht möglich.

Diodorus machte sich nichts aus diesem Widerspruche, sondern er bediente sich der Wahrscheinlichkeit der beyden erstern Säze zum Behufe des dritten: Was weder wirklich ist noch seyn wird, das ist auch nicht möglich. Einige machen zween dieser Säze anders:

* C Es kann etwas möglich seyn, das weder wahr ist, noch seyn wird.

B Das Mögliche kann nicht unmöglich werden.

*A Nicht alles Vergangene ist nothwendig wahr.

Die Schüler des Cleanths scheinen dieser Meinung geneigt

---

storie dieser Streitigkeit zu wissen, und hat sich keine Mühe geben wollen, dieselbe zu erörtern. Doch läßt er sich in der vorigen Rede vermerken, daß er die Schlüsse, die man in dieser Materie zu machen pflegte, unter die Sophismen rechne. Die heutige Philosophie hat einen Unterschied zwischen dem absolut- und hypothetisch-nothwendigen gemachet, der diese zankenden Stoiker auseinander sezen könnte. Mehrere hierüber ist in J. Harris Briefe an J. Upton zu lesen, den der leztere seinen Anmerk. über Epictet eingeschaltet hat, in der 151. und folg. S.

geneigt zu seyn, und Antipater redet ihr weitläufig das Wort. Andere haben wieder zween andere Säze:

* C Es kann etwas möglich seyn, das weder wahr ist noch seyn wird.

A Alles Vergangene ist nothwendig wahr.

* B Das Mögliche kann unmöglich werden.

Es geht nicht an, (sagen die zwo leztern Parteyen) alle drey Säze zu behaupten, weil sie einander widersprechen. Würde mich aber jemand fragen: Welchen von diesen Säzen nimmst du an? so würde ich antworten: Das weiß ich nicht. Ich weiß nur so historisch, daß Diodorus jene, die Schüler des Cleanthes und Panthoedes andere, des Chrysippus Anhänger wieder andere behauptet haben. -- Welche nimmst du denn an? -- Ich bin nicht dazu gemachet, daß ich hierüber den Kopf zerbreche, und die verschiedenen Meinungen gegen einander halte, und mir über dieß Capitel einen eigenen Begriff mache. Ich bin also hierinn nicht besser, als ein Grammatiker. Wer war Hectors Vater? -- Priamus. -- Wer waren seine Brüder? -- Alexander und Deiophobus. -- Und wie hieß ihre Mutter? -- Hecuba. Das ist die Nachricht, die ich hierüber geben kann. -- Von wem hast du dieselbe? -- Von Homer. Es schreibt aber auch Hellanicus, und vielleicht noch der ein und andere hievon. Was kann ich nun von dem grossen Grundsaze sagen, das nicht von solchem Gelichter wäre? Ist es nicht die grösseste

Eitelkeit,

Eitelkeit, wenn ich über einer Mahlzeit die Gesellschaft mit Hernennung aller, die davon geschrieben haben, in Erstaunen seze? wenn ich sage: „ Chrysippus hat vortreflich davon geschrieben in seinem ersten Buche von dem Möglichen. Cleanth hat einen eigenen Tractat davon geschrieben; deßgleichen Archedem. Aber auch Antipater hat es abgehandelt, nicht allein in seinem Buche von dem Möglichen, sondern auch noch absonderlich in den Büchern von dem grossen Grundsaze. „ Hast du sie nicht gelesen? -- Nein. -- O, du solltest sie lesen. „ Und was würde es ihm nüzen? Er würde nur ein grösserer Charlatan und Pedant daraus werden, als er bereits ist. Denn was hast du selbst durch dieß Lesen anders gewonnen? Was für einen Begriff von dieser Sache hast du dir eigen gemachet? Du wirst uns nichts anders, als von der Helena, von dem Priamus, von der Insul der Calypso, die nie gewesen ist, und nie seyn wird, erzehlen. Und das will sehr wenig sagen, wenn du bloß die Historie dieser Säze im Kopfe, dir selber aber keinen Begriff davon eigen gemachet hast. In moralischen Materien geht es uns noch viel öfterer so, als in diesen logicalischen. Sage mir, was ist Gut? was ist Uebel? -- Nun so höre:

Ferne von Ilion her verschlägt uns zu den Ciconen
Izt des Aeolus Willkür.

Man kann alle Dinge in Güter, in Uebel und in Mitteldinge abtheilen. Güter sind die Tugenden und was mit ihnen verwandt ist. Uebel

sind

sind die Laster und was an denselben hänget. Mitteldinge oder gleichgültige Sachen sind diejenigen, welche zwischen jenen beyden in der Mitte stehen. -- Woher weist du das? Der Hellanicus wird davon schreiben in seinen Aegyptischen Geschichten? Denn es ist mir einerley, ob du das sagest, oder Diogenes schreibt es in seiner Ethik, oder Chrysippus, oder Cleanth. Hast du denn etwas von ihren Sachen scharf untersuchet? Hast du dir die Begriffe eigen gemachet? Laß sehen, was für Proben deiner Stärke in der Moral pflegst du zu Schiffe abzulegen. Da wirst du ja an jene Eintheilung der Dinge denken? Wenn nun der Wind brausend in die Segel stürmt, und ein fürwiziger Kerl dich, da du izt ein Jammergeschrey machest, frägt: Sage mir ums Himmels willen, wie hast du neulich gesagt? Ist der Schiffbruch ein Laster, oder etwas, das mit einem Laster verknüpft ist? Greifst du nicht zum Stoke, und prügelst den verdrießlichen Spasser ab? „Was habe ich mit dir zuschaffen, Pursche? Wir ersaufen, und du kömmst, mich auszuspötteln.„ Wenn dich der Kaiser citierte, und du bey ihm angeklagt wärest, so wirst du doch an jene Eintheilung der Dinge denken? Würde nun einer zu dir, indem du blaß und zitternd in den Gerichtssaal hineingehest, sagen: „Warum zitterst du, Mensch? Wovon hast du hier zu reden? Giebt der Kaiser drinnen, denen die vor ihn kommen, Tugend und Laster?„ -- Warum spottest auch du noch meiner bey meinem Unglüke? -- Aber sage mir doch, Philosoph, warum zitterst du? -- Stehe ich nicht in Gefahr, zum Tode, oder in Gefängnis

oder zu einer Leibesstrafe verurtheilt, oder des Landes verwiesen, oder aller Ehren entsezt zu werden? -- Ist es das? Das sind ja weder Laster, noch Dinge die mit Lastern verknüpft sind. Was sagtest du ehedessen von solchen Dingen? -- Was habe ich mit dir zu schaffen? Pake dich weg. Ich habe ohne dein Gespött Uebel genug.„ -- Da sagst du auch recht. Du hast in der That Uebel genug, dein weibisches, zaghaftes Herz, dein Stolz, womit du dich aufliessest, da du in der Schule saßest. Warum zierteſt du dich mit fremden Dingen? Warum nanntest du dich einen Stoiker? Beobachtet euch selbst in euern Thaten, so werdet ihr finden, von welcher Secte ihr seyd. Ihr werdet finden, daß die meisten von euch Epicuräer, einige wenige Peripatetiker, aber nur nachläßige und weiche sind. Denn wo sind die Werke, woraus man sähe, daß ihr die Tugend so hoch als alles auf der Welt, oder noch höher schäztet? Zeiget mir den Stoiker, wenn ihr einen habet. Wo oder wie wollet ihr mir den zeigen? Solche, die auf stoisch raisonnieren können, werdet ihr bey hunderten zeigen können: Können die aber nicht eben so gut auf epicurisch reden? Sind sie im peripatetischen System nicht eben so gelehrt? Was ist ein Stoiker? Wie man eine Statue, die nach des Phidias Manier gearbeitet ist, ein phidiaßisches Stük nennet, so zeiget mir einen, der nach den stoischen Grundsäzen, die er äussert, gebildet ist. Zeiget mir einen, der krank und glükselig, der in Gefahr, und glükselig; der stirbt, und glükselig; der des Landes verwiesen, und glükselig; der aller Ehren entsezt, und glükselig ist. Zeiget

mir

mir doch einen, ich kann es kaum aussprechen, wie sehr mich verlangt, einen Stoiker zu sehen. Ihr könnet mir keinen ausgebildet zeigen. Nun so zeiget mir wenigstens einen, der sich bildet, bey dem man einen starken Hang zum Stoicismus sähe. Ihr werdet mir eine Wolthat erweisen. Mißgönnet dem alten Mann ein Schauspiel nicht, das er bis auf die izige Stunde noch nicht gesehen hat. Meinet ihr, ich wolle einen Jupiter oder eine Minerva von Phidias aus Gold oder Elfenbein verarbeitet sehen? Nein, zeige mir einer von euch eine Seele eines Menschen, der verlange eines Sinnes und Willens mit Gott zu seyn, eines Menschen, der nimmermehr mit Gott oder Menschen zanken, der nimmermehr seiner Absichten verfehlen, nimmermehr Widerwärtigkeiten haben, nimmermehr zornig, neidisch, eifersüchtig werden wolle: Kurz, einen Menschen, der sich sehne, aus einem Menschen ein Gott zu werden, und schon in diesem sterblichen Leib auf die Gemeinschaft mit Zeus bedacht sey; einen solchen zeiget mir. Aber ihr habt keinen. Was äffet ihr denn euch selbst? Was betrieget ihr andere? Wie lange wollet ihr in einer fremden Maske und geborgten Aufzuge, als Dieben und Mauser einhergehen, und euch mit angemaßten und gestohlnen Titeln und Sachen breit machen?

Ich bin doch izt euer Lehrer und ihr meine Schüler. Mein Vorsaz und meine Bemühung ist, Menschen aus euch zu machen, denen nichts könne verwehret, die nicht können gezwungen, nicht gehindert werden, die frey seyen, denen alles von

statten gehe, die glükselig seyen, und in allen Sachen, in kleinen, wie in grossen, auf Gott sehen. Dieß zu lernen und darauf euch zu legen, seyd ihr hier zugegen. Warum bringet ihr denn das Werk nicht zu Stande, wenn ihr doch den Vorsaz habt, den man haben soll, und wenn ich neben dem, auf den gehörigen Vorsaz auch so gerüstet und versehen bin, wie es sich gehört? Wo fehlt es denn noch? Wenn ich einen Baumeister sehe, und Materialien genug da liegen, so erwarte ich das Werk. Auch hier ist ja doch ein Baumeister; es sind ja Materialien da. Woran fehlt es uns? Ist die Sache von einer Art, daß man sie niemand lehren kann? Nein, man kann sie einen jeden lehren. Steht sie etwa nicht in unsrer Gewalt? O, sie ist unter allen andern Dingen das einzige, was bey uns stehet. Weder Reichtum, noch Gesundheit, noch Würden, noch irgend etwas auf der Welt anders, als der rechte Gebrauch unsrer Vorstellungen, steht in unsrer Gewalt. Dieß allein ist von solcher Natur, daß es uns weder gewehrt noch gehindert werden kann. Warum bringt ihr denn nichts zu Stande? Saget mir, was ist die Schuld? Sie muß entweder an mir, oder an euch, oder an der Natur der Sache selbst liegen. Die Sache selbst ist an sich möglich, ja sie ist das einzige, was in unsrer Macht steht. So liegt denn also die Schuld an mir, oder an euch; oder, welches wol die eigentliche Wahrheit seyn wird, an beyden Parteyen. Was seyd ihr denn Willens? Laßt uns einmal anfangen, rechten Vorsaz und Ernst zur Philosophie mitzubringen: Laßt uns, was wir bisher getrieben, auf die

Seite legen. Laßt uns die Hauptsache anfangen. Glaubet mir nur, so werdet ihr sehen, daß es gerathen wird.

Zwanzigste Rede.

Wider die Epicuräer und Academiker.

Säze, die von klarer und augenscheinlicher Wahrheit sind, mögen immer widersprochen werden: Die Gegner finden sich doch zuweilen selbst genöthigt, sie zu brauchen. Man möchte dieß beynahe zum stärksten Erweis für die Evidenz eines Sazes angeben, daß sich zuweilen auch diejenigen, die alle Evidenz leügnen, sich in der Nothwendigkeit finden, ihn zu brauchen. Wenn einer zum Exempel dem Saze: Es ist etwas allgemein wahr, widerspricht, so muß er nothwendig diesen Gegensaz machen: Es ist nichts allgemein wahr. Sclave! so kann auch das nicht seyn: Denn das ist ja eben so viel, als wenn du sagtest: Alles was allgemein gesagt wird, ist falsch. (Dein eigener Saz ist allgemein.) So auch, wenn einer kömmt und sagt: Wisse, daß man nichts wissen kann, und daß alles unerweislich ist: Oder wenn ein andrer sagt: Glaube mir, wenn ich dir gut zu Rathe bin, man muß den Menschen nichts glauben: Oder wieder ein andrer: Lerne von mir Mensch, daß es eine Unmöglichkeit ist, irgend etwas zu lernen: Ich sage dir das, und will dich dessen belehren, wenn du willst. Sind nun wol die, sich so nennenden, Academiker um ein Haar

besser, als die, so dergleichen Zeug vorbringen? Sie sagen: Ihr Menschen, gebt uns Beyfall, daß niemand Beyfall geben kann: Glaubet uns, daß kein Mensch etwas glauben kann. So braucht auch Epicur, wenn er leügnen will, daß der Mensch zur Gesellschaft gemachet sey, das selbst, was er leügnet. Denn was sagt er? „Lasset euch nicht verführen, ihr Menschen, lasset euch doch kein Blendwerk vormachen: Die Gesellschaft der vernünftigen Wesen hat keinen Grund in der Natur. Glaubet mir: Wer euch etwas anders sagt, betriegt euch, und hintergeht euch mit falschen Schlüssen.„-- Was liegt dir denn daran? Laß uns immerhin betrogen werden. Wird es dir etwas verschlagen, wenn wir uns alle bereden lassen, daß das gesellschaftliche Leben in der Natur gegründet sey, und daß man dasselbe auf alle Weise bewahren müsse? Ich dächte, du hättest es selbst besser und sichrer dabey. Mensch, warum sorgest du für uns? Warum machest du dir unser wegen schlaflose Nächte? Warum brennt deine Lampe? Warum stehst du so frühe auf? Warum schreibst du so viel Bücher? Damit sich keiner von uns falsche Begriffe von den Göttern mache, als ob sie einige Sorge für die Menschen trügen; oder damit ja niemand etwas anders, als die Wollust, für Glükseligkeit halte? Wenn die Gesellschaft eine Chimäre ist, so lege dich auf ein Ohr und schlaf, und lebe, wie ein Wurm, einzig in denen Geschäften, deren du dich würdig erkennt hast; iß, trink, gatte dich, entlade den Wanst, schnarche. Was ist dir daran gelegen, wie andere Leute von diesen Sachen denken, ob richtig oder unrichtig?

Was

Was machst du dir mit uns zu schaffen? Für Schaafe sorgest du, weil sie sich scheeren und melken, und zulezt mezeln lassen. Möchtest du nicht wünschen, daß sich Menschen, wenn es je seyn könnte, von den Stoikern eingehäschelt und gleichsam durch Gesang eingeschläft, dir und deines gleichen sich zu scheeren und zu melken hingäben. Solltest du das deiner Secte sagen? solltest du es nicht lieber vor ihr geheim halten? Du solltest sie vor allen aus am stärksten glauben machen, daß wir zur Gesellschaft gemachet seyen; und daß die Enthaltung ein Gut sey, damit alles für dich aufbehalten werde? Oder soll man die Pflichten der Gesellschaft nur gegen einige Menschen, und gegen die andern nicht beobachten? Gegen welche soll man sie beobachten? Gegen solche, die sie hinwieder beobachten; oder gegen solche, die sie verachten und übertreten? Wer übertritt sie aber mehr, als ihr, die ihr solche Lehrsäze auf und angenommen habt?

Was war es denn, was ihm so oft den Schlaf brach, und ihn zwang zu schreiben, was er geschrieben hat? Was anders, als was über den Menschen die grösseste Gewalt hat, die Natur? Die zog ihn, so sehr er sich sträubte und krümmte, in ihre Absicht. „Wenn du das so wahr und richtig findest, daß das gesellschaftliche Leben ein Traum sey, so schreib dein System, hinterlaß es der Nachwelt, laß es dich manche schlaflose Nacht kosten, und so werde du selbst durch dieß Werk der Ankläger wider deine Grundsäze.„ -- Man sagt, Orestes habe nie einschlafen können, daß ihn

nicht die Furien so gleich wieder mit ihren Schrekknissen geweckt und aus dem Beth getrieben hätten. Sollten es nicht noch grimmigere Furien gewesen seyn, die diesen aus dem Schlafe geweket und keiner Ruhe mehr geniessen lassen? Die ihn gezwungen haben, seine eigenen Laster auszukündigen, so wie die Raserey und der Wein die Cybelen-Priester treibt? Ein so gewaltiges und unüberwindliches Ding ist die menschliche Natur. Kann der Weinstok anders als nach seinem, kann er auch nach des Oelbaums Triebe aufwachsen? Oder kann der Oelbaum nach des Weinstoks Trieb eben so wol als nach seinem wachsen? Das kann nicht seyn, das läßt sich nicht denken. Eben so wenig ist es möglich, daß der Mensch die menschlichen Triebe ganz und gar verliere. Auch denen, die man verschneidet, können die Triebe des männlichen Geschlechts nicht weggeschnitten werden. Auf gleiche Weise hat Epicur zwar alle Neigungen zur ehlichen, zur häuslichen, zur bürgerlichen Gesellschaft, und zur Freundschaft weggeschnitten; aber die Triebe der Menschheit hat er nicht weggeschnitten: Denn das konnte er nicht, so wenig, als die trägen Academiker ihre Sinnen wegwerfen oder blenden können, obwol sie sich darüber hauptsächlich Mühe gegeben haben. Was sie für unglükliche Leute sind! Maaßstab und Richtscheid von der Natur selbst empfangen haben, damit man prüfen und mit Gewißheit finden möge, was wahr und nicht wahr sey; und doch den Fleiß nicht anwenden mögen, hinzuzuthun und zu verrichten, was noch dahin gehört, sondern ins Gegen-

theil sich bemühen, jene Hülfsmittel der Erkenntnis wegzuschaffen oder zu verlieren!

Was sagst du Philosoph, von der Religion und von dem Gottesdienste? Was hältst du davon? -- Ich will dir darthun, wenn du willst, daß es gute Sachen seyen. - - Es soll mir lieb seyn, wenn du es darthust, damit unsere Bürger mit rechtem Ernst die Gottheit ehren, und aufhören, über die wichtigsten Dinge kaltsinnig und achtlos zu seyn. -- Ist es dir nun bewiesen? -- Ja, und ich habe dir Dank dafür. -- Das gefällt dir hiemit recht wol; aber vernihm izt das Gegentheil. Es sind keine Götter, oder wenn auch wären, so nehmen sie sich der Menschen nichts an, und wir haben nicht die geringste Verbindung oder Gemeinschaft mit ihnen. Diese Religion und dieser Gottesdienst, wovon man so viel redet, ist eine Lüge hochmüthiger Menschen, der Sophisten, und vornehmlich der Gesezgeber; Betrügereyen, deren man sich bedient, die Leute im Zaum zu halten, und von Ungerechtigkeit abzuschreken. -- Vortreflich, Philosoph! So machst du dich um unsere Bürger sehr verdient, so bildest du unsere Jungen zur Verachtung des Gottesdiensts um. -- Wie? steht dir denn dieß nicht an? So laß dir noch mehr sagen: Gerechtigkeit ist nichts: Schaam, Ehre, Gewissen sind Narrheit: Vaterpflichten, Sohnspflichten sind Träume und leere Namen. -- Vortreflich Philosoph! beharre darauf, schwaze das jungen Leuten ein, damit wir auch eine schöne Anzahl Leute bekommen, die reden und denken, wie du. Durch dergleichen Lehren sind die woleingerichteten Staaten ins Auf-

nehmen gekommen. Lacedämon ist durch dergleichen Grundsäze worden. Lykurg hat durch seine Geseze und durch seine Zucht den Spartanern diese Meinungen eingeflösset, es sey so wenig Schande als Ehre, ein Sclave zu seyn; es sey so wenig Ehre, als Schande, frey zu seyn! Die so bey Thermopylen geblieben, sind auf solche Grundsäze gestorben! Es war gewiß in Folge eines solchen Systems, daß die Athenienser aus ihrer Stadt wegzogen! Denn heyrathen doch diese Leute, die solche Sachen sagen, sie erzeugen Kinder, sie werden Priester und Wahrsager. Wessen? deren, die nicht sind. Sie fragen die Pythia, damit sie Lügen zur Antwort geben, und legen doch andern Götterspruche aus! Könnten unverschämtere Leute, könnten grobere Betrüger seyn? Mensch, was machest du? Du widerlegest dich selbst alle Tage, und willst doch deine nichtswürdigen Sophistereyen nicht fahren lassen?

Wenn du issest, wohin fährst du mit der Hand? In das Maul oder in das Auge? Wenn du ins Bad gehen willst, wohineinsteigst du? Nihmst du wol je den Pistopf für die Schüssel, oder den Löffel statt des Bratspiesses? Wenn ich der Knecht eines solchen Herrn wäre, ich wollte ihn, sollte es mich auch täglich Schläge kosten, quälen, daß er dran denken müßte. -- Junge, giesse Balsam ins Bad. -- Da nähm ich Fischpökel und göß ihn auf seinen Kopf. -- Was giebt das? -- Ey schaut doch, was dir da das Glük für einen Streich spielt! Ich hatte bey diesem Dinge eine so natürliche Vorstellung von Balsam, daß ich es nicht

hätte

hätte davon unterscheiden können. -- Bring Ptisane her. -- Da brächte ich Pökel und Eßig durcheinander. -- Habe ich nicht Ptisane begehrt? -- Ja Herr! Das ist Ptisane. -- Ist dieß nicht Pökel und Eßig? -- Ey, was sollte es anders als Ptisane seyn? -- Da nihm und rieche! nihm und schmeke! -- Ja, wie kannst du es wissen, wenn uns die Sinnen lügen? Wenn ich noch drey oder vier Cameraden hätte, die mit mir eines wären; wollte ich es dahin bringen, daß er entweder sein System aufgeben oder vor Verdruß zerbersten müßte. Da treiben sie hingegen ihren Muthwillen gegen uns, da sie alles, was uns die Natur gegeben hat, brauchen, und doch erweisen wollen, daß es nichts sey. Was sie für dankbare und gewissenhafte Leute sind! Sie essen, ich will dieses einzigen erwähnen, täglich Brod; und dürfen doch sagen, man wisse nicht, ob eine Ceres, eine Proserpina, ein Pluto sey. Ich will dessen nicht gedenken, daß sie des Tages und der Nacht, der Jahrszeiten, des Gestirns, des Meers, der Erde und des Beystandes der Menschen geniessen, und doch nicht eines dieser Dinge in die geringste Betrachtung ziehen. Sie denken auf nichts, als mit einem nichtswürdigen Problem herauszuplazen, oder ihren Magen zu üben, und darauf ins Bad zu gehen. Was sie sagen, worüber oder mit was für Leuten sie reden, und was sie von ihren Reden haben werden, das überlegen sie keinen Augenblik. Sie bekümmern sich wenig darüber, ob es nicht etwa bey einem gutartigen Jüngling, der solche Reden hört, einigen Eindruk machen möchte; oder ob er, wenn er bereits ein wenig einge-

nommen ist, nicht vollends die Saamen der Rechtschaffenheit verlieren möchte; ob sie nicht etwan einem Ehebrecher Vorschub thun möchten, vollends alle Schaam über sein Laster wegzuwerfen; ob nicht etwan einer, der das gemeine Gut veruntreuet, aus solchen Discursen Entschuldigungen und Bemäntelungen haschen dürfte; ob nicht etwan einer, der seine Eltern nichts achtet, aus ihren Reden noch frecher werden möchte. Was ist denn nach deinem System Tugend oder Laster, Ehre oder Schande? Sind es solche oder solche Handlungen? Wer wollte mehr mit einem von diesen Leuten disputiereu, oder ihm Gründe geben, oder Gründe von ihm fodern, oder sich Mühe geben, ihn auf andere Meinungen zu bringen! Man möchte wahrhaftig eher hoffen einen Weichling zu bekehren, als solche Leute, die über ihre Verderbnisse in einem solchen Grade taub und blind worden sind.

Ein und zwanzigste Rede.

Von dem moralischen Bekenntnis der Menschen und dessen Unbeständigkeit.

Einige Sachen gestehen die Menschen leicht, andere hingegen so leicht nicht. Es wird euch keiner gestehen, daß er dumm sey und wenig Verstand habe. Ihr werdet ins Gegentheil einen jeden sagen hören: Hätte ich nur so viel Glük als Verstand! Ein Geständnis der Blödigkeit fällt den Leuten nicht schwer. Man sagt: Ich bin nur

zu

zu blöde, das bekenne ich; sonst aber, das darf ich wol sagen, bin ich kein Dummkopf. Schwerlich wird einer gestehen, daß er seiner Begierden nicht Meister, und gewiß kein einziger, daß er ungerecht sey. So bekennt auch durchaus keiner, daß er neidisch sey, oder sich ohne einigen Beruf in andrer Leute Sachen menge. Aber sehr viele sagen gern, sie seyen mitleidig.

Woher kömmt das? Hauptsächlich daher, daß man erschliechene und verworrene Begriffe vom Guten und Bösen hat. Bey andern mag es auch aus andern Ursachen herrühren. Insgemein wird man keine Sachen, die man für schändlich ansieht, von sich gestehen. Wer blöde und mitleidig ist, macht sich gern den Begriff, das seyen Stüke eines sanften und gutmüthigen Characters. Die Dummheit hingegen hält man durchgehends für eine Eigenschaft einer Sclavenseele. Missethaten, welche das gesellschaftliche Leben zerstören, bekennt man gar nicht. Hingegen solche Fehler, von denen man die Vorstellung hat, daß sie uns wider Willen begegnen, (wie zum Exempel Blödigkeit und Mitleiden,) sind wir ganz geneigt, geständig zu seyn. Wenn einer bekennt, er habe eine Ausschweifung begangen, so schüzt er die Liebe vor, damit man es ihm, als etwas, das ihm wider Willen begegnet sey, zu gut halte. Von Ungerechtigkeit aber machet sich niemand den Begriff, daß man darinn etwas wider Willen thüe. Auch in der Eifersucht ist nach dem gemeinen Wahn etwas nicht freywilliges, und deßwegen bekennt man auch diese.

Wenn

Wenn nun einer unter solchen Leuten lebt, die so verworrene Begriffe haben, die so gar nicht wissen, was sie sagen, noch was eigentlich an ihnen böse oder nicht böse sey, noch woher es komme, noch wie sie sich davon erledigen könnten; so dächte ich, es wäre wol gethan, wenn der Mensch beständig auf sich selbst Acht hätte und sich erforschete: Bin ich etwan auch von diesem Gelichter? Was halte ich von mir selbst? Wie gehe ich mit mir selbst um? Laß ich mir seyn, ich sey schon weise, ich sey schon meiner Begierden Meister? Rühme ich mich etwan, ich habe ausgelernet, wie ich mich in jedem Falle zu verhalten habe? Erkenne ich, wie es einer, der nichts weiß zu erkennen hat, daß ich nichts wisse? Gehe ich zu dem Lehrer in gleicher Verfassung, wie zu dem Orakel, nemlich daß ich glauben und folgen wolle? Oder komme ich etwan auch so mit ungewaschnen Händen in die Schule, nur historische Kenntnisse zu erlangen, und Bücher verstehen zu lernen, die ich vorher nicht verstanden, und mich geschikt zu machen, solche auch andern, wenn es Anlas gäbe, auszulegen? -- Mensch, du hast zu Hause deinen Knecht abgeprügelt, du hast in deiner Haushaltung Aufruhr verursachet; du hast die ganze Nachbarschaft in Schreken gesezt, und du kömmst und bringst Einwürfe, als ein Weiser: Du sizest und critisierest, wie schlecht ich die oder diese Stelle unsers Autors ausgeleget, wie ich den oder diesen Einfall so schlecht ausgedrüket habe. Du kömmst hieher mit einem unzufriedenen und niedergeschlagenen Gemüthe, daß dir von Hause nichts überschikt wird. Du sizest da während der

Discurse

Discurse, und denkest an nichts anders, als was sich dein Vater, was sich dein Bruder für Gedanken von dir machen mögen? Was sagen die Leute dort von mir? Sie denken, ich mache grosse Progresse. Sie sagen: Der Mann wird uns mit einer unbegrenzten Wissenschaft nach Hause kommen. Ich wäre auch in der That Willens, nicht eher nach Hause zu reisen, bis ich alles ausstudiert hätte. Allein das erfodert viel Mühe und Arbeit, und von Hause schikt mir niemand nichts. Zudem hat es hier in Nikopolis garstige Bäder, man ist schlecht logiert, und das ist auch ein elendes Zimmer zu einem Hörsaale. „ -- Denn sagen die Leute: Man sieht auch gar keinen Nuzen von der Schule: Aber wer kömmt in die Schule? Wer kömmt, daß er sich wolle heilen lassen, daß er seine Begriffe hergebe, sie auszureinigen? Wer kömmt mit Gefühl, woran es ihm gebreche? Was Wunder denn, wenn ihr das, was ihr mit in die Schule bringet, auch wieder mit euch wegträgt? Ihr kommt nicht hieher, daß ihr Begriffe ablegen, oder in Richtigkeit bringen, oder andere annehmen wollet. Daran kömmt keinem der Sinn. Schauet hingegen, ob euch das nicht werde, weswegen ihr herkommet. Ihr wollet gern von Kunstregeln zu reden wissen. Nun denn, werdet ihr nicht wirklich grössere Schwäzer? Giebt euch die Theorie, die ihr auffanget, nicht Stof an die Hand euch hören zu lassen? Ihr zergliedert ja Sophismen, ihr mustert ja den Pseudomenos und hypothetische Schlüsse Saz für Saz. Was zörnet ihr, wenn ihr das erhaltet, wofür ihr da seyd? -- Freylich, aber wenn mir mein Söhnchen

oder mein Bruder stürbe, oder wenn ich Marter oder Tod ausstehen sollte, was würde ich da für Nuzen von jenem Zeuge haben? -- Bist du aber zu dem Ende hiehergekommen? Bist du um deßwillen auf diese Bänke hingesessen? Hast du jemal um deßwillen die Lampe angezündet, oder den Schlaf gebrochen? Hast du jemal, wenn du mit einem Freunde spazieren gegangen, eine deiner sinnlichen Vorstellungen zum Gespräche gemachet, und die, anstatt eines Syllogismus gemustert? Denn saget ihr, die Theorie, die Kunstregeln seyen unnüzes Zeug. Wem sind sie unnüz? Denen, die sie nicht, wie sichs gehört, brauchen. Die Augensalben sind denen nicht unnüz, die sich derselben zur rechten Zeit und auf gehörige Weise bedienen. Die erweichenden Umschläge sind keine unnüzen Dinge; die Gewichtkugeln sind keine unnüzen Dinge, sondern sie sind nur einigen Leuten unnüze, andern aber nüze. Wenn du mich nun fragtest, ob die Syllogismen nüzlich seyen, so sage ich dir: Ja, das sind sie, und wenn du willst, so kann ich dirs beweisen. -- Was werden sie mir denn nüzen? -- Mensch, es war nicht die Frage; ob sie dir nüzlich seyen, sondern ob sie es überhaupt seyen? Frage mich einer, der an der Ruhr krank ist, ob Eßig etwas nüzliches sey; ich werde es ihm bejahen. -- Ist er hiemit auch mir nüzlich? -- Denn sage ich ihm: Nein. Laß zuerst deine bösen Feuchtigkeiten abführen und deine Eingeweide heilen. Also auch ihr, ihr Herren, curieret zuerst eure Wunden, helfet euern Flüssen ab; machet, daß es in euerm Gemüthe stille werde, bringet es ohne Zerstreuung in die Schule; so werdet ihr inne werden, zu wie vielen Dingen das richtige Schliessen gut sey.

Zwey

Zwey und zwanzigste Rede.

Von der Freundschaft.

Der Mensch liebt ohne Zweifel diejenigen Sachen, um welche er sich Mühe giebt. Giebt sich nun auch jemand Mühe um das Uebel? -- Ey wol nicht. -- Oder giebt sich jemand Mühe um etwas, daran ihm nichts gelegen ist? -- Auch das nicht. -- So bleibt hiemit nichts übrig, als daß man sich um das Gute Mühe giebt, und weil man sich darum Mühe giebt, dasselbe folglich auch liebt. Hiemit wird sich auch nur derjenige auf das Lieben verstehen, der ein Kenner des Guten ist. Wer hingegen nicht im Stande ist, Güter von Uebeln, und von beyden die Mitteldinge zu unterscheiden, wie sollte der im Stande seyn zu lieben? Hiemit hat niemand, als der Weise, Fähigkeit zu lieben. -- Ey, daß wäre mir etwas neues; denn ich bin nicht weise, und liebe doch mein Söhnchen. -- Ich muß mich wahrhaftig über dich verwundern; fürs erste, daß du gestehest, du seyst nicht weise. Denn was fehlt dir? Hast du nicht deine fünf Sinnen? Unterscheidest du nicht die sinnlichen Vorstellungen? Nihmst du nicht solche Nahrungsmittel, die deinem Leibe dienlich sind? Versorgest du dich nicht mit anständiger Kleidung und Wohnung? Warum bekennst du denn, du seyst nicht weise? O, gewiß darum, daß dich die sinnlichen Bilder oftmal bestürzt und unruhig machen, daß dich der Anschein derselben oft übernihmt, daß du zuweilen

eben-

ebendieselben Sachen für Güter, denn für Uebel, und zulezt für Mitteldinge ansiehest; und überhaupt, daß du in Betrübnis, Sorge, Neid und Unruhe geräthst, und dich immer änderst. Sind nicht das die Ursachen, warum du bekennest, du seyest nicht weise? Und bist du nicht auch im Lieben veränderlich? Siehest du Reichtum, Wollust und alle Geschäfte nicht zuweilen für gut, zuweilen wieder für Uebel an? Hältst du nicht dieselbigen Menschen bald für gut, bald für schlimm? Bist du ihnen nicht bald Freund, bald Feind? Geschieht es nicht, daß du sie bald lobest, bald schiltst? -- In der That, so geht es mir. -- Nun, meinest du denn, man könne dessen Freund seyn, an welchem man sich betrogen hat? -- Nein wahrhaftig. -- Oder däucht dir, du seyst einem recht gut, mit dem du leicht wider brichst? -- Auch das nicht. -- Oder wenn du einen heut ausschimpfest, morgen wieder viel aus ihm machest? -- Auch das ist keine Freundschaft. -- Wie? Hast du noch nie keine Hunde gesehen, die einander liebkoseten und mit einander scherzeten, daß du gesagt hättest, sie wären die besten Freunde? Aber wirf ein Stük Fleisch unter sie, so siehest du, was ihre Freundschaft ist. So laß auch nur über ein Stük Feld Streit zwischen dir und deinem Sohn entstehen, so wirst du bald sehen, wie gern dich dein Sohn aufs eheste unter dem Boden hätte, und wie sehr du deinen Sohn tod wünschtest. Da wird man bald die Klage hören: Ach was habe ich erzogen! Ich lebe ihm jede Stunde zu lange! Laß ein schönes Mädchen den Zankapfel zwischen euch werden: Da ist der Greis verliebt, da ists der Jüngling noch

mehr.

mehr. Kömmt es, daß du deine Würde, daß du so gar dein Leben, für den Freund aufs Spiel sezen solltest, da wird man bald die Sprache hören, die Admets Vater führte:

Das Licht der Welt noch länger zu geniessen,
Ist dir, mein Sohn erwünscht. Wie denkst du denn,
Daß mir gleichgültig sey, ob mir dasselbe
In ew'ger Nacht erlischt?

Meinest du, er habe seinen Sohn, da er noch ein kleiner Knabe war, nicht lieb gehabt? es sey ihm nicht angst gewesen, wenn er etwa ein Fieber gehabt? er habe alsdenn nicht oft gesagt: O könnte ich nur für ihn das Fieber haben! Aber izt, da es zur That kommen soll, da die Gelegenheit eine Probe dieser zärtlichen Liebe zu geben, nahe genug ist, so schau, was er izt für eine Sprache führt.

Waren nicht Eteocles und Polynices leibliche Brüder von väterlicher und mütterlicher Seite? sind sie nicht zusammen auferzogen worden? haben sie nicht an einem Tische gegessen und getrunken? haben sie nicht in einem Bethe geschlafen? haben sie einander nicht oft geherzet? Und wer sie gesehen hat, wird vermuthlich die Philosophen mit ihren paradoxen Lehren von der Freundschaft ausgelachet haben. Aber da es izt, wie dort über das Stük Fleisch zwischen den Hunden, zwischen ihnen wegen der Krone Streit absezte, so schau, was sie für Worte ausstiessen:

Pol. Vor welchem Thurme willst du dich postieren?

Et. Warum? Pol. Ich will daselbst dein Gegner seyn,

Dort sollst du sterben. Et. Ha! das sollst du mir!

Dergleichen Wünsche giessen sie gegen einander aus. Denn, betrieget euch nur nicht, es liegt allen Lebendigen überhaupt nichts näher, als ihr eigener Nuzen. Was sie hiemit als Hinternisse desselben ansehen, es mag nun Bruder, oder Vater, oder Kind, oder Liebling, oder Liebhaber seyn, das hassen sie, das stossen sie von sich, das verfluchen sie. Denn es ist ihre Natur, nichts so sehr zu lieben, wie ihren eigenen Nuzen. Dieser ist Vater und Bruder, und Blutsfreund und Vaterland, und Gott. Man schimpft so gar auf die Götter, man reißt ihre Bildsäulen nieder, man stekt ihre Tempel in Brand, wenn man meint, sie legen unserm Nuzen etwas in Weg. So befahl Alexander Aesculaps Tempel anzuzünden, als ihm sein Liebling starb. Wenn man hiemit Religion, Ehre, Vaterland, Eltern, Freunde und seinen Nuzen in eine und ebendieselbe Wagschale legt, so steht es um dieses alles sicher. Legt man aber seinen Nuzen in die eine; Freunde, Vaterland, Blutsverwandte und die Gerechtigkeit selbst in die andere Wagschaale; so fliegt dieß alles, von dem Nuzen überwogen, in die Luft. Denn jedes lebendige Geschöpfe muß nothwendig auf die Seite des Ich und des Mein den Ausschlag geben. Ist

der

der Cörper dasselbe, so macht der das Uebergewicht; ist es der freye Wille, so wird der; sind es äusserliche Dinge, so werden die überziehen. Wenn also mein Ich und mein freyer Wille auf einer Seite sind, denn, und auch nur denn werde ich ein solcher Freund, und Vater und Sohn seyn, wie ich seyn soll. Denn da wird es mein Vortheil seyn, treu, gewissenhaft, geduldig, enthaltsam zu bleiben, und meine relativen Pflichten zu beobachten. Wenn ich hingegen mich und die Tugend trenne, und zu entgegengesezten Parteyen mache, so gewinnt auf die Weise Epikurs Philosophie eine Stärke, nach welcher die Tugend ein leerer Name, oder etwas ist, das in Wahn besteht. Diese Unwissenheit ist die Quelle aller der Streitigkeiten, welche Athen mit Lacedämon und mit beyden Thebe hatte; der Streitigkeiten, welche der grosse König mit Griechenland, und die Macedonier mit beyden hatten, und gegenwärtig die Römer mit den Geten haben. Daher entsprang alles, was vor Zeiten bey Troja geschah. Alexander war Menelas Gast, und wer sie gesehen hätte einander Höflichkeiten beweisen, hätte einem nicht geglaubt, der ihm gesagt hätte, sie seyen keine Freunde. Allein es ward ein Lekerbissen unter sie hingeworfen, es war ein hübsches Weibsstük vorhanden, und das sezte gleich Krieg unter ihnen ab. Wenn du also auch izt freundliche Brüder siehest, die sich wol mit einander zu verstehen glauben, die so gar darauf schwören würden, die es für eine Unmöglichkeit angäben, daß sie sich mit einander entzweyen sollten, so sage dennoch von ihrer Freundschaft noch nichts für gewiß. Es ist sich auf die

Gedanken eines schlechten Menschen nichts zu verlassen, seine Urtheilskraft hat keine Festigkeit, keine sichere Regel, und läßt sich bald von dieser, bald von jener sinnlichen Vorstellung überwinden. Erkundige dich erst genau, nicht wornach andere fragen, ob die Leute von gleichen Eltern seyen, ob sie neben einander erzogen worden, ob sie unter dem gleichen Hofmeister gewesen; sondern einzig darüber, worinn sie ihren Nuzen sezen, ob in äusserlichen Dingen, oder in dem freyen Willen? Sezen sie denselben in äusserlichen Dingen, so sage nicht, daß sie Freunde seyen, so wenig, als daß sie treu, beständig, zuverläßig, frey seyen; ja sage nicht einmal, wenn du gescheid bist, daß sie Menschen seyen. Denn das ist kein Menschenbegriff, welcher machet, daß man einander beißt, und schimpft, daß man Einöden und Wälder, Märkte und Gerichtshöfe besezt, und einander überall mörder- und räubermäßig begegnet; es ist kein Menschenbegriff, welcher machet, daß man den Begierden den Zügel läßt, die Ehe bricht, die Jugend verführt, und was der Verbrechen mehr sind, welche man einzig darum verübt, weil man sich selbst und seine Sachen unter Dinge rechnet, die nicht von unserm freyen Willen abhangen. Sagt man dir hingegen: Diese Menschen, die in der That Menschen sind, glauben, daß das Gute nirgend zu finden sey, als wo der freye Wille sein Amt verwaltet, und wo man mit den sinnlichen Vorstellungen recht umgeht; so mache dir nicht viel Mühe zu erfahren, ob sie Vater und Sohn, oder ob sie Brüder seyen, oder ob sie schon lange Umgang und Gesellschaft mit einander gehabt haben,

ben; sondern, wenn du nur von jenem Gewißheit hast, so sage keklich, sie seyen Freunde, desgleichen, sie seyen treu und gerecht. Denn wo ist sonst Freundschaft, als wo Treue und Gewissen ist, wo man einander erzeigt, was schön und löblich ist, und anders nichts? --

Allein er hat mir doch so lange Zeit Aufwart gemachet. Sollte er denn nicht mein Freund seyn? -- Woher weissest du, Sclave, ob er dir nicht auf die Weise Aufwart gemachet hat, wie er seine Schuhe puzt, oder seinen Esel kämmt? Woher weissest du, ob er dich nicht, so bald du aufhörtest ihm ein nüzliches Werkzeug zu seyn wegwerfen würde, wie eine zerbrochene Tafel? -- Aber sie ist doch mein Eheweib, und wir haben schon so und so lang beysammen gelebet. -- Wie lange hätte nicht Eriphyle bey Amphiarius gelebt? War sie nicht Mutter von Kindern, von etlichen Kindern worden? Allein es kam eine Perlenschnur dazwischen. Was war aber diese Perlenschnur? Der Begriff, den sie von solchem Zeuge hatte. Dieser war das thierische, dieser haute die Freundschaft entzwey, dieser ließ die Gattin nicht mehr Eheweib, die Mutter nicht mehr Mutter seyn.

Wenn sich hiemit einer von euch Mühe giebt, entweder selbst ein Freund zu seyn, oder jemand zum Freund zu machen, so reute er solche Begriffe aus, er hasse sie, er verbanne sie aus seiner Seele. Denn wird es vor das erste nie dazu kommen, daß er sich selbst ausschelte, sich selbst widerspreche, die Reue spiele, oder sich selbst quäle.

Hiernächst wird er mit Leuten von seiner Denkensart eine leichte und wahre Freundschaft haben, Leute hingegen von ungleicher Denkensart ertragen können; er wird gelind und sanft gegen ihnen seyn, und ihnen als Unwissenden, als Leuten, die über die wichtigsten Sachen im Irrtum steken, zu gut halten können. Er wird auf niemand böse seyn, weil er von jenem Saze des Plato Ueberzeugung hat: Keine Seele vermißt die Wahrheit mit Willen. Bleibt ihr hingegen in jenen Begriffen, so werdet ihr zwar sonst alles, was Freunde machen, auch machen; werdet mit einander trinken, werdet unter einem Dache wohnen, werdet mit einander reisen, möget auch wol von gleichen Eltern seyn: (Natergezüchte sind auch von gleichen Eltern:) Aber Freunde werdet ihr so wenig seyn, als Natern es sind, so lange ihr jene thierischen und unreinen Begriffe hättet.

Drey und zwanzigste Rede.

Von der Redekunst.

Jedermann lieset ein Buch desto lieber und leichter, wenn es mit schönen und deutlichen Lettern geschrieben ist. Wer wollte denn nicht auch lieber solche Reden hören, die in bequemen und wolgewählten Worten abgefasset sind? Man muß also freylich nicht sagen, daß die Kunst sich auszudrüken nichts auf sich habe. Das wäre beydes eine Gottlosigkeit, und eine Niederträchtigkeit.

Eine

Eine Gottlosigkeit: Denn es wäre eine Verachtung der Gaben Gottes; wie wenn einer sagen würde, das Vermögen des Gesichts oder des Gehörs, oder der Stimme sey uns unnüze. War es denn umsonst, daß dir Gott Augen gegeben hat? War es umsonst, daß er einen so starken und kunstvollen Geist in dieselben gemenget hat, der auch in die Weite hinläuft und Abdrüke von den sichtbaren Dingen nimmt? Ein Ausspäher der an Geschwindigkeit und Genauigkeit seines gleichen nicht hat. War es umsonst, daß er die zwischen uns und den Gegenständen liegende Luft so dienstfertig und so nachgebend gemachet hat, daß sie unsern Blik hindurchläßt? Und hat er das Licht umsonst gemachet, ohne welches uns das andere alles nichts genuzet hätte? Mensch, sey nicht undankbar; aber vergiß auch nicht, daß dir noch bessere Geschenke zu Theil worden sind. Danke Gott allerdings für das Gesicht, für das Gehör, bevorab für das Leben und für alles, was zum Behuf desselben dient, für Korn, Most und Oel. Aber entsinne dich, daß dir Gott noch etwas anders gegeben hat, das dieses alles übertrift; das, was von diesen Dingen Gebrauch machet, was sie prüft, was den Werth eines jeden erwiegt. Denn was ist das, was von der Würde eines jeden dieser Vermögen ein Urtheil fällt? Ist es jedes dieser Vermögen selbst? Hast du jemalen das Gesicht, oder das Gehör, oder den Waizen, oder die Gersten, oder ein Pferd, oder einen Hund etwas von sich sagen hören? Die sind alle so viel als zu Knechten und Mägden bestellt, daß sie dem Vorstellungsvermögen zu Dienste seyen. Wenn

du dich erkundigen willst, von welcher Würde jedes dieser Vermögen sey; wen frägst du? Wer giebt dir die Antwort? Wie könnte denn unter deinen Vermögen ein höheres seyn, als dasjenige, welches die andern alle zu Knechten hat, und selbst über die andern alle urtheilt und abspricht? Denn welches von jenen allen weiß, was es selbst ist, und was sein Werth ist? Welches von ihnen allen weiß, wenn man es brauchen oder wenn man es nicht brauchen muß? Welches Vermögen öfnet oder schließt die Augen? Welches wendet sie von den Dingen ab, auf die sie izt nicht hinschauen sollen, und richtet sie auf andere hin? Thut es das Sehensvermögen? Nein, sondern das Willensvermögen. Welches Vermögen öfnet oder schließt die Ohren? Welches machet, daß wir neugierig und nachforschend, oder hingegen achtlos und gleichgültig sind, wenn man mit uns redet? Thut es das Hörensvermögen? Nein, sondern das Willensvermögen. Da sich also dieses unter lauter blinden und tauben Vermögen befindet, die auf nichts sehen können, als auf die Verrichtungen, womit sie ihm aufzuwarten und zu dienen bestellt sind, so sieht es hingegen allein scharf, und übersieht die andern alle, von welchem Belang jedes sey. Wird es denn wol den Ausspruch fällen, daß etwas anders, als es, das beste an uns sey? Was thut das offene Auge mehrers, als sehen? Ob man aber eines andern Eheweib anschauen solle, und wie, wer sagt uns das? Das Willensvermögen. Ob wir dem, was man uns sagt, Glauben beymessen sollen oder nicht; ob wir, wenn wir Glauben beymessen, uns sollen bewegen lassen

oder nicht, wer sagt uns das? Thut es nicht das Willensvermögen? hingegen das Vermögen schön zu reden, und die Rede auszuschmüken, wenn je dieses ein eigenes Vermögen ist; was thut es anders, als daß es, wenn über etwas eine Rede zu halten vorfällt, die Rede ausschmükt und die Wörter künstlich zusammenordnet, wie die Haarkräuser die Loken? Welches aber besser sey, zu reden oder zu schweigen, so oder anders zu reden, ob dieses geziemend oder ungeziemend sey, welches die rechte Zeit zu jedem sey, und was es nüzen werde; wer sagt uns das, als das Willensvermögen? Meinst du denn, es sollte kommen und sich selbst verurteilen? Was, sagt es, haben wir es denn so? Kann auch etwas, das dient, höher als dasjenige seyn, welchem es dient? Kann das Pferd vornehmer seyn, als der Reuter? Der Hund vornehmer, als der Jäger? Die Laute vornehmer, als der sie spielt? Die Trabanten vornehmer, als der König? Wer macht Gebrauch von allen Sachen? Der freye Wille. Wer besorget alles? Der freye Wille. Wer macht dem ganzen Menschen ein Ende, sey es durch Verhungern, oder durch den Strik, oder durch eine Stürzung? Der freye Wille. Hat hiemit der Mensch etwas stärkeres, als denselben? Oder wie könnten Dinge, die sich verwehren lassen, stärker seyn, als etwas, das nicht kann verwehrt werden? Was kann das Sehensvermögen verhintern? Der freye Wille, und was auf denselben ankömmt. Eben dasselbe ist auch im Stande, das Hörens- und Redensvermögen zu hintern. Was ist hingegen im Stande, den Willen zu verhintern? Nichts, was nicht von

ihm selbst abhängt. Nur er selbst kann sich verhintern, wenn er sich selbst verkehrt. Derowegen ist er allein Tugend oder Laster.

Izt, da er ein so grosses Vermögen ist, und alle andern unter ihm stehen, sollte er kommen und sagen: Das Fleisch sey das Edelste an uns! Wenn auch das Fleisch selbst sagte, es sey das Edelste an uns, würde wol jemand diesen Stolz ertragen? Sage mir izt, Epicur, welches ist das Ding, das hierüber urtheilt, das von dem höchsten Gut, das über die Naturlehre, das von der Regel des Wahren Bücher geschrieben, das dich bewogen hat, deinen Bart wachsen zu lassen; das dich, da du starbest, schreiben gemachet, du habest deinen lezten und zugleich seligsten Tag erlebet? War es das Fleisch oder der freye Wille? Must du denn nicht toll seyn, wenn du sagst, du habest wirklich etwas edleres, als diesen? Ist es möglich, daß du so blind und so taub seyest?

Wie? verachtet man denn die andern Vermögen oder Künste? Das sey ferne! Sagt man, die Redekunst sey von keinem Nuzen, und dürfe in keine Rechnung kommen? Das sey ferne! Unsinn, Gottlosigkeit, Undank gegen Gott wäre das. Aber schäze auch jedes nach seinem wahren Werthe. Denn auch der Esel hat seinen Nuzen, aber einen geringern, als der Ochse. Auch der Hund hat seinen Nuzen, aber einen geringern, als der Sclave. Auch der Sclave hat seinen Nuzen, aber keinen so grossen, als die Bürger; und auch diese haben ihren Nuzen, aber doch haben

die

die Regenten einen grössern. Man muß also den Nuzen und Werth einer Sache darum nicht verachten, weil es bessere und edlere giebt. Allerdings hat auch die Redekunst ihren Werth, aber einen so grossen nicht, wie das Willensvermögen. Wenn ich dieß sage, muß mich niemand so verstehen, als wollte ich, daß ihr die Wolredenheit verabsäumen sollet. Das ist so wenig meine Meinung, als daß ihr die Augen, die Ohren, die Hände, die Kleider, die Schuhe verwahrlosen sollet. Fraget ihr mich aber, was das vornehmste sey; was soll ich sagen? Die Redekunst? Nein, das kann ich nicht sagen, sondern das Willensvermögen, wenn es in seiner Rechtschaffenheit ist. Denn es ists, welches von jener, und überhaupt von allen andern grossen und kleinen Künsten und Vermögen Gebrauch machet. Wird der Wille in das rechte Geleiß gebracht, so wird der Mensch, wenn er noch nicht gut ist, gut; ist er hingegen auf dem falschen Wege, so wird der Mensch, wenn er noch nicht böse ist, böse. Der Wille macht, daß wir glüklich oder unglüklich sind; daß wir mit den Menschen zanken, oder mit ihnen zufrieden sind. Mit einem Worte, von der Cultur oder von der Verwahrlosung unsers Willens hängt unsere Glükseligkeit oder unsere Unglükseligkeit ab.

Würde aber einer die Redekunst leugnen oder sagen, sie sey im Grunde nichts, so würde er nicht nur undankbar gegen den Urheber dieser Gabe, sondern auch niederträchtig seyn. Ein solcher fürchtet sich, däucht mir, wir möchten etwan nicht im Stande seyn, falls wirklich eine solche Kunst wäre,

uns

uns darüber wegzusezen und Verzicht auf dieselbe zu thun. Er machet es gerade, wie diejenigen, welche sagen, es sey kein Unterschied zwischen Schönheit und Häßlichkeit. Die werden denn gewiß einen Thersites und einen Achilles, eine Helena und ihre eigenen Weiber mit einerley Empfindung anschauen. Auch das ist närrisch und plump, und verräth, daß man die verschiedene Natur der Sachen nicht kenne; sondern fürchte, ein jeder Vorzug, den man erkennt, möchte uns so gleich hinreissen und überwinden. Allein das ist groß, wenn man einer jeden Sache ihr Vermögen, so sie hat, läßt; dabey aber auf den Werth eines jeden Vermögens sieht, und das beste unter allen kennen lernt, und denn durchaus diesem nachhängt, und um dieses sich Mühe giebt; und zwar so, daß man alles andere dagegen zu Nebensachen machet, jedoch auch nach seinem Werth einigen Fleisses würdiget. Man muß auch Sorge haben für die Augen, aber nicht wie für das Edelste, sondern auch für sie um des Edelsten willen; weil sich sonst dasselbe der Natur nicht gemäß verhalten würde, wenn es die Augen nicht vernünftig brauchte, sondern blindlings eine Sache der andern vorzöge.

Warum verfährt man denn so thöricht! Man macht es, wie einer, der auf der Rükreise in sein Vaterland in ein schönes Wirhtshaus kömmt, und sich das Wirthshaus so wol gefallen läßt, daß er in dem Wirthshause verbleibt. Mensch, du hast deines Willens vergessen. Du reisetest nicht zu dem Ende, sondern um deswillen. -- Aber dieses ist ein feines Wirthshaus! -- Wie viel feine Wirthshäuser

häuser, wie viel lustige Auen giebt es nicht! Aber die alle hast du nur als im Vorbeygang zu genieſſen. Dein Zwek hingegen, den du dir vorgesezt hast, ist dieser, daß du in dein Vaterland zurükkommest; daß du dein Haus einmal des Kummers, den sie für dich haben, entledigest; daß du dich in bürgerliche Geschäfte einlassest, dich vermählest, Kinder zeugest, und die Aemter, die an dich kommen werden, bedienest. Denn du bist nicht darum gereiset, daß du die schönsten Oerter auslesest, sondern daß du dahin zurükkehrest, woher du gebürtig bist, und wo du dein Bürgerrecht hast. Gerade so geht es auch hier. Da man durch Vernunftschlüsse, durch eine solche Lehrart zur Vollkommenheit gelangen und seinen Willen reinigen, und den richtigen Gebrauch des Verstandes lernen sollte, dazu aber ein Unterricht in den Kunstregeln nothwendig ist, und man sich hierinn einer eigenen Sprache, manigfaltiger und scharfsinniger Regeln bedient; so lassen sich einige schon davon ganz einnehmen und bleiben dabey stehen; der eine bey der philosophischen Sprache, der andere bey den Syllogismen, ein andrer bey den Sophismen, ein andrer bleibt in einem andern solchen Wirthshause steken, und verfault da, wie bey den Syrenen. Mensch! dein Zwek, den du dir vorgesezt hast, war dieser, daß du dich in den Stand sezest, jede Vorstellung der Natur gemäß zu gebrauchen; daß du in den Stand kommest, deine Begierde nur auf solche Sachen zu richten, die erhältlich, und nur gegen solche Abscheu zu haben, die vermeidlich sind, deiner Absichten niemal zu verfehlen, sie niemal kümmerlich zu erreichen,

frey

frey, unverhintert, unbezwingbar zu seyn, mit Gottes Regierung übereinzustimmen, ihr zufolgen, keine Klagen zu führen, und von Herzensgrunde jene Verse sagen zu können:

Wo immer meine Stell', o Zeus, und weise Parze,
Von euch bestimmt sey, führet mich, u. s. w.

Und denn wolltest du, der du dir diesen Zwek vorgesezt hast, so bald dir gewisse Ausdrüke oder gewisse Kunstregeln gefallen, dabey verweilen und lieber da Wohnung aufschlagen? Wolltest du dein Haus und Vaterland so vergessen und sagen: Das sind schöne Sachen? Wer sagt, daß es nicht schöne Sachen seyen? Aber sie sind nur für die Durchreise, sie sind nur Wirthshäuser. Denn was hintert, daß einer, der so schön, als Demosthenes redet, nicht unglüklich sey? Was hintert, daß einer, der Syllogismen so gut als Chrysipp zergliedert, nicht elend sey, jammere, beneide, kurz unruhigen Herzens und unglükselig sey? Nichts. Du siehest also, daß dieses nur Wirthshäuser waren, aus denen man sich nicht so was grosses machen sollte; und das dein Zwek ganz etwas anders war. Wenn ich auf diesen Fuß rede, so meinen einige, ich mache den Fleiß, den man auf die Sprache oder auf die Kunstregeln wendet, herunter. Ich mache aber nicht diesen, sondern die Thorheit herunter, unaufhörlich diesen obzuliegen, und alle seine Hofnungen darauf zu bauen. Wenn solche Erinnerungen geben, seine Zuhörer beleidigen heißt, so zehlet mich immerhin unter die beleidigenden Lehrer. Ich kann euch zu gefallen,

nicht

nicht sagen, das ist das edelste und vornehmste, wenn es nach meinen Einsichten nicht das, sondern etwas anders ist.

Vier und zwanzigste Rede.

An einen, den er nicht gewürdiget hatte, sich mit ihm in Discurs einzulassen.

Es sagte einer zu ihm: Ich bin nunmehro schon zum öftern, vollen Verlangens dich zu hören, hieher gekommen, und du hast mir noch nie entsprochen. Ich bitte dich doch, daß du mir, wenn es immer seyn kann, auch einmal etwas sagest. Diesem erwiederte er: Meinest du, es sey beym Reden, wie bey vielen andern Sachen, eine Kunst; und wer die besize, werde geschikt, wer sie nicht besize, ungeschikt reden? -- Ja, das meine ich. -- Dünkt dich denn nicht, derjenige rede geschikt, der durch seine Reden ihm selbst und andern Freude zu machen weiß; derjenige hingegen, der mit seinen Reden sich selbst und andere beleidiget, sey der Kunst zu reden unerfahren? Du wirst aber gefunden haben, daß ich den einen Zuhörern gefallen, die andern beleidiget habe. Oder haben alle Zuhörer Freude an dem, was sie hören? Findest du nicht, daß unter diesen einige mit Lust zuhören, andere aber beleidiget sind? -- In der That, ich habe auch einige von der leztern Gattung wahrgenommen. -- Ist es aber nicht auch an dem, daß diejenigen, welche geschikte Zuhörer

sind,

sind, mit Lust zuhören; diejenigen hingegen sich beleidiget finden, welche ungeschikte Zuhörer sind. -- Das gestehe ich. -- So giebt es hiemit eine Geschiklichkeit zuzuhören, so wie eine Kunst zu reden. -- So däucht mir. -- Betrachte, wenn es dir beliebt, die Sache noch auf folgende Weise: Wem däucht dir, kömmt es zu, sich mit Music abzugeben? - Einem Musicus. -- Und eine Bildsäule, wie sichs gehört, zu verfertigen, wem, meinst du, kömmt dieß zu? - - Einem Bildhauer. - - Däucht dir aber, es gehöre keine Kunst dazu, eine solche Arbeit anzuschauen? -- Freylich gehört auch dazu Kunst. -- Du siehest also, daß wie es nur demjenigen zukömmt, zu reden, wie sichs gehört, der dieser Kunst erfahren ist; also auch nur dem, der in der Kunst zu hören erfahren ist, zukömmt, mit Vergnügen zuzuhören. Wir wollen aber den Punct von dem vollkommenen und vergnüglichen Zuhören, vorizo, wenn du willst, nicht weiter berühren, da wir doch beyde von allem dergleichen weit entfernt sind. Aber dieß, dächte ich, wird mir doch ein jeder einräumen, daß einer, der Philosophen hören will, nothwendig schon einige Uebung im Zuhören sollte gehabt haben. Oder ist es nicht an dem? -- Ich gestehe dirs. -- Nun, wovon soll ich denn mit dir reden? Zeige mir es an. Wovon bist du im Stande zu hören? -- Von dem Guten und Uebel. -- Von wessen Gut oder Uebel? Eines Pferdes? - - Nein. -- Eines Ochsen etwa? -- Nein. -- Wessen denn? Des Menschen? -- Ja. -- Wissen wir also, was der Mensch ist, was seine Natur ist? Was haben wir für einen Begriff von ihm,

und in wie weit haben wir für diese Materie geübte Ohren? Verstehst du, was Natur sey, und kannst du mich einigermaßen fassen, wenn ich hievon rede? Ich werde dir Beweise führen. Wie wird es da gehen? Verstehest du, was ein Beweis ist, wie oder womit man etwas beweist, was einem Beweise ähnlich, aber doch kein Beweis ist? Weissest du, was wahr oder falsch ist? Was eine Folge, was ein Widerspruch ist? Was übereinkömmt oder nicht übereinkömmt? Ich soll dir Lust zur Philosophie erweken: Wie wird das gehen? Kann ich dir zeigen, in welchem Widerspruche die Menschen gegeneinander liegen, wie sehr sie über Gut und Uebel, über das Nüzliche und Nichtnüzliche uneinig sind, wenn du gerade das nicht verstehest, was ein Widerspruch ist? Zeige mir nur an, worinn ich mit dir an ein Bord kommen könnte, wenn ich mit dir discurierte. Mache mir Appetit, so wie anständige Weide einem Schaafe Appetit machet, so bald es sie erblikt; da es hingegen, wenn man ihm Stein oder Brod vorstrekt, nicht den geringsten verspürt. So haben wir auch von Natur gewisse Anmuthung zum Reden, so bald uns dünkt, daß unser Zuhörer etwas sey, so bald er uns ein wenig reizt. Liegt er hingegen da, wie Stein oder Heu, wie könnte er einem Menschen Appetit erweken? Sagt die Rebe zum Winzer: Baue mich? Nein, sondern sie zeigt sich bloß als ein Gewächs, das dem, der es baut, ersprießlich seyn wird, und reizt dadurch schon genug an, daß man sich mit ihr bemühe. Anmuthige und lebhafte Kinder, wen reizen die nicht mit ihnen zu spielen, mit ihnen herumzukriechen, mit ihnen

zu lallen? Wen kömmt hingegen ein Gelust an, mit einem Esel zu scherzen oder zu schreyen? Wenn er gleich klein wäre, so ist er doch ein kleiner Esel. -- Wie? sagst du mir denn nichts? -- Ich kann dir bloß dieses sagen: Wer nicht weiß, was er ist, und wozu er gebohren ist: Wer diese Welt und seine Mitbürger darinn nicht kennt; wer nicht weiß, was gut oder übel, was Tugend oder Laster ist; wer Vernunftschlüsse und Beweise nicht versteht; wer nicht weiß, was wahr oder falsch ist; wer das nicht im Stande ist von einander zu unterscheiden; bey dem wird weder Begierde, noch Abscheu, noch Bestrebung, noch Endzwek, weder Bejahen, noch Verneinen, noch Zurükhalten, der Natur gemäß seyn; er wird überall blind und taub herum schweifen, und sich dünken lassen, er sey etwas, obwol er nichts ist. Verhält sich die Sache erst seit heute auf diese Weise? Sind nicht, seitdem ein Menschengeschlecht ist, alle Fehler und alles Unglük aus dieser Unwissenheit entstanden? Warum geriethen Agamemnon und Achilles in Zwist? War es nicht darum, weil sie nicht wußten, was nüzlich oder nicht nüzlich wäre? Sagte nicht der eine, es ist nüzlich, daß man die Chryseis ihrem Vater wieder gebe? und sagte nicht der andere: Das nüzt gar nichts? Sagte nicht dieser, er habe ein Recht, dem andern seinen Preis wegzunehmen? Leugnete es ihm hingegen jener nicht? War nicht das die Ursache, warum sie vergessen haben, wer sie wären, und zu was Ende sie gekommen wären? Hörest du, Mensch, zu was Ende bist du hergekommen? Mädchen zu besizen oder Krieg zu führen? -- Krieg zu führen? -- Wider wen? wider die Trojer

oder

oder wider die Griechen? -- Wider die Trojer? -- Warum lässest du denn Hector Hector seyn, und ziehest den Degen wider deinen eigenen König? Und du, grosser Mann,

Dem so wichtige Sorgen, dem Völkerschaften vertraut sind,

warum setzest du deine königlichen Geschäfte hintan, und zankest um ein Mädchen mit dem grössesten Helden unter den Bundsgenossen, dem man auf alle Weise wol begegnen, den man gut gesinnet behalten sollte? Du führst dich ja schlechter auf, als der feine Priester, der euch schönen Duellanten alle Achtung erzeigte.

Siehest du, was es für Folgen hat, wenn man nicht weiß, was nüzlich ist? -- Aber ich bin doch ein reicher Mann. -- Bist du reicher als Agamemnon? -- Ich bin schön. -- Bist du schöner, als Achilles? -- Ich habe ein hübsches Haar. -- Hatte Achilles nicht noch ein hübscheres, und dazu ein blondes, obwol so fein frisiert nicht, wie das deine? -- Aber ich bin stark. -- Mägst du denn einen so grossen Stein heben, wie Ajax oder Hector? -- Ich bin doch von gutem Adel. -- War denn deine Mutter auch eine Göttin? War dein Vater auch ein Sprößling Jupiters? Was halfen solche Sachen jenem, als er da saß und wegen des Mädchens greinte? -- Aber ich bin ein Redner. -- War er keiner? siehst du nicht, wie er mit den stärksten Rednern unter den Griechen, mit Ulysses und Phönix umzugehen wußte? wie er sie verstummen machete?

Das ist alles, was ich dir sagen kann, und auch dieses habe ich dir nicht mit geneigtem Herzen gesagt. -- Warum? -- Weil du mir keinen Appetit erweket hast. Denn was könnte ich an dir beschauen, das mich reizte, wie der Anblik eines edeln Pferdes einen Reuter reizt? Sollte ich deinen Leib anschauen? An diesem künstelst du wie ein Weib. Deine Kleidung? Auch die verräth Weichlichkeit. Deine Geberden? Deine Miene? Ich finde gar nichts. Wenn du also gern einen Philosophen hörtest, so sage nicht: Er will nicht mit mir reden; sondern zeige dich nur würdig und fähig zu hören, so wirst du sehen, wie ihn das schon wird reden machen.

Fünf und zwanzigste Rede.

Wie nothwendig die Logic sey.

Als einer zu ihm sagte: Beweise mir, daß die Logic nüzlich sey, antwortete er: Willst du, daß ich dirs förmlich beweise? -- Freylich. -- Ich soll dich hiemit von Schluß zu Schluß führen, bis wir den Beweis in seiner Vollständigkeit haben. -- Nichts anders. -- Wie wirst du es aber merken, wenn ich Sophismen mache? Sein Mann schwieg, und er fuhr fort: Siehst du, wie du selbst gestehest, daß die Logik ein nöthiges Studium sey, weil du ohne dieselbe nicht einmal erkennen kannst, ob sie nöthig oder unnöthig sey.

Sechs

Sechs und zwanzigste Rede.

Was das Wesentliche der Sünde sey.

Eine jede Sünde enthält einen Widerspruch in sich. Der Sünder ist nicht willens zu sündigen, sondern recht zu thun. Hiemit ist klar, daß er nicht thut, was er thun wollte. Was will z. Ex. der Dieb? Etwas thun, das ihm nüzlich sey. Wenn nun stehlen ihm nicht nüzlich ist, so thut er ja nicht das, was er will. Einer jeden vernünftigen Seele aber ist ein Widerspruch von Natur zuwider. So lange sie dasjenige, worinn der Widerspruch liegt, nicht sieht, wird sie durch nichts abgehalten, widersprechend zu handeln: so bald sie aber den Widerspruch einsieht, kann sie unmöglich anders, als von demselben abtreten; auf gleiche Weise, wie einer schlechterdings nicht anders kann, als einen falschen Saz verneinen, wenn er einsieht, daß er falsch ist: so lang er hingegen das nicht begreift, bejahet er ihn, als einen wahren.

Wer hiemit eine Stärke im Schliessen hat, der ist auch geschikt zum Vermahnen und Bestrafen; der ist im Stande, einem jeden den Widerspruch fühlbar zu machen, den er in der Sünde begeht, und es ihm klar vor die Augen zu legen, daß er nicht thut, was er will, sondern thut, was er nicht will. Denn wenn man einem dieses gezeiget hat, so wird er andern Sinnes werden. So

lange man es ihm aber nicht gezeiget hat, so verwundert euch nicht, daß er auf seinem Sinne beharret. Denn weil er sich den Begriff machet, er handle recht, wenn er das und das thut, so thut ers. Darum sagte Socrates, der sich auf seine Stärke in dieser Kunst verlassen konnte: „Ich habe nicht im Brauch jemand andern zum Zeugen zu nehmen, daß sich die Sachen so verhalten, wie ich sage. Ich habe an dem, mit welchem ich raisonniere, schon genug. Ich berufe mich auf seinen eigenen Ausspruch, und nehme ihn selbst zum Zeugen; und ob er gleich nur eine einzige Person ist, so gilt er mir so viel, als wenn mir ein grosser Haufe Beyfall gäbe.„ Denn er verstuhnde sich darauf, was es brauche, die vernünftige Seele zu einem Urtheil oder Entschluß zu bestimmen. Zeige ihr dasselbe, so wird sie, wie eine Wage, wenn ein Uebergewicht aufgelegt worden, den Ausschlag geben müssen, sie wolle oder nicht. Zeige dem Sünder den Widerspruch, so wird er abstehen. Zeigst du ihm denselben nicht, so gieb dir selbst mehr als ihm die Schuld, daß er sich nicht überreden läßt.

Epictets Reden.

Drittes Buch.

Erste Rede.

Von dem Aufpuze.

Als einst ein junger Rhetoriker in einer künstlichen Frisur und vom Kopf bis zu den Füssen aufgepuzt zu ihm kam, sagte er zu ihm: Findest du nicht, es gebe schöne Hunde, schöne Pferde und unter allen Thieren schöne? -- Ja. -- Es werden also auch unter den Menschen einige schön, andere häßlich seyn? -- Allerdings. -- Nennen wir aber diese alle in einerley Verstand und nach gleicher Art, oder jedes nach seiner eigenen Art schön? Ich will mich durch Exempel erläutern. Man sieht, daß Hunde zu dem, Pferde zu etwas anderm, Nachtigallen wieder zu etwas anderm gebohren sind. Man kann hiemit richtig von jedem Geschöpfe sagen, es sey schön, wenn es durchaus seiner natürlichen Bestimmung entspricht. Da nun aber ihre Bestimmung verschieden ist, so däucht mir, daß auch ihre Schönheit verschiedener Art seyn müsse. Däucht dir nicht auch so? Aller-

dings. -- Macht nicht das, was einen schönen Hund macht, ein häßliches Pferd; und was ein schönes Pferd macht, einen häßlichen Hund? weil sie nemlich nicht von einerley Bestimmung sind. -- So finde ich es auch. Aus gleichem Grunde halte ich dafür, daß das, was einen zu einem guten Kämpfer im Schlagen machet, ihn zu einem schlechten Kämpfer im Ringen, und zu einem sehr schlechten Wettläufer mache; und daß der, so in allen fünf Arten gut ringt, sehr schlecht zum Schlagen gemachet ist. -- Ich bin auch der Meinung. -- Was machet denn nun einen schönen Menschen? Wird es etwas anders seyn, als dasjenige, was nach des Menschen Art schön ist, so wie das einen schönen Hund, und ein schönes Pferd machet, was nach des Hundes und des Pferdes Art schön ist? -- Gerade dieses. -- Was machet hiemit einen schönen Hund? -- Wenn es die Tugend eines Hundes hat. -- Was machet ein schönes Pferd? -- Die Tugend eines Pferdes. -- Was machet hiemit einen schönen Menschen? Wird es nicht auch darauf ankommen, daß er die Tugend eines Menschen habe? Wenn du hiemit schön seyn willst, Jüngling, so bearbeite dich darinn, in der Menschen-Tugend. Und welches ist dieselbe? Siehe nur, was für Leute lobest du, wenn du unparteyisch lobest? Lobest du Gerechte oder Ungerechte? -- Gerechte. -- Nüchterne oder Schwelger? -- Nüchterne. -- Enthaltsame oder Ausschweifende? -- Enthaltsame. -- Wenn du dich hiemit zu einem solchen Menschen machest, so kann es nicht fehlen, du machest dich schön; so lange du aber dieß verabsäumst, so bist du nothwendig häßlich, wenn du

auch

auch noch so viele Künste anwendetest, schön zu scheinen.

Izt weiß ich nicht, wie ich weiter mit dir reden solle. Sage ich dir, was ich denke, so wirst du böse, läufst davon und kömmst mir vielleicht nimmer wieder. Sage ich dirs nicht, so schau, was für eine Aufführung das wäre. Du kämest zu mir, um etwas nüzliches zu hören, und ich würde dir nicht das geringste nüzliche vortragen. Du kämest zu mir, als zu einem Philosophen, und ich würde dir nichts philosophisches sagen. Wie hätte ich das meinige gegen dir gethan, wenn ich dich unverbessert stehen hieße? Wenn du etwan einmal der Sache vernünftig nachdächtest, könntest du mich mit Grund anklagen? -- „Was hat wol Epictet von mir gedacht, daß er mich so hintansezte, und nicht ein Wort zu mir sagte, da er mich in solchem Zustande in so schändlichem Aufzuge zu ihm kommen sah? Hat er mich so gänzlich verschäzt? War ich nicht ein junger Mensch? War ich nicht im Stande Vernunftschlüsse zu hören? Wie viele Jünglinge begehen aus jugendlicher Thorheit viele dergleichen Fehler! Ich habe mir sagen lassen, daß ein gewisser Polemon aus dem liederlichsten Pursche ein hauptbraver Mann worden. Gesezt, er habe gedacht, ich sey kein Polemon, so hätte er doch über meine Frisur etwas erinnern, er hätte sich über meine Hals- Arm- und Knie-Bänder aufhalten, er hätte gegen mein rasiertes Kinne etwas einwenden können. Allein er sah mich in dem Aufzuge eines, ich mag nicht sagen wessen, und sagte doch kein Wort darüber. „

Ich sage es auch nicht, welcher Gattung Leute Aufzug dieß sey. Du wirst es selbst sagen, wenn du einmal in dich selbst gehest, und erkennest, was das für ein Aufputz ist, und was für Leute sich mit dergleichen Künsten abgeben. Wenn du mich etwa nachwärts also anklagtest, wie würde ich mich rechtfertigen können? Nun denn, ich will es ihm sagen, obwol er mir nicht folgen wird. Hat Lajus dem Apollo gefolget? Gieng er nicht seines Weges, trank seinen Rausch und ließ das Orakel gute Nacht haben? Wie? hat ihm Apollo deswegen die Wahrheit nicht gesagt? Ich weiß es doch nicht gewiß, ob du mir folgen wirst, oder nicht. Er hingegen hat es auf das eigentlichste gewußt, daß ihm Lajus nicht folgen wird, und hat es ihm doch gesagt. Warum hat er es ihm aber gesagt? Warum ist er Apoll? Warum spricht er Orakel? Warum hat er sich selbst in das Amt geordnet, ein Wahrsager, eine Quelle der Wahrheit zu seyn, und alle Welt zu sich kommen zu lassen? Warum steht an seinem Tempel die Aufschrift: Erkenne dich selbst, wenn sie niemand versteht? Hat Socrates alle, die zu ihm kamen, überredet, daß sie auf sich selbst Sorge und Fleiß anwenden? O nicht den tausenden; und dennoch hat er dieß Amt, weil er einmal von dem Dämon, wie er sagte, dahin geordnet war, niemal aufgegeben: Ja was sagt er so gar seinen Richtern? „Wenn ihr mich auf die Bedingung wolltet ledig lassen, daß ich ins künftige unterlasse, was ich bisher getrieben habe, so stühnde mir das nicht an, und ich würde nicht davon abstehen, sondern weiter junge, alte, und wer mir begegnet, anreden,

und

und weiter solche Fragen an sie thun, wie ich bisher gethan habe. Am allermeisten aber wollte ich euch damit kommen, meine Mitbürger, weil ihr mir am allernächsten verwandt seyd. -- Was du doch für ein vorwiziger Mensch bist, Socrates, und wie viel du dir doch zu thun machest! Was hast du dich dessen anzunehmen, was wir machen? -- „ Was das für eine Frage ist! Du bist mein Mitbürger, mein Anverwandter, du trägst für dich selbst keine Sorge, und der Staat hat an dir einen bösen Bürger, die Verwandten einen bösen Verwandten, die Nachbarn einen bösen Nachbar. „ Wer bist aber du? möchte man mich fragen, und da wäre es freylich hoch gesprochen, wenn ich sagte: Ich bin ein solcher, der für die Menschen Sorge tragen muß. Denn es stellt sich kein gemeines Stiergen gegen den Löwen. Wenn aber ein grosser Ochse kömmt, und sich gegen ihn stellt, denn sage ihm auch, wenn du willst, wer bist du? Was hast du dich dessen anzunehmen? Mensch! es giebt in jedem Geschlecht auch etwas ausnehmendes, unter den Rindern, unter den Pferden, unter den Hunden, unter den Bienen: Da sage denn nicht zu einem, das in seinem Geschlecht ausnehmend ist: Wer bist du? sonst würde es dir, wenn es eine Stimme bekäme, antworten: Ich bin, was der Purpur auf einem Kleide. Muthe mir nicht zu, daß ich dem übrigen Zeuge gleich sey: Oder zanke mit der Natur, daß sie mich von den andern unterschieden hat. Wie? bin ich denn ein solcher? Woher wollte ich es seyn? Bist aber du einer, der im Stande ist, die Wahrheit zu hören? Das wünschte ich wol. Indessen will ich dir doch, weil

ich

ich einmal verurtheilt bin, einen grauen Bart und einen Mantel zu tragen, und du mich als einen Philosophen besuchest, nicht rauh, oder als wenn ich mir gar keine Hofnung von dir machte, begegnen, sondern dir sagen: Jüngling, wen willst du schön machen? Erkenne zuerst, wer du bist, und denn ziere dich selbst aus. Du bist ein Mensch, und das will sagen ein sterbliches Thier, das fähig ist, seine Vorstellungen vernünftig zu gebrauchen. Und was ist ein vernünftiger Gebrauch? Ein solcher, der der Natur der Dinge gemäß und vollkommen ist. Was hast du hiemit ausnehmendes? Das Thier? Nein. Die Sterblichkeit? Nein. Daß du fähig bist Vorstellungen zu gebrauchen? Nein. Die Vernunft ists, was dich unter den Thieren ausnihmt: Dieser thu Ehre an, diese puze auf. Dein Haar hingegen laß seyn, wie es Gott und die Natur gegeben hat. Nun, was hast du weiter für Benennungen? Bist du ein Mann oder ein Weib? -- Ein Mann. -- So verschönere einen Mann, nicht ein Weib. Die Natur hat das Weib glatt und zart gemachet, und wenn eines ein behaartes Kinne hat, so ist es eine Misgeburt, und man läßt es zu Rom unter andern Misgeburten um Geld schauen. So ist es mit einem Mann, der keine Haare am Kinne hat. Wenn er von Natur keine hat, so ist er ein Monstrum; wenn er sie aber selbst wegscheert oder ausrupft, was sollen wir denn aus ihm machen? Wo wollen wir ihn schauen lassen? Was für einen Zedel wollen wir anschlagen? „Schöne Rarität! Hier ist ein Mann zusehen, der lieber ein Weib, als ein Mann, seyn will! Wird sich nicht

jeder-

jedermann, der den Anschlagzedel lieset, verwundern? Ich glaube wahrhaftig, die Rupfer würden sich selber auch verwundern und nicht merken, daß es eben das sey, was sie selbst thun. Was hast du, Mensch, wider die Natur zu klagen? Daß sie dich zu einem Mann gemachet hat? Wie? Hat sie denn lauter Weiber hervorbringen sollen? Was würde es dich nüzen, dich zu zieren, und für wen wolltest du dich zieren, wenn wir alle Weiber wären? Gefallen dir etwan die Haare überall nicht, so reute sie ganz aus, schaffe jene Ursache der Haare weg, mache dich ganz zum Weibe, damit wir uns nicht an dir betriegen. Sey nicht halb Mann und halb Weib. Wem willst du gefallen? Dem Frauenzimmer. So gefalle ihm als Mann. - - „Ja, aber unser Frauenzimmer liebt glatte Männer.„ - - Daß dich der Strik! Wenn das Frauenzimmer Castraten liebte, wolltest du darum ein Castrat werden? Hast du das zu thun? Bist du dazu geboren, daß du nach dem Geschmak unzüchtiger Weiber seyest? Du magst, wenn du so denkest, ein Bürger von Corinth werden, du taugtest zu einer Bedienung in dem üppigen Staate. Willst du dir, wenn du einmal verheyrathet bist, auch noch den Bart ausrupfen? Für wen und zu was Ende alsdenn? Willst du etwa Söhne zeugen, die keinen Bart bekommen sollen? Willst du uns junge Bürger mit Jungfernkinnen in die Gemeine bringen? Das werden schöne Bürger, schöne Rathsherren, schöne Redner seyn! Ey, du magst wol die Götter bitten, Jüngling, daß sie uns einen solchen glatten Aufwachs beschehren.

Allein

Allein nachdem du izt solche Reden gehört hast, so geh und sage bey dir selbst: Diese Sachen hat mir nicht Epictet gesagt: Denn woher wollte er sie haben? sondern es hat mir das irgend ein günstiger Gott durch ihn gesagt. Denn dem Epictet wäre wol nicht eingekommen, so mit mir zu reden, da es seine Gewohnheit gar nicht ist, Strafreden zu halten. Nun denn, so laßt uns dem Gott gehorchen, damit wir nicht in seine Ungnade fallen! Wenn dir ein krächzender Rabe prophezeyt, ist es ja nicht der Rabe, sondern Gott, der durch ihn prophezeyt. Wenn nun Gott dir etwas durch eine Menschenstimme will zuwissen thun, wird er nicht machen, daß dir ein Mensch dasselbe sage; damit du seheſt, daß der Dämon die Macht hat dem einen durch dieß, dem andern durch ein ander Mittel wahrzusagen. Nur über die grössesten und herrlichsten Sachen pflegt er durch den schönsten Gesandten zu wahrsagen. Stimmt uns nicht der Poet bey, wo er sagt?

Wir sandten ihm Hermes, den schlauſten
Dem selbst Argus erlag, mit hoher Warnung, er sollte
Schonen dem Leben des Manns, nicht dessen Gattin gelüſten.

Hermes kam herab, jenem das zu sagen. Dir sagen izt auch die Götter dieß, senden dir auch Hermes, der den Argus erschlug, dir zu entbieten, du sollest nicht austilgen, was gar gut läßt; du sollest dir keine unnöthigen Geschäfte machen, sondern den Mann, Mann, und das Weib, Weib

seyn

seyn lassen; du sollest den Menschen, als Mensch, schön oder häßlich finden; du seyest nicht Fleisch, nicht Haar, sondern freyer Wille. Wenn dieser einmal in dir schön seyn wird, denn wirst du schön seyn. Noch zur Zeit dürfte ich dir nicht sagen, daß du häßlich bist. Denn ich sehe wol, du würdest lieber weiß nicht was als dieß hören. Doch schau, was Socrates dem schönsten und ansehnlichsten unter allen Männern, dem Alcibiades, sagte: „Bemühe dich doch schön zu seyn.„ Was wollte er ihm damit sagen? Wollte er sagen: Frisiere dich, rupfe die Beine? Ey wol nicht! sondern, verschönere deinen Willen, reute die nichtswerthen Begriffe aus. — Wie soll denn mein Leib aussehen? - Wie er von Natur ist. Dafür trägt ein andrer Sorge, überlaß es ihm. — Wie? soll man denn unflätig seyn? — Das sey ferne, halte das, was du bist, und wozu du gebohren bist, reinlich. Ein Mann soll als ein Mann, ein Weib wie es sich einem Weibe, ein Kind wie es sich einem Kinde geziemet, reinlich seyn. Nein, sondern wir wollen auch dem Löwen seine Mähne ausraufen, damit er nicht unflätig sey; und dem Hahn seinen Kamm wegscheeren, denn er muß reinlich seyn! Freylich; aber so, wie es dem Hahn gut läßt; und der Löwe so, wie es dem Löwen, und der Jagdhund, wie es dem Jagdhund hübsch läßt.

Zwote Rede.

Worinn man sich üben müsse, wenn man in der Weisheit zunehmen will; und wie sehr von vielen das wichtige beyseits gesezt werde.

Es sind drey Hauptstüke, worinn man sich üben muß, wenn man schön und gut werden will. Das erste betrift die Begierde und den Abscheu; da hat man sich zu üben, daß man sich keine Begierde gestatte, als nach Dingen, die wir erhalten können; und keinen Abscheu, als vor Dingen, die wir vermeiden oder abwenden können. Das zweyte betrift die Bestrebungen etwas zu thun oder zu lassen, und überhaupt was sich gezieмt und schiklich ist: Da hat man sich zu üben, daß man in der Ordnung, aus guten Gründen und nie gedankenlos handle. Das dritte besteht aus den Regeln des Beyfalls, die wir uns angewöhnen müssen, damit wir nie falsch, nie nach dem Schein urtheilen. Unter diesen Hauptstüken ist das von den Leidenschaften das wichtigste. Denn die Leidenschaft entstehet nur daher, daß entweder der Begierde etwas fehlschlägt, oder daß etwas, wovor wir Abscheu hatten, unvermeidlich war. Daher kömmt alle Unruhe und Zerrüttung, alle Noth und Elend, alles Leid und Wehklagen, daher Neid und Eifersucht, die den Menschen untüchtig machen, der Vernunft Gehör zu geben. Den zweyten Rang hat die Lehre von dem Schiklichen;

denn

denn ich muß nicht auf die Weise ohne Leidenschaft seyn, wie es eine Bildsäule ist; sondern meine Verhältnisse, die natürlichen und zugezogenen, beobachten, als Verehrer Gottes, als Sohn, als Bruder, als Vater, als Bürger. Das dritte Hauptstük macht diejenigen, die in den beyden erstern zugenommen haben, sicher und gewiß, daß sie keine Vorstellung weder im Schlaf, noch beym Wein, noch in der Melancholie heimlich beschleiche. Das ist für uns izt noch zu hoch; und gleichwol lassen die heutigen Philosophen das erste und zweyte Capitel fahren, und machen sich geradezu an das dritte, an bedingte Schlüsse, an Fragschlüsse, an alle Arten von Sophismen. Denn man muß sich, sagen sie, auch in diesen Materien vor allem Fehler und Irrtum zu verwahren wissen. Wer muß das wissen? Ein schöner und guter Mensch. Eben dieses aber bist du noch nicht, und du hast dich nur um andere Qualitäten bemühet. Bist du nicht zu verführen, wo Gewinn lokt? Thust du der Vorstellung Einhalt, wenn du ein schönes Mädchen siehest? Kränkt es dich nicht, wenn deinem Nachbar ein reiches Erbe heimfällt? Es mangelt dir hiemit nichts mehr, als Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit im Schliessen. Armer Tropf! Gerade dieses studierst du mit Angst und Zittern; du fürchtest immer, es möchte dich jemand verachten; du horchest sorgfältig, ob niemand schimpflich von dir rede. Kömmt einer und sagt dir, es sey davon geredet worden, wer der beste Philosoph sey, und da habe einer gesagt, es sey ein einziger, der den Namen eines Philosophen verdiene, nemlich N. (und

habe dich genennet,) so dehnt sich dein Seelchen, das nur eines Fingers lang war, plözlich zwo Ellen aus einander. Wenn hingegen ein andrer hiewider versezt: Das glauben wir dir noch lange nicht: Dein N. ist ein gemeiner Kopf. Es lohnt der Mühe nicht, ihn zu hören; denn was versteht er? Die ersten Anfangsgründe hat er, und das ist alles; so geräthst du so gleich ausser dich, erblassest, machest Geschrey: Ich will dem zeigen, was ich bin: Zeigen will ich ihm, daß ich ein starker Philosoph bin. O spare nur deine Mühe: Man sieht das schon aus deiner Aufführung. Weist du nicht, daß Diogenes auf diese Weise einen von den Sophisten gezeiget hat? Er strekte den Mittelfinger gegen ihn, und da derselbe in Wuth gerieth, sagte er: „Das ist der Sophist, hier habe ich ihn euch gezeiget. Denn der Mensch läßt sich nicht mit dem Finger zeigen, wie ein Stein oder ein Holz: Aber wenn einer seine Begriffe gezeigt hat, so hat er entdekt, was Mensch er sey.„ Laß uns auch sehen, was deine Begriffe seyen. Ist es nicht am Tag, daß du deinen Willen vernachläßigest und nur ausser dich hinaus auf Dinge schauest, die nicht von dem Willen abhangen, was der und der von dir sage, wofür man dich halte, ob man dich ansehe für einen, der vom Raisonnieren Profession machet, für einen, der den Chrysipp und den Antipater und den Archedem noch oben drein gelesen hat? Das hast du alles dahin. Warum ist dir aber noch Angst? Willst du uns nicht zeigen, was du für ein Mann seyest? Soll ich dir sagen, wie du dich uns bereits gezeiget habest? Als einen niederträchtigen,

unzufriednen, zornmüthigen, feigen, der mit allen Menschen zanket, der wider alle Menschen Klagen führt, der niemal Ruhe hat, und voller Eitelkeit ist. So hast du dich gezeiget! Izt gehe und lies den Archedemus. Fällt denn eine Maus herunter und macht ein Geräusch, so bist du todt. Denn es wartet gewiß kein andrer Tod auf dich, als ein solcher, dessen jüngst Crinis gestorben ist. Auch er wußte sich viel darauf, daß er den Archedem verstuhnde. Elender, willst du diese Sachen, die dir nichts taugen, nicht beyseitsetzen? Sachen, die sich nur für Leute schiken, die im Stande sind, sie mit einem stillen Gemüthe zu studieren; die sagen können: Ich werde nie zornig, ich lasse mich keinen Verdruß, keinen Neid anfechten, ich kenne keine Hinterniß, keinen Zwang. Was bleibt mir übrig? Ich habe die beste Ruhe und Musse. Nun so laßt mich noch sehen, was in Acht zu nehmen sey, daß man mir aus einer angenommenen Bedingung nichts ungereimtes folgern könne. Für solche Leute sind diese Sachen. Leuten, denen es gut gehet, kömmt zu, Feuer auf der Herde zu haben, Mahlzeiten zu halten, und wenn es ihnen beliebt, auch zu singen und zu tanzen. Aber du kömmst und stekst Fähnchen auf, da das Schiff im Sinken ist.

Dritte Rede.

Woraus das Gute bestehe, und worinn man sich am meisten zu üben habe.

Unser oberstes Seelenvermögen ist der Stof des Schönen und Guten. Der Leib ist Stof für den Arzt und Apoteker, und der Aker für den Bauer. Das Werk aber eines schönen und guten Menschen ist der naturmäßige Gebrauch der Vorstellungen; und dieß ist in der Natur der Seele gegründet, daß sie dem Wahren beyfällt, das Falsche verwirft, und über das Ungewisse zurükhält; desgleichen, daß sie für das Gute in eine Bewegung der Begierde, gegen das Uebel in eine Bewegung des Abscheues, und in keine von diesen beyden kömmt, wenn die vorkommende Sache weder gut noch böse ist. Denn gleichwie der Wechsler oder Kohlkrämer keine cäsarische Münze verwerfen darf, sondern dafür, er mag wollen oder nicht, hergeben muß, was für solches Geld feil ist, so verhält es sich auch mit unsrer Seele. Das Gute bewegt ordentlich, so bald es sich zeigt, die Seele zu sich hin, das Uebel hingegen von sich weg. Nimmermehr wird unsere Seele eine deutliche Vorstellung des Guten verwerfen, so wenig als man ächte Münze ausschießt. Hievon hängt alle Bewegung des Willens bey Gott und Menschen ab. Deswegen zieht das Gute aller Verwandtschaft vor. Selbst mein Vater geht mich nichts an, sondern das Gute. -- So hart bist du? -- So hat mich

die

die Natur gemachet. Das ist das Gepräge der göttlichen Münze. Wenn also das Schöne und Gerechte nicht zugleich gut ist, so kommen Vater, Brüder, Vaterland, und alle andern Relationen in keine Betrachtung. Sollte ich etwas, das mir gut ist, aus der Acht lassen, damit du es haben mögest, und sollte ich es dir abtreten? -- Warum? Ich bin dein Vater? -- Aber nicht mein Gut. -- Ich bin dein Bruder? -- Aber nicht mein Gut. Wenn wir dagegen unser Gut in der Rechtschaffenheit des Willens setzen, so wird die Beobachtung unsrer relativen Pflichten selbst ein Gut; und wer derselben etwas äusserliches aufopfert, erhält ein Gut. -- Mein Vater entzieht mir alle Mittel. -- Er thut dir darinn keinen Schaden. Er besitzt auf die Weise so viel oder so viel mehr Akerfeld. Wird er aber auch mehr Gewissen, mehr Treue, mehr gesellschaftliche Liebe haben, als du? Wer kann dich aus dem Besize dieses Capitals vertreiben? Selbst Zeus nicht. Denn das hat er auch nicht wollen, sondern er hat dasselbe völlig in meine Gewalt gegeben; er hat es mir auf den Fuß gegeben, wie er es selbst hat, daß es über alles Verbot, über alle Hinternis, über allen Zwang hinaus ist. Lässest du andere als diese Münze sehen, so wirst du kriegen, was jedem für dieselbe feil ist. Es kömmt ein Statthalter in die Provinz, der ein Dieb ist. Was liebt er für Münze? Gold und Silber. Bring ihm solche und erhalte von ihm, was du willst. Es kömmt einer, der ein Ehebrecher ist. Was ist dessen seine Münze? Schöne Mädchen. Geh nur und sage ihm: Dieses Mädchen soll zu deinen Diensten seyn, sey mir

in meinem Proceß günstig. Für diese Münze hast du die Waar, die du verlangst. Es kömmt einer, der eine Paßion für die Jagd hat: Mache diesem ein hübsches Jagdpferd, oder eine schöne Kuppel Hunde zum Präsent, so läßt er dir seufzend und lächelnd für diese Münze, was du hast wollen. Denn es ist etwas inner ihm das ihn zwingt, und ihm diese Münze gerufen hat.

Gegen solchen Schein der Dinge sollte man sich am meisten üben. Am Morgen so bald du ausgehest, so prüfe jeden, den du siehest oder höreſt. Antworte dem Bild, das dir vorkömmt, wie einer Frage in der Disputation. Was hast du gesehen? Ein schönes Frauenzimmer. Die Richtschnur her! Wie findest du es da? Ist ihr Besitz etwas, das von dem Willen abhängt, oder etwas, das nicht davon abhängt? -- Es hängt nicht von dem Willen ab. -- So wirf es weg. -- Was hast du gesehen? Einen, der den Tod seines Sohns betraurt. Die Richtschnur her! Wie ist es? -- Der Tod ist eine Sache, die nicht von dem Willen abhängt. -- Hinweg also, das hat dich nichts anzufechten. -- Begegnet dir der Consul, so prüfe nach deiner Richtschnur, was für eine Sache der Consulat sey, ob er von dem Willen abhange oder nicht. -- Er hängt nicht von dem Willen ab. -- Hinweg also auch damit, es hält die Probe nicht, wirf ihn weg, es liegt dir nichts daran.

Wenn wir es so machten, und uns darinn vom Morgen bis in die Nacht übten, so würde ganz gewiß etwas daraus werden. Da lassen wir

uns

uns hingegen von jeder Vorstellung sogleich ergreifen, und sperren Maul und Augen auf. Nur in der Schule, wenns noch wol geht, erwachen wir ein wenig aus dem Taumel. Gehen wir wieder daraus, und sehen einen in Klage und Trauer, so sagen wir schon wieder: O, wie ist dem so übel gegangen! Sehen wir den Consul, so sagen wir: O, der glükliche Mann! -- Einen, der des Landes verwiesen worden. -- O, der Elende! -- Einen Armen. -- O, der Unglükliche! Woraus will er leben? Dergleichen nichtswürdigen Begriffe sollten wir hiemit ausrotten, und darauf unsere Kräfte anspannen. Denn was ist Weinen und Jammern? Begriff. Was ist Widerwärtigkeit? Begriff. Was ist Aufruhr? Was ist Zweytracht? Was ists, wenn man Zank und Proceß mit euch anfängt, wenn man das Maul über euch wäscht, wenn man euch Atheisten nennt? Begriffe sind das alles, und weiter nichts. Da stellt man sich Dinge, die nicht von unserm Willen abhangen, als Güter oder Uebel vor. Nennet doch und haltet mir das für gut oder übel, was an euerm Willen liegt, so darf ich euch Bürge seyn, ihr werdet ein ruhiges Herz haben, euere äusserlichen Umstände mögen aussehen, wie sie wollen.

Unsere Seele ist einer Schaale mit Wasser gleich, und unsere Vorstellungen den Sonnenstralen, die auf das Wasser fallen. Wird das Wasser bewegt, so scheinen sich die Stralen zu bewegen, die doch stille sind. Also, wenn der Geist eines Menschen trüb wird, kommen nicht die Künste und Tugenden in Verwirrung, sondern der Geist, in welchem sie sind. Ist dieser still und helle, so sind sie es auch.

Vierte Rede.

An einen, der sich bey dem Schauspiele auf eine grobe Art parteyet hat.

Als sich der Statthalter in Epirus für einen Schauspieler gar zu grob parteyet hatte, und darüber von dem Parterre Schelmworte bekam, erzählte er das dem Epictet mit grosser Entrüstung über die, so ihn gescholten hatten. Was haben denn diese Leute gesündiget? erwiederte Epictet. Sie haben sich ihrerseits für jemand parteyet, wie du dich für jemand andern parteyet hast. -- Parteyet man sich denn auf die Weise? -- Sie sahen, daß du, ihre Oberkeit, der Günstling des Cäsars, des Cäsars Statthalter, dich auf die Weise parteyest; warum sollten sie sich nicht auf dieselbige Weise parteyet haben denn wenn man sich nicht auf solche Weise parteyen soll, so thu du es auch nicht. Wenn man aber soll, so zörne nicht, daß sie dir nachgeahmet haben. Denn wen kann der Pöbel nachahmen, als euch Standespersonen? Auf wen schauen sie, wenn sie in die Schauspiele gehen, als auf euch? „ Siehe, wie des Cäsars Statthalter zuschaut! Er hat zugejauchzet. Ich will auch zujauchzen. Er ist aufgesprungen. Ich will auch aufspringen. Seine Bedienten um ihn her jauchzen mit. Ich habe keine Bedienten; so will ich allein aus vollem Halse für zehn Mann jauchzen. „ Du must also wissen, daß du allemal, als eine Regel und Muster für andere, wie sie zuschauen sollen, hinkommst. Warum haben sie aber auf dich gescholten? Weil

jeder

jeder Mensch das hasset, was ihm hinterlich ist. Sie wollten, daß dieser; du, daß ein andrer den Kranz gewinne. Sie waren die hinterlich, du ihnen. Man findet, daß du der stärkere bist. Sie thaten, was sie konnten; sie schalten auf das, was ihnen hinterlich war. Wie, willst du denn, daß du thun könnest, was du willst? und daß sie nicht einmal sagen können, was sie wollen? Was befremdet dich ihre Aufführung? Stossen nicht die Bauern Lästerworte wider Jupiter, und die Schiffer wider Neptun aus, wenn ihnen die Götter Hinternisse machen? Schimpft und schilt man nicht beständig auf den Cäsar? Wie? Weiß es denn Jupiter nicht? Wird dem Cäsar nicht alles, was man sagt, hinterbracht? Was macht er darüber? Er weiß, daß er bald ein Herr ohne Unterthanen seyn würde, wenn er alle, die schimpflich von ihm reden, abstrafen wollte. Siehe, du hast, da du in das Schauspiel giengest, nicht sollen sagen: Nun izt müsse mir Sophron den Kranz erhalten! sondern du hast sagen sollen: Nun izt müsse sich mein Wille der Natur der Sache gemäß halten? Es ist mir doch niemand lieber, als ich selbst. Es wäre demnach lächerlich, wenn ich mich Beleidigungen aussezen wollte, damit ein andrer den Preis unter den Acteurs davon trage. Für wen soll ich wünschen, daß er den Preis davon trage? Für den, der ihn davon trägt. So wird allemal der den Preis gewinnen, dem ich ihn gewünscht habe. -- Aber ich möchte den Kranz dem Sophron gönnen. -- So stelle in deinem Hause Wettstreite an, so viel du willst, und laß denn austrompeten, Sophron habe die nemische, pythische,

tische, isthmische, olympische Krone erhalten. Vor dem ganzen Volk aber maße dir nicht zu viel an, und raube dir in einer öffentlichen Sache kein besonderes Recht: Oder schike dich denn drein, wenn es Scheltworte giebt. Denn so bald du mit dem Pöbel das gleiche thust, stellst du dich auch mit ihm in gleiches Recht.

Fünfte Rede.

An diejenigen, die ihre Unpäßlichkeit zum Vorwand nehmen, (aus der Fremde, wo sie Philosopie studieren wollten, nach Hause zurükzukehren.)

Ich bin krank, und ich sehe wol, die Luft dieses Ortes taugt mir gar nicht: Es wird das Beste seyn, ich reise wieder nach Hause. -- Du wirst also sicher seyn, daß du zu Hause nie erkrankest? Du betrachtest nicht, ob du hier etwas thuest, das zur Verbesserung deines Willens gereichet. Denn freylich, wenn du darinn nichts ausrichtest, so war deine Reise hieher sehr überflüßig: Denn verreise immerhin und gehe, nimm dich der Hauswirthschaft an. Wenn sich dein oberstes Seelenvermögen nicht kann der Natur gemäß verhalten, so wird es doch dein Feld können; du wirst deine Renten äufnen, wirst deinen alten Vater verpflegen, wirst dich mit Rechtshändeln abgeben, wirst eine Staatsbedienung bekleiden, u. s. w. alles aber wirst du schlecht verrichten, so

lange

lange du noch ein schlechter Mensch bist. Wenn du hingegen an dir selbst wahrnimmst, daß du einige falsche Begriffe ablegest und richtige dagegen annimmst; daß du deinen Stand glüklich verändert, und, anstatt der Dinge, die nicht in deiner Wahl stehen, nur solche, die gänzlich auf deiner eigenen Wahl beruhen, zu deinem Zweke gemachet hast; wenn du doch noch etwan seufzest: Ach, ich Elender! so sagst du nicht um deines Vaters oder deines Bruders willen, sondern um meinetwillen so. Solltest du wol die Krankheit noch etwas achten? Weist du nicht, daß Krankheit und Tod einmal über uns kommen müssen, und uns bey dieser oder jener Beschäftigung antreffen werden? Den Bauer beym Pfluge, den Schiffmann am Ruder. Bey was für einem Geschäfte wolltest du dich am liebsten antreffen lassen? Denn bey einem wirst du dich doch müssen antreffen lassen? Kannst du dich bey einem bessern, als dieses ist, antreffen lassen, so gieb demselben den Vorzug. Ich an meinem Orte wünschte, daß sie mich über nichts anderm, als der Cultur meines Willens, über dem Fleiß, ihn über die Affecten, über Hinderniße und Zwang hinaus, und in die wahre Freyheit zu sezen, antreffen möchten. In solchen Bemühungen wünsche ich gefunden zu werden, damit ich zu Gott sagen könne: „Habe ich verabsäumt, was du mir anbefohlen hast? Habe ich die Kräfte und Gelegenheiten, die du mir gegeben; habe ich die Sinnen, habe ich die anerschaffenen Begriffe, den gemeinen Menschenverstand, anders als nach deinem Endzweke gebraucht? Habe ich dich jemalen angeklagt? Habe ich deine Regierung

jemalen

jemalen getadelt? Ich bin krank gewesen, weil du es hast wollen. Andere waren es auch, aber ich bin es gutwillig gewesen. Ich bin arm gewesen, weil du es so wolltest, aber mit frölichem Herzen. Ich habe keine Ehrenstelle gehabt, denn es ist nicht dein Wille gewesen. Ich habe mich darum auch nie nach einer hohen Stelle gelüsten lassen. Oder hast du mich jemalen deswegen in Gram gesehen? Bin ich nicht allezeit mit heitrer Stirn vor dich gekommen, zu allem bereit, was du mir gebieten, oder wozu du mir nur einen Wink geben wolltest? Izt willst du, daß ich von der Festivität wieder abtreten solle. Ich trete ab, und habe dir allen Dank, daß du mich gewürdiget hast, deinem Fest beywohnen, deine Werke sehen, und deine Anordnungen verstehen zu lassen. „ Ueber solchen Gedanken, und indem ich dergleichen schreibe oder dergleichen lese, müsse der Tod mich antrefen! -- Aber so würde mir meine Mutter in meiner Krankheit den Kopf nicht halten. -- Nun so geh zu deiner Mutter: Denn daß ist deiner würdig, daß man dir den Kopf halte, wenn du krank bist. -- Aber ich läge zu Haus auf einem so feinen Bethgen. -- So geh doch auf dein Bethgen. Es ist deiner würdig, daß du auch mit gesundem Leibe auf einem solchen liegest. Verliere ja nichts, was du dir daselbst verschaffen kannst.

Was sagt hingegen Socrates? „ Wie sich etwan ein andrer freut, sagt er, wenn er seinen Aker verbessert, oder sein Pferd besser zugeritten hat; so freue ich mich, wenn ich an mir selbst wahrnehme, daß ich von Tage zu Tage besser werde. „

werde.„ Worinn meinest du wol, daß er immer vollkommner zu werden getrachtet habe? Etwan in einer gekünstelten Beredsamkeit? Ey wol nicht. Etwan in den subtilsten Kunstregeln der Dialectic? Oder worauf legte er sich? Ich sehe in der That ausser diesen beyden sonst nichts, womit sich die Philosophen beschäftigten. -- Däucht dir, es sey nichts, gegen niemand keine Klage zu führen, weder gegen Gott noch gegen Menschen, sich über niemand zu beschweren, allezeit mit dergleichen Miene aus- und einzugehen? Solche Sachen waren es, was Socrates verstuhnde, und doch sagte er niemal, daß er etwas wüßte oder lehren könnte. Ins Gegentheil, wenn einer sich um künstliche Reden oder subtile Regeln der Dialectik anmeldete, so führte er ihn zu Protagoras oder Hippias. Denn wenn einer kommen wäre und Köhl bey ihm begehrt hätte, so hätte er ihn zum Köhlgärtner geführt. Wer von euch macht das zu seinem Zwek? Wenn ihr euere Studien auf diesen Zwek richtetet, so würdet ihr willig und mit Freuden krank seyn, und Hunger leiden, und sterben. Wenn einer von euch in ein schönes Mädchen verliebt ist, so kann er begreifen, daß ich die Wahrheit rede.

Sechste Rede.

Vermischte Gedanken.

Als ihn einer fragte: Warum hat man vor Zeiten grössere Progresse gemachet, da doch die heutigen Philosophen die Vernunft mehr bearbeiten, und

die

die Dialectik stärker treiben? antwortete er: Worinn hat man sich ehedessen bearbeitet, und worinn hat man damalen grössere Progresse gemachet? Denn es wird sich finden, daß man auch heut zu Tage darinn weit kömmt, worauf man heut zu Tage Mühe und Arbeit anwendet. Gegenwärtig wendet man allen Fleiß darauf, daß man Syllogismen zergliedern könne, und darinn macht man allerdings Progresse. Ehedessen hingegen bearbeitete man sich, daß das oberste Seelenvermögen seiner Bestimmung gemäß die Herrschaft behaupte, und kam darinn weit. Verwechsele also die Sachen nicht, und fodere nicht, daß du in einer andern Sache Progressen machest, als in derjenigen, auf welche du Mühe und Arbeit wendest. Schau, ob einer unter uns über Mangel an Zunehmen klagen müsse, wenn er dem obliegt, daß er allezeit der Natur gemäß handle. Du wirst das von keinem hören.

Ein Mann, der sich der Rechtschaffenheit befleißt, kann nicht überwunden werden. Denn entweder läßt er sich in einen Kampf, dem er nicht gewachsen ist, nicht ein; oder wo er sich einläßt, darf er seiner Stärke trauen. Du willst mich um Haus und Hof und Gesinde, du willst mich um Amt und Würde, du willst mich ums Leben bringen. Da hast du alles, nimm es, ich streite nicht darüber. Aber das sollst du mir nicht machen können, daß meine Begierde ihres Ziels verfehle, oder daß mir begegne, wovor ich Abscheu habe. Das ist der einzige Kampf in den er sich einläßt, wo es Dinge betrift, die von dem freyen Willen

abhan-

abhangen. Wie sollte es also fehlen können, daß er nicht unüberwindlich wäre?

Es fragte ihn einer: Was ist der gemeine Verstand? Er gab zur Antwort: Wie man das Gehör, welches bloß die Wörter zu unterscheiden vermag, ein gemeines; dasjenige aber, welches den Unterschied der Töne zu bemerken weiß, nicht mehr ein gemeines, sondern ein künstliches Gehör nennet: Also giebt es gewisse Sachen, die ein jeder Mensch, wer nur nicht im Gehirn verrükt ist, durch die gemeinen Vermögen und Fähigkeiten merket. Diese Beschaffenheit nennt man den gemeinen Verstand.

Bey Jünglingen, die sich immer zärtlich schonen, ist mit Anmahnen wenig auszurichten. Butter läßt sich nicht mit dem Haken fangen. Hingegen Jünglinge von edler Art hängen der Philosophie nur desto stärker nach, wenn man sie davon abmahnet. Deßwegen bediente sich Rufus oft der Abmahnungen, als eines Mittels, junge Leute zu prüfen, ob sie von guter oder schlechter Art seyen. Denn, sagte er, gleichwie ein Stein, wenn du ihn in die Höhe wirfst, immer in seine natürliche Lage zurükfallen wird; also wird ein edler Jüngling in seiner Neigung zu dem, wozu er aufgelegt ist, nur desto heftiger werden, je mehr man ihn davon zurükstößt.

Siebente Rede.

An den Intendanten der freyen Städte, der ein Epicuräer war.

Der Intendant, ein Epicuräer, gab ihm einen Besuch, und machte ihm das Compliment: Wie sich ein Fremdling in einer Stadt bey einem Bürger, oder einem, der sonst gute Kenntnis derselben hat, über die Merkwürdigkeiten erkundigen muß; also gebührt es sich, daß wir ungelehrte bey euch Philosophen nachfragen, was das Beste in der Welt sey; damit wir, wie der Reisende, dem Merkwürdigsten in den Städten, diesem Allerbesten nachgehen, und es selbst beschauen und betrachten. Jedermann weiß und gesteht, daß man in Ansehung des Menschen diese drey Stüke, Seele, Leib und die äussern Dinge, unterscheiden müsse. Aber da kömmt izt euch zu, den Entscheid zu geben, welches unter diesen dreyen das Edelste sey. -- Was sollen wir den Leuten hierüber antworten? erwiederte Epictet. Sollen wir sagen: Das Fleisch? Denn dem zulieb fuhr ja Maximus bis nach Caßiope, begleitete, und noch dazu im Winter, seinen Sohn dahin, nur damit er dort seinem Fleische gütlich thun möchte. -- Ey nicht doch. -- Wie? gebührt sich denn nicht, daß man dem Besten mit allem Eifer nachhänge? -- Allerdings gebührt sichs. -- Was haben wir denn edlers, als das Fleisch? -- Die Seele. -- Sind die Güter unsers edlern oder unsers schlechtern Theiles die vornehmern? -- Die

des

des edlern Theiles. -- Beruhen die Güter der Seele auf unserm freyen Willen, oder beruhen sie nicht darauf? -- Sie beruhen auf unserm Willen. -- Die Wollust der Seele wird hiemit auch auf unserm Willen beruhen? -- Ja. -- Woraus erfolgt sie aber? Entsteht sie aus ihr selbst? Hat sie keine Ursache? Das läßt sich ja nicht denken. Es muß nothwendig vorher irgend ein Gut wirklich daseyn, wenn sich die Seele über dessen Besiz erfreuen soll. -- Auch das räume ich ein. -- Worüber wird also die Seele Wollust empfinden? Sind es wahre Güter, worüber sie dieselbe empfindt, so ist es gefunden, was das Wesen des Guten sey. Denn es ist schlechterdings unmöglich, daß man sich vernünftiger Weise über etwas anders erhebe, als etwas wesentlich Gutes; oder daß die erfolgende Wirkung ein Gut sey, wenn ihre vorhergegangene Ursache kein Gut gewesen ist. Denn die vorhergehende Ursache muß allerdings ein Gut seyn, wenn die darauf folgende Erhebung der Seele vernünftig seyn soll. Allein das könnet ihr ohne Unsinn nicht sagen: Denn ihr würdet etwas sagen, das dem Epicur und euern Grundsäzen offenbar widerspräche. Es bleibt euch also nichts anders übrig als zusagen, die Wollust der Seele ergöze sich über cörperliche Dinge. Da wären also diese wiederum die vorhergehende Ursache und das wesentliche Gut. Hiemit hätte Maximus nicht folgemäßig gehandelt, wenn er seine Seereise um einer andern Sache, als um des Fleisches willen gemachet hätte: Denn das ist sein gröstes Gut. Und eben so wenig würde er folgemäßig handeln, wenn er sich in ein Richteramt, wo er nehmen

kann, fremden Guts enthalten wollte. Er wird vielmehr, das wirst du mir kaum läugnen, bey sich denken: Laßt uns nur die einzige Vorsicht brauchen, daß es im Geheim, daß es auf eine sichere Art und so geschehe, daß es niemand erfahre. Denn Epicur sagt wirklich, es sey nichts Böses zu stehlen, aber als ein Dieb entdeket zu werden; und er läßt sich das Gebot: Stehlet nicht, nur darum gefallen, weil man niemandem Bürge seyn kann, daß die That verborgen bleibe. Ich sage dir aber, wenn es auf eine feine und schlaue Art geschiehet, so bleibt es verborgen. Neben dem haben wir in Rom mächtige Freunde und Freundinnen, und die Griechen sind ein verzagtes Volk: Es wird sich keiner von ihnen unterstehen, deswegen nach Rom hinauf zu kommen, und Klage zu führen. Warum wolltest du dich dessen enthalten, was du für dein wahres Gut ansiehest? Das wäre Unsinn und Thorheit. Wenn du mir auch noch so sehr bezeugtest, daß du dich enthaltest, so würde ich dir nicht glauben. Denn wie es schlechterdings unmöglich ist, einem Saze Beyfall zu geben, der uns falsch däucht, oder einen Saz zu verwerfen, der uns wahr zu seyn däucht; so ist es gleichfalls unmöglich, daß man sich einer Sache, die man für ein Gut ansiehet, entmüßige. Nun ist ja der Reichtum ein Gut und das allergrösseste Mittel, Wollüste zu verschaffen. Warum solltest du dir denn nicht auf alle Weise Reichtümer erwerben? Warum sollten wir nicht des Nachbars Weib verführen, wenn wir es in Geheim thun können? Warum nicht ihrem Mann, wenn er uns darüber Händel machen wollte, ein Messer in die Gurgel stossen?

sen? So müßtest du handeln, wenn du ein Philosoph, wie sichs gebührt, ein ganzer Philosoph seyn, und deinen Grundsäzen folgen wolltest. Wenn das nicht ist, so bist du von uns so genannten Stoikern nicht viel unterschieden. Denn wir reden auch anders, und thun anders. In unsern Reden ist lauter Ehre und Tugend, in unsern Thaten aber Schande und Laster. Du hingegen wärest auf die entgegensezte Weise verkehrt: Deine Handlungen wären gut, obwol du schändliche Grundsäze hegtest.

Betrachte mir um Gottes willen einen Staat von Epicuräern. Ich nehme kein Weib, muß ein jeder von ihnen nach ihrem System sagen. Denn man muß nicht heyrathen, man muß keine Kinder erziehen, man muß sich in keine Staatsgeschäfte einlassen. Nun was wird denn herauskommen? Woher sollen Bürger kommen? Wer wird sie unterrichten? Wer wird das Haupt unter der jungen Mannschaft, wer wird Vorsteher bey den öffentlichen Kampfspielen seyn? Was wird man die jungen Leute lehren? Werden sie in den Sachen, worinn die spartanische und athenienßische Jugend ist unterrichtet worden, Unterricht haben? Nimm einen Jüngling, führe ihn nach deinen Grundsäzen an. Es sind Grundsäze, die kaum fauler seyn könnten; sie zielen auf Zerstörung des gemeinen Wesens; sie zielen auf den Untergang der Haushaltungen ab, sie sind nicht einmal Weibern anständig. Mensch, wirf dieß Zeug weg! Du lebst in einem Freystaat; du must mitregieren; du must Recht und Gerechtigkeit verwal-

ten; du must dich dessen, was andern zugehört, enthalten; du must dir keine Frau, als deine eigene schön dünken lassen; es muß dir kein schöner Knabe, kein hübsches Silbergeschirr, keine Goldarbeit in die Augen stechen. So suche denn Grundsäze, die mit einer solchen Aufführung harmonieren, damit du von diesen unterstüzt und geleitet, willig und gern dich derer Dinge enthaltest, die dich sonst so leicht reizen und überwinden könnten. Wenn wir hingegen neben dem schlüpfrigen Reiz dieser Dinge noch eine solche Philosophie ausheken, die uns auf dieselben noch mit hintreibt und sie noch verstärket, wie muß es denn wol gehen? Was ist an einem Silbergeschirr von getriebener Arbeit das vornehmste? Das Silber oder die Kunst? Das Fleisch ist zwar die Substanz der Hand. Aber die Werke der Hand sind doch das Hauptsächliche. Es läßt sich hiemit dreyerley gebührendes unterscheiden; für das erste, was zum Seyn einer Sache erforderlich ist; demnach was zu einer gewissen Art des Seyns gehört, und endlich das Hauptsächliche, wodurch ihrem Endzwek oder ihrer Bestimmung ein Genügen geschieht. Also laß dir nicht einfallen, den Stof des Menschen, das Fleisch, groß zu achten, sondern würdige das, was seiner Bestimmung gemäß ist, deiner Hochachtung. Und was ist dasselbe? Daß er ein Bürger, ein Ehemann, ein Vater sey, daß er Gott ehre, daß er seinen Eltern Dank und Liebe erzeige, daß er überhaupt seine Begierde, seinen Abscheu, seine natürlichen Triebe oder Abneigungen so beherrsche, wie es jedesmal die Pflicht und unsere natürliche Bestimmung erfodert. Was erfodert sie aber anders,

ders, als daß wir uns allezeit als freye, edle und schamhafte Menschen erzeigen? (Denn wo ist ein Geschöpf ausser dem Menschen, das erröthen, das sich eine Vorstellung von dem Schändlichen machen könnte? Daß wir hergegen die Wollust den edeln und pflichtmäßigen Handlungen als eine Gehülfin und Bediente unterordnen, damit sie uns zu gewissen natürlichen Verrichtungen Appetit erweke, und bey denselben unterhalte.--

Aber ich bin reich und bedarf nichts. -- Was magst du dich denn noch mit Philosophen abgeben? Du hast genug an deinem Gold- und Silbergeschirr. Was bedarfst du noch Grundsäze? -- Ueberdas bin ich noch ein Gesandter und Oberrichter in Griechenland. -- Kannst du richten? Wer hat dir die Wissenschaft und Geschiklichkeit dazu gegeben? -- Ich kann dir meinen Bestallungsbrief von Cäsars eigener Hand aufweisen. -- Seze, Cäsar ertheile dir einen Bestallungsbrief, daß du Richter über musicalische Werke seyn sollest, was würde dir das helfen? Inzwischen wie bist du zu dieser Oberrichterstelle gelanget? Wem hast du deßwegen die Hand geküßt? Dem Symphorus oder dem Numenius? Vor wessen Schlafzimmer hast du dich lange vor Tage eingefunden? Wem hast du Presente gemachet? Siehest du noch nicht ein, daß diese Richterwürde gerade so viel werth ist, als Numenius? -- So habe ich doch Gewalt in Gefängnis zu werfen, wen ich will. -- Ja, so wie man einen Stein darein wirft. -- Ich habe Gewalt, die Prügel geben zu lassen, wem ich will. -- Freylich,

lich, so wie man sie einem Esel giebt. Das ist keine Regierung über Menschen. Regiere uns, als vernünftige Wesen. Zeige uns, was uns nüzlich sey, so werden wir demselben nachgehen. Zeige uns, was uns nachtheilig wäre, so werden wir es meiden. Laß uns, wie Socrates, ein Muster an dir sehen, daß uns zur Nacheiferung reize. Socrates, der war der Mann, der die Menschen als Menschen regierte, der so viel über sie zu erhalten wußte, daß sie ihm ihre Begierde, ihren Abscheu, ihre Triebe, ihre Abneigungen unterwarfen. Das sollst du thun, das sollst du lassen: Wo nicht, so werfe ich dich in das Gefängnis: Das ist schon keine Regierung mehr, die sich für vernünftige Wesen schikt; sondern wenn es, wie in den Gesezen Jovis, also lautet: Das sollst du thun, wo nicht, so wirst du dir Verlust und Schaden zuziehen. Was für Schaden? Keinen andern, als dieses selbst, daß du nicht gethan hast, was du hättest sollen: Dadurch wirst du den Charakter eines treuen, schamhaften, gesitteten Menschen verlieren. Frage nach keinem andern Schaden; dieser ist groß genug.

Achte Rede.

Wie man sich gegen die sinnlichen Vorstellungen üben solle.

Wie wir uns gegen die verfänglichen Fragen der Sophistik üben, so sollten wir uns auch alle gegen die sinnlichen Vorstellungen üben. Denn auch diese

geben

geben uns Fragen auf. -- Diesem ist sein Sohn gestorben. Was däucht dir von dieser Begebenheit? Antworte darauf: Das ist nicht von den Dingen, die von dem Willen abhangen, es ist also kein Uebel. -- Dieser ist von seinem Vater enterbet worden. Wie kömmt dir das vor? -- Es ist etwas, das nicht von dem Willen des Enterbten abhieng; es ist also kein Uebel für ihn. -- Dieser ist in Cäsars Ungnade gefallen. -- Das hieng nicht von seinem Willen ab, das ist kein Uebel. -- Er hat sich sehr darüber betrübt. -- Das hieng von seinem Willen ab, das ist izt ein Uebel für ihn. -- Er hat sich großmüthig darein geschiket. -- Das rührt von dem Willen her, das ist ein Gut. Wenn wir es uns angewöhnen, also zu urtheilen, so werden wir zunehmen. Denn so werden wir kein ander Predicat mit dem Subject verknüpfen, als gerade das, so uns die Vorstellung selbst jedesmal an die Hand giebt. Der Sohn ist gestorben. Was ist also geschehen? Gestorben ist er, der Sohn. Ist es sonst nichts? Nichts sonst. Das Schiff ist untergegangen. Was ist hier geschehen. Ein Schiff ist untergegangen. Er ist in das Gefängnis geführt worden. Was ist hier die Sache? In das Gefängnis ist er geführt worden. Denkst du noch dieß hinzu: Da ist es ihm übel gegangen, so sezest du das aus dir selbst hinzu. Oder willst du sagen, dergleichen Zufälle sind doch eben keine Probe von einer gerechten Regierung des Jovis. Warum denn nicht? Weil er dich fähig gemachet hat, dergleichen zu ertragen? Weil er dir Großmuth gegeben? weil er gemachet hat, daß solche Zufälle

nichts von der Natur des Uebels an sich haben? weil es dir möglich ist, auch unter solchen Begegnissen glükselig zu seyn? Weil er dir die Thüre hat lassen offen stehen, falls dir deine Umstände gar nicht mehr taugen sollten? Gehe deines Weges, Mensch, und klage den Himmel nicht an.

Wenn du wissen willst, was die Römer von den Philosophen halten, so siehe da ein Müsterchen: Italikus, ein Mann, der bey ihnen für einen grossen Philosophen passierte, ward einmal, da ich bey ihm war, auf seine Leute sehr böse, als wenn sie ihm auf die unerträglichste Art begegnet wären. „So kann ich es nicht mehr ausstehen, sagte er; ihr richtet mich zu Grunde, ihr werdet mich noch zu einem so armen Tropf machen, wie dieser da ist, und zeigte auf mich.„

Neunte Rede.

An einen Redner, der wegen eines Processes nach Rom reisete.

Ein gewisser Herr prätendierte eine gewisse Ehrenstelle von Rechtswegen, und reisete nach Rom hinauf, Proceß gegen seinen Nebenbuhler zu führen. Nachdem Epictet, dem er in der Durchreise durch Nikopel einen Besuch gab, von ihm vernommen hatte, aus was Ursache er nach Rom hinreise, und er ihm nun sagen sollte, was er von dem Handel dächte, sagte er: Frägst du mich, wie es dir zu Rom gehen werde; ob du deinen Zwek erreichen

reichen oder verfehlen werdest, so weiß ich keine Regel, wonach ich dieß erachten könnte. Frägst du mich aber, wie du dich in dem Geschäfte verhalten werdest, so kann ich dir so viel sagen: Wenn du gesunde Begriffe hast, so wirst du dich wol, wenn du hingegen schlimme hast, übel aufführen. Denn das Verhalten eines jeden Menschen rührt allezeit von seinen Begriffen her. Woher kömmts, daß du dich hast gelüsten lassen, die Präsidentenstelle in Gnosus zu erhalten? Aus einem gewissen Begriffe. Woher kömmts, daß du izt nach Rom hinaufreisest? Aus einem gewissen Begriffe. Warum bey dieser rauhen Jahreszeit, mit Gefahr und Unkosten? -- Die Nothwendigkeit erfodert es. -- Wer sagt dir das? Dein Begriff von der Sache. Wenn nun Begriffe allezeit die Ursachen der Handlungen sind, und einer schlimme Begriffe hat, folget nicht daraus, daß die Wirkung von gleicher Beschaffenheit wie die Ursache seyn werde? Habt ihr nun beyderseits gesunde Begriffe, du und deine Gegenpartey? Wie kömmts denn, daß ihr streitig seyd? Aber der gesunde Begriff ist eher auf deiner, als des Gegners Seite? Warum glaubst du das? Es däucht dir so. Es däucht aber dem Gegner just auch, es däucht so gar jedem Narren im Tollhause, seine Begriffe seyen die richtigsten. Das ist also ein schlechtes Merkmal. Zeige mir lieber, daß du deine Begriffe untersucht, daß du Zeit und Sorge darauf angewendet habest. Du reisest izt über See nach Rom hinauf, weil du gern Präsident in Gnosus wärest; du kannst dich mit dem Range, den du allbereits in deiner Stadt hast, nicht ver-

gnügen, es gelüstet dich nach einem grössern und ansehnlichern. Wenn hast du aber je eine solche Reise über See gemachet, um deine Begriffe zu untersuchen, und, falls unrichtige darunter wären, dieselben abzuschaffen? Wen hast du je deswegen besuchet? Welche Zeit, welche Jahre hast du dir selbst gewidmet? Durchgehe nur, wenn du dich vor mir schämest, deine Jahre bey dir selbst. Hast du deine Begriffe geprüft, da du noch ein Knabe warest? Thatest du damals nicht, wie izt noch, alles, wie es dir einfiel, und so in den Tag hinein? Und da du nunmehr ein Jüngling warest und die Lehrer der Redekunst besuchtest und selbst schon Reden aufsezetest, was hast du dir damalen vorgestellt, das dir noch mangeln möchte? Da du endlich ein junger Herr warest, und dich in bürgerliche Geschäfte einliessest, und selbst Rechtshändel führtest und Beyfall fandest; däuchte dir damalen wol, daß noch einer deines gleichen zu finden wäre? Wie hättest du einen empfangen, der eine Prüfung über dich hätte anstellen, und dir die Schwäche und Unrichtigkeit des einen und andern deiner Begriffe zeigen wollen? Was wolltest du denn wol, daß ich dir izt sagte? — Etwas, das mir helfen könnte, meinen Proceß zu gewinnen. -- Dieß Handwerk verstehe ich nicht, da weiß ich die Kunstregeln gar nicht, und wenn du deswegen zu mir kommen bist, so bist du nicht als zu einem Philosophen zu mir kommen, sondern es ist als wenn du zu einem Kohlkrämer oder Schuster gegangen wärest. Worauf verstehen sich Philosophen? Wozu können sie Anweisungen geben? Dazu, daß sich unser oberstes Seelenvermögen in jedem Falle der

Natur

Natur gemäß verhalte, und sein Amt behaupte. Däucht dir dieß eine Kleinigkeit zu seyn? -- Nein, ich halte das für etwas sehr wichtiges. - - Nun denn, braucht es dazu nur eine kurze Zeit? Kann man nur so daher kommen, und es nehmen? Wenn du das kannst, so nimm es. Du wirst izt wol sagen: Ich bin bey Epictet gewesen, und habe seines Rathes pflegen wollen: Das war so viel, als wenn ich zu einem Stein, oder zu einer Statue gegangen wäre. Denn du hast mich gesehen und das war alles. Conferenz halten mit einem Menschen, als mit einem Menschen, ist etwas anders: Da erkundiget man sich der Begriffe, die derselbe hat, und entdekt ihm hinwieder diejenigen, die man seinerseits hat. Mache dir meine Begriffe bekannt, laß mich die sehen, die du hast; und denn sage, du habest Unterredung mit mir gepflogen. Laßt uns einander zurechtweisen. Wenn ich einen falschen Begriff habe, so benihme mir denselben. Wenn du einen hast, so gieb ihn Prise. Das heißt mit einem Philosophen Conferenz halten. Aber nein, du dachtest: Ich könnte izt, weil ich doch hier durchreise, derweil man mit dem Schiffmann tractiert, den Epictet sehen. Ich muß doch hören, was der Mann spricht. Denn gehst du und sagst: Ich habe an Epictet etwas anders zu finden gehoffet. Es ist nichts mit ihm, sein Griechisch ist voller Schnizer und Barbarismen. Denn das kommet ihr Leute zu beurtheilen, und anders nichts. -- Ja, aber wenn ich ausser richtigen Begriffen auf der Welt sonst nichts habe; wenn ich, wie du, keinen Aker; wie du, keinen einzigen silbernen Pocal; wie du, keine Equipage habe. - - Hierauf

wäre

wäre vielleicht das schon Antwort genug: Ich habe dessen alles nicht vonnöthen. Da hingegen, wenn du gleich vieles erwirbst, hast du immer noch anders mehr vonnöthen. Du bist, gestehe oder läugne es, ärmer, als ich. -- Was mangelt mir denn? -- Das, was du nicht hast, ein gesetztes, ein mit der Natur übereinstimmendes, ein von Leidenschaften stilles Gemüth. Ob der und der mein Patron sey oder nicht, was frage ich darnach? Du hingegen bekümmerst dich darum. Ich bin hiemit reicher als du. Es ist mir nicht angst, wie Cäsar für mich gesinnet sey, ich mache deswegen niemandem kein einziges Compliment. Das habe ich anstatt deines Gold- und Silbergeschirres. Du hast silbernes Service; aber deine Schlüsse, deine Begriffe, deine Urtheile, deine Triebe, deine Begierden sind irdenes Geschirr. Wenn ich mein Willensvermögen in der Naturmäßigen Ordnung habe, warum sollte ich denn nicht Fleiß und Kunst an meine Vernunft wenden? Ich habe ja Musse dazu. Meine Gedanken sind nicht zerstreuet. Was sollte ich thun in dieser Stille? Was habe ich, das sich für den Menschen besser schike, als dieses? Ihr hingegen, so bald ihr nichts zu thun wisset, werdet von den Leidenschaften herumgejaget, gehet in die Schauspiele, oder die lange Weile martert euch. Warum sollte der Philosoph nicht seine Vernunft excolieren? Du giebst dir grosse Mühe Gefässe von Crystall und Bernsteine zu haben; ich hingegen, ein jedes Sophisma entnerven zu können. Dir däucht alles, was du hast, noch wenig zu seyn. Mir dünken alle meine Sachen groß und viel. Deine Sehnsucht ist unersättlich,

die

die meinige weiß sich allezeit zu befriedigen. Wenn Kinder Feigen oder Mandeln aus einem Topf heraus langen wollen, der einen engen Hals hat, so begegnet ihnen leicht, daß sie die volle Hand nicht herausbringen mögen, und dann weinen. Du gutes Kind, laß nur ein wenig aus der Hand fallen, so wirst du sie herausbringen. So laß du auch deine Begierde fahren, laß dich nicht so viel gelüsten, so wirst du etwas bekommen.

Zehnte Rede.

Wie man sich in Krankheiten schiken müsse.

Man muß jeden gesunden Begriff, jeden richtigen Grundsaz auf den Fall, da man seiner vonnöthen hat, in Bereitschaft haben; an einer Mahlzeit, die so die Mahlzeiten; im Bade, die, welche das Bad; im Bethe die, welche das Beth betreffen.

Eher werde kein Schlaf dem müden Auge vergönnet,
Bis du dir von den Thaten des Tages Rechnung gegeben.
Was ist versäumt? Was hab ich verrichtet? Worinn ist dem Maaße
Meiner Pflichten Genügen gethan? So frage den Wandel
Deines Morgens und Mittags; so prüfe die Stunden des Abends.
Werde beschämt, wo böses geschehn; des Guten erfreu dich.

Diese

Diese Verse muß man im Gedächtnis behalten, um sie als eine Vorschrift zu befolgen; nicht um sie etwan abzusingen, wie das Päan Apollo. So müssen wir auch im Fieber die Grundsäze, die uns im Fieber dienen können, bey der Hand haben. Wir müssen nicht, wenn uns das Fieber anstößt, unsere ganze Philosophie fahren lassen und vergessen. Wenn ich denn noch ein Philosoph bin, so sage ich ruhig: Geschehe, was Gott will! Wir müssen nicht selten daran denken, daß wir einmal aus diesem Cörper abscheiden werden, geschehe es durch ein Fieber oder ohne Fieber. Was heißt Philosophie studiert haben? Heißt es etwas anders, als sich auf alle Zufälle gefaßt gemachet haben? Du verstehest hiemit, daß ich vorhin so viel gesagt habe, als: Wenn ich alsdenn noch in der Verfassung bin, mich in den Zufall mit Gelassenheit zu schiken, so werde ich sagen: Geschehe, was Gottes Wille ist. Wenn du dich durch einen Zufall aus dieser Verfassung bringen lässest, so ist es, wie wenn einer die Anwendung seiner erlernten Fechtkunst sogleich aufgeben wollte, wenn er ein par Stösse bekommen hat. Zwar da geht es noch an, das Gefecht aufzuheben und fernerer Stösse verschonet zu bleiben. Aber wenn wir uns der Philosophie begeben, was wird es uns helfen? Was müssen wir hiemit über jedes rauhe Schiksal, das uns zustößt, sagen? - - „ Eben auf dergleichen Dinge habe ich mich vorbereitet, auf dergleichen habe ich mich geübet. Gott sagt izt zu dir: Gieb mir eine Probe, ob du nach den Gesezen des Kampfbodens gekämpfet, ob du dich in Speise und Trank gehalten habest,

wie

wie es seyn muß; ob du dich oft genug geübet; ob du dem Meister gefolget habest.„ Und du wolltest izt erblöden, da es zur That kommen soll? Es ist izt deine Zeit, ein Fieber zu haben. So halte dich wol dabey. Es ist izt deine Zeit zu dürsten: So dürste herzhaft. Zu hungern: so hungere mannlich. Steht das nicht in deiner Macht? Wer wird es dir verwehren können? Der Arzt wird dir zwar das Trinken verbieten. Aber daß du den Durst gut aushaltest, kann er dir nicht verbieten. Er wird dir wol das Essen verbieten; aber daß du den Hunger dapfer aushaltest, kann er dir nicht verbieten. -- Aber so thue ich nichts in der Dialectik. -- Sclave! wofür studierst du deine Dialectik? Wofür cultivierst du deine Vernunft? Thust du es zu einem andern Endzweke, als daß deine Sachen erwünschten Fortgang haben? Daß du standhaften Gemüthes seyest, daß du dich in allen deinen Handlungen der Natur gemäß verhaltest? Was verwehrt dir, daß sich auch, wenn du am Fieber liegst, deine Vernunft der Natur gemäß verhalte? Da soll es sich izt im Werk zeigen, da soll sich izt der Philosoph bewähren. Denn es ist auch eine Scene des Lebens, das Fieber zu haben, so wie spazieren zu gehen, so wie eine Reise zur See oder zu Lande zu machen. Du must in jeder Scene ein guter Acteur seyn. Liesest du, wenn du spazieren gehst? -- Nein. -- Und so auch im Fieber nicht. Wenn du recht wol spazierest, so verhältst du dich, wie ein Spazierender soll. Wenn du dich im Fieber wol hältst, so ist das die Aufführung, die sich im Fieber gebührt. Und wie verhält man sich im Fieber wol? Wenn

man

man keine Klage weder gegen Gott noch Menschen ausstößt, wenn man sich nicht darüber plagt, was die Krankheit für einen Ausgang haben dürfte, wenn man den Tod wol und herzhaft erwartet, und unterdessen thut was zu thun ist; wenn man bey des Arztes Besuche ohne Sorge bleibt, was er sagen werde, und sich weder übermäßig freut, wenn er etwa sagt: Es hat ziemlich gebessert: (Denn von was für einem Guten hat er dir gesagt? Was war dein wahres Gut, da du völlig gesund wareſt?) noch unmuthig wird, wenn er sagt: Es steht schlimm. Denn was will das sagen: es steht schlimm? Die Trennung der Seele von dem Leibe nähert. Was sollte schreckliches hierinn seyn? Wenn du dieser Trennung izt nicht nahe bist, wirst du es nicht ein andermal seyn? Oder wird etwa die Welt zu Grunde gehen, wenn du stirbst? Warum macheſt du denn dem Arzt Complimente? Warum sagst du: Ach mein lieber HErr, es steht viel bey ihnen; wenn sie wollen, so wird es bessern. Warum giebst du ihm Anlaß ein Amtsgesicht zu machen? Thu ihm seine Ehre an, die ihm gebührt, und mehr nicht. Du hast den Schuster um der Füsse willen, den Zimmermann oder Maurer um des Hauses willen in Ehren; so gebührt auch dem Arzt nur um des Cörpers willen, den du nicht unter deine Güter rechnen kannst, der von Natur todter Stof ist, einige Ehre. Das ist es, was der Zustand eines Menschen, der am Fieber liegt, erfodert. Wenn er das erfüllt, so ist er, wie er dießfalls seyn soll. Denn des Philosophen Amt ist nicht, daß er sich um die äussern Dinge bekümmere und Sorge trage,

daß

daß Wein oder Oel oder der Leib, sondern nur daß sein Eigentum, das oberste Seelenvermögen bewahret bleibe. Hat er denn der äussern Dinge halber gar nichts in Acht zu nehmen? Dieß einzige, daß er in Ansehung derselben nie ohne zureichenden Grund verfahre. Wo bleibt nun für Kummer, wo bleibt für Zorn noch einiger Raum übrig? Wo findet sich in Dingen, die uns nichts angehen und keinen wahren Wehrt haben, einiger Grund, in Sorgen zu stehen oder Zorn zu fassen? Denn wir müssen die zween Grundsäze immer bey der Hand behalten, daß ausser unserm freyen Willen kein Gut und kein Uebel ist; und daß sich die Begegnisse nicht nach uns richten, sondern wir uns nach ihnen richten müssen. Mein Bruder hätte mich nicht so anfahren sollen. Das ist wahr, aber da mag er zusehen. Ich für mein Theil, er mag noch so sehr auffahren, will gegen ihn seyn, wie es recht ist. Denn dieß steht bey mir, jenes bey einem andern. Dieß kann mir niemand verwehren; jenes aber hängt von einem andern ab.

Eilftes Stük.

Vermischte Gedanken.

Es sind gewisse Strafen über die, so dem göttlichen Entwurf entgegenhandeln, und sich seiner Haushaltung nicht fügen wollen, wie durch ein Geseze verordnet.

Wer etwas anders für ein Gut halten will, als was von des Menschen freyer Wahl abhängt,

der soll von Neid und Sehnsucht gequälet werden, soll sich zu Schmeicheleyen erniedrigen, soll von Passionen herumgetrieben werden. Wer etwas anders, als was von des Menschen freyer Wahl abhängt, für ein Uebel hält, der soll in Leid und Kummer, in Klage und Trauer versinken, und ein unglükliches Leben haben. Wir erfahren diese herben Strafen und können doch unsere Thorheit nicht lassen.

Behalte; was der Poet über jenen Gast sagt:

Fremdling, ich kenne kein Recht, gegen Gäste Gewalt zu verüben,

Käm' auch unter mein Dach ein lasterhaftrer, als du bist.

Dieß magst du in Bereitschaft haben, falls dir von deinem Vater Unrecht wiederführe. „Es ist mir nicht erlaubt, einem Vater, und wenn ich auch einen noch bösern, als du bist, bekommen hätte, schmählich zu begegnen. Denn alle Väter sind von Zeus, dem Urvater her.„ So auch, wenn dir dein Bruder Unrecht thut: Denn alle Brüder sind von Zeus, dem allgemeinen Vater her. So werden wir auch in Ansehung aller andern Beziehungen finden, daß Zeus ihr Urheber und Oberaufseher ist.

Zwölfte Rede.

Von der (moralischen) Uebung.

Man muß zu moralischen Uebungsmitteln nicht solche Dinge wählen, die etwas unnatürliches haben, und durch ihre Seltsamkeit Erstaunen erweken: Sonst wären wir, die wir doch auf Philosophie Anspruch machen, von Charlatans und Taschenspielern nichts unterschieden. Es ist auch etwas schweres auf dem Seil gehen, und es ist nicht nur schwer, sondern es ist noch dazu Gefahr dabey. Sollen wir darum auch lernen auf dem Seil gehen, oder an einer hohen Stange hinaufklimmen, oder sollen wir Statuen umfangen? Keineswegs; denn nicht alles, was schwer oder gefährlich ist, taugt schon zur Uebung; sondern nur das, was etwas beyträgt, die Fertigkeit zu erreichen, die sich der Philosoph zum Ziel gesezt hat. Und wenn hat man diese Fertigkeit, dieß Ziel des Philosophen erreicht? Wenn man mit Begierde und Abscheu so umzugehen weiß, daß sie keine Hinternissen antreffen; das will sagen, daß wir dessen, wornach wir Begierde haben, nimmer verfehlen, und uns das, wovon wir Abscheu haben, nimmer wiederfährt. Darauf muß hiemit auch unsere Uebung eingerichtet werden. Denn da es ohne grosse und anhaltende Uebung nicht möglich ist, zu dieser Vollkommenheit des Begehrensvermögens zu gelangen; so erwarte nur nicht, wenn du dir lieber in äussern Dingen, in Dingen, die nicht von dem Wil-

len abhängen, Uebung machest, daß deine Begierde und dein Abscheu jene Richtigkeit und Sicherheit erreichen werden. Weil ferner die starke Gewohnheit uns mit Gewalt fortführt, wenn wir uns einmal angewöhnt haben, nur allein nach solchen Dingen Begierde, oder nur vor solchen Abscheu zu haben, so müssen wir eine solche Gewohnheit mit einer entgegengesezten bestreiten, und gerade da, wo uns die sinnlichen Vorstellungen am meisten schlüpfrig und gefährlich werden, dienliche Uebungsmittel entgegenordnen. Ich fühle einen Hang auf die Seite der Wollust: So will ich zur Uebung mit Gewalt und über die Maasse auf die entgegengesezte Seite hängen. Ich fühle Abscheu vor Mühe, Arbeit und Schmerz; so will ich mich tummeln und meine Vorstellungen gerade dahin üben, daß ich den Abscheu vor allem dergleichen fahren lasse. Denn wer kann mit Grund sagen, daß er moralische Uebungen mache? Wer ist ein wahrer Ascet? Derjenige, der sich darauf legt, nur allein in Dingen, die von dem Willen abhangen, Begierde oder Abscheu walten zu lassen; und sich darauf legt, dieß vornemlich in solchen Fällen zu können, die den Menschen gemeinlich am schwersten ankommen. Hiezu muß der eine dieß, der andere ein anderes Uebungsmittel ergreifen. Was sollte es aber hiezu taugen, wenn man an einen Palmbaum hinaufklimmt, oder eine lederne Zelte und Mörser und Stössel mit sich herumträgt? Mensch, bist du gähzornig, so übe dich es zu dulden, wenn du gescholten wirst, und dich nicht zu kränken, wenn man dir verächtlich begegnet. Auf die Weise wirst du es so weit bringen, daß, wenn

du

du auch Schläge bekämest, du bey dir selbst sagen wirst: Laß dir seyn, du habest eine Statue umfangen. So übe dich auch, den Wein anständig zu brauchen; nicht, daß du viel Wein ertragen mögest; (denn es giebt auch Leute, die solche verkehrte Uebungen anstellen,) sondern übe dich anfangs, daß du den Wein gänzlich missen könnest; deßgleichen, daß du ein Mädchen, daß du einen Ragout, einen Eyerkuchen -- entbehren könnest. Hernach magst du dich etwan, wenn du es rathsam findest, gelegentlich in eine Probe einlassen, um zu erfahren, ob dir die sinnlichen Vorstellungen noch so leicht, als vordem, ansiegen. Für den Anfang aber halte dich in einer sorgfältigen Entfernung von denen, die dir zustark wären. Die Gesellschaft eines schönen Mädchens ist ein zu harter Kampf für einen Jüngling, der nur erst anfängt, der Philosophie obzuliegen. Ein irdener Krug, sagt das Sprüchwort, muß es nicht mit einem Kieselstein aufnehmen.

Das zweyte Feld, worinn du dich nächst der Begierde und dem Abscheu zu üben hast, sind deine Triebe und Abneigungen, die du dazu gewöhnen must, daß sie der Vernunft folgsam, daß sie nicht zur Unzeit, nicht am unrechten Ort, noch sonst auf irgend eine unschikliche und regellose Weise rege seyen.

Das dritte Feld machen die Urtheile aus. Hier muß es in deinen Uebungen dahin abgesehen seyn, daß du gegen den Schein und Reiz der Dinge auf guter Hut seyest. Denn wie Socrates gesagt hat,

man müsse nicht ohne öftere Untersuchung seines Lebens dahin leben, also muß man auch keine sinnliche Vorstellung ohne scharfe Untersuchung annehmen. Halt! müssen wir sagen, wie eine Schildwache bey Nacht, bleib stehen, laß sehen, wer du bist? Woher kömmst du? Hast du das Losungswort, das Wahrzeichen, welches die Natur den Bildern gegeben hat, die von uns sollen angenommen werden? Was denn die leiblichen Uebungsmittel anbetrift, deren sich einige bedienen, so mögen auch dieselben ihren Werth haben, in so fern sie auf die Berichtigung des Begehrens-Vermögens einen Einfluß haben. So bald man aber dieselben braucht, sich zu spiegeln und sich bewundern zu lassen, so verräth dieß schon einen Menschen, der einen Hang nach äussern Dingen hat; der etwas anders als das rechte Ziel erjagen will, dem es um Zuschauer zu thun ist, welche ausrufen sollen: O, das ist ein grosser Mann! Apollonius hat deßwegen gar wol gesagt: Wenn du eine Uebung für dich selbst anstellen willst, so nimm im heissesten Durst einen Mund voll frisches Wasser, und spey es wieder aus, aber sag es niemandem.

Dreyzehnte Rede.

Was Einöde sey, und was verlassen seyn heisse.

Derjenige ist in einer Einöde, der aller Hülfe beraubt ist. Mancher ist allein oder einsam, und doch in keiner Einöde; Mancher hingegen ist in der

Einöde,

Einöde, obwol er unter vielen Leuten ist. So sagen wir ja oft, wenn wir einen Bruder oder einen Sohn, oder einen Freund, an dem wir alles fanden, verloren haben, wir seyen in der Einöde zurükgelassen worden, und sind in Rom, wo es von Volk wimmelt, wo so viele unter einem Dache mit uns sind, wo wir etwa wol eine Menge Bediente haben. Wer in der Einöde seyn soll, muß nach dem Begriff des Wortes aller Hülfe entäussert, und allen die ihm zu schaden suchen, bloß gestellt seyn. Darum sagen wir hauptsächlich dennzumal, wir seyen in einer Einöde, wenn wir auf einer Reise unter Mörder fallen. Denn die Einöde hört nicht auf, so bald wir nur einen Menschen, sondern erst wenn wir einen treuen, ehrlichen, dienstfertigen, erbliken. Würde ein jeder Ort, wo man einsam ist schon eben dadurch zur Einöde werden, so müßtest du sagen, Zeus werde in einer Einöde und Wüsteney seyn, wenn einmal die Welt im Feuer zerschmolzen ist, er werde seinen Zustand bejammern: O, ich elender! nun habe ich keine Juno, keine Pallas, keinen Apollo mehr, überall keinen Bruder, keinen Sohn, keinen Enkel, keinen Neffen mehr! Es sagen es wirklich einige, Jupiter werde so klagen und weinen, wenn er nach dem allgemeinen Brand ganz einsam seyn werde. Denn diese Leute denken nicht darauf, wie man das Leben in der Einsamkeit zuzubringen habe, folgen hierinn lediglich einem natürlichen Trieb, der natürlichen Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und zu den Annehmlichkeiten des Umganges. Allein man muß sich nichts desto minder auch dazu einrichten und gefaßt machen, daß man an sich selbst vorlieb

nehmen, und sich selbst Gesellschaft seyn könne. Wie Zeus ihm selbst Gesellschaft ist, und sich an ihm selbst begnüget, und seine Regierung denkt, wie sie beschaffen ist, und sich mit Rathschlägen, die seiner würdig sind, beschäftiget; so müssen auch wir können mit uns selbst reden; wir müssen es müssen können, daß uns andere unterhalten; wir müssen nicht verlegen seyn, wenn uns das mangelt; wir müssen die göttliche Einrichtung und Regierung der Welt betrachten; wir müssen Achtung geben, wie wir uns gegen andere Dinge verhalten, wie wir uns ehedessen gegen die Zufälle verhalten haben, und wie wir uns izt darunter verhalten: was für Dinge uns plagen, wie ihnen abzuhelfen, oder wie sie ganz aus dem Wege zu räumen wären; wir müssen das, was an uns mehrerer Cultur und Ausarbeitung bedarf, nach der Vorschrift der Vernunft mehr bearbeiten und auspolieren.

Denn sehet doch: Wir halten dafür, Cäsar habe uns einen grossen Frieden verschaffet, es seyen keine Kriege, keine Treffen, izt sey man vor den grossen Räuber- und Mörderrotten zu Land und See sicher, izt könne man ohne Gefahr in jeder Jahreszeit reisen und aus dem Orient in den Occident schiffen. Kann er uns aber auch Frieden schaffen vor dem Fieber? Kann er uns vor Schiffbruch? kann er uns vor Feuersbrunst, vor Erdbeben, vor Donner sicher stellen? Oder ich will nur fragen: Kann er uns Ruhe schaffen vor der Liebe? Das kann er nicht. Vor Trauer? Nein. Vor dem Neide? Nein; vor allem dergleichen

gleichen kann er uns nicht Frieden schaffen. Hingegen verspricht uns die Philosophie, daß sie uns auch vor diesen Feinden Frieden schaffen wolle. Sie sagt: Wenn ihr mir eure Aufmerksamkeit gönnen wollet, ihr Menschen, so sollet ihr, wo ihr immer seyn, was ihr immer thun möget, in keine Betrübnis, in keinen Zorn gebracht, nie gezwungen, nie verhindert werden, ihr sollet ohne Paßionen und in vollkommner Freyheit euer Leben zubringen. Wenn einer diesen Frieden hat, einen andern als den Cäsar hat auskündigen lassen, (denn woher sollte er die Macht haben, einen solchen ausrufen zu lassen?) einen Frieden, den Gott durch die Vernunft hat verkündigen lassen, warum sollte der in seiner Einsamkeit sich nicht begnügen können, wenn er beschaut und beherziget: Nun kann mir kein Uebel begegnen, für mich hat es keine Dieben, für mich giebt es kein Erdbeben, für mich ist überall Friede, nirgend kein Schrecken noch Gefahr; jede Strasse, jede Stadt, jede Gesellschaft ist sicher für mich; ich habe von keinem Nachbar, von keinem Mitbürger einigen Schaden zu besorgen? Es ist einer, und der ist sorgfältig genug, der mir Lebensmittel verschaft, der mir Kleider verschaft, der mir Sinnen und Verstand gegeben hat. So bald mir dieser die Nothwendigkeiten nicht mehr darreicht, giebt er mir das Zeichen zum Abzuge und sagt: „Gehe!„ Wohin? An keinen furchtbaren Ort, sondern nur dahin, woher du entsprungen bist, unter Freunde und Verwandte, unter die Elemente. Was an dir Feuer war, geht in das Feuer; was Erde war, in Erde; was Luft war, in Luft; was Was-

ser war, in Wasser zurük. Es ist kein Hades, kein Cocyt, kein Acheron, kein Pyrephlegeton, sondern alles voller Götter und Dämonen.„ Wenn einer dieses denken kann, und die Sonne, den Mond und die Sternen siehet, und der Erde und des Meeres geniesst, so ist er in keiner Einöde, und eben so wenig in hülfloſem Zustande. -- Wie aber, wenn einer mich einsam antrift und erwürgt? -- Narr, er erwürgt nicht dich, sondern nur den Leib.

Was wollten wir denn mehr Einöde, was rathloſen Zustand nennen? Warum wollten wir durch eigene Schuld schlimmer daran seyn, als kleine Kinder? Wenn man die allein läßt, was machen sie? Sie nehmen Scherben und Sand, und bauen etwas auf, reissen es nieder und bauen etwas anders, und sind auf die Weise nie verlegen, womit sie ihre Zeit zubringen wollen. Sollte ich denn, wenn ihr verreiset, da sizen und weinen, daß man mich einsam und in Einöde gelassen hat? Werde ich denn nicht auch noch Scherben und Sand finden? Die Kinder wissen sich in ihrer Einfalt so zu helfen. Wir hergegen sind vor Verstande unglüklich.

Eine jede grosse Kunst ist für den Anfänger unsicher. Man muß freylich die Zufälle mannlich ertragen: so erfordert es die Kunst zu leben. Aber sie will nicht, daß du dich unterstehest, was noch über deine Kräfte ist; sie hat jenes Geseze keinem Schwindsüchtigen vorgeschrieben. Lerne zuerst leben, wie ein Kranker, damit du nachwärts wie ein Gesunder, leben mögest. Faste, trink Wasser.

Ent-

Entäussere dich vor eine Zeit aller und jeder Begierde, damit du nachwärts lauter vernünftige Begierden haben mögest. Und wenn sie einmal vernünftig seyn werden, d. i. wenn sie auf Güter gehen, die du dir selber schaffen kannst, so wird dein Begehrensvermögen in seiner Vollkommenheit seyn.

Aber nein, das will uns nicht gefallen, sondern wir wollen geradezu ein Leben führen, wie die Weisen, wie ausgemachte Meister, wir wollen den Leuten schon mit Unterricht dienen. Was wird das für ein Dienen seyn? Was willst du thun? Hast du denn dir selbst schon gedienet? Aber du willst ihnen wenigstens Vermahnungen geben. Hast du solche dir selbst schon gegeben? Willst du ihnen mit Lehren nüzlich seyn, so zeige ihnen an dir selbst, was die Philosophie für Leute bildet, und laß das Gewäsche unterwegen. Iß und trink so, daß deine Gesellschaft an deinem Beyspiel eine nüzliche Lehre habe. Sey gegen jedermann gefällig und nachgeblich, und erdulde Beleidigungen. Durch eine solche Aufführung gieb nüzliche Lehren, und behalte deine unverdauten Regeln bey dir selbst.

Vierzehntes Stük.

Vermischte Gedanken.

Gleichwie schlechte Musicanten kein Solo singen, sondern nur accompagnieren können, also giebt es Leute, die nicht können allein spazieren. Mensch, wenn

wenn du etwas bist, so must du auch allein spazieren und mit dir selbst reden, und dich nicht unter dem Chor verlieren. Laß dich einmal in eine Untersuchung ein, beschaue etwas von allen Seiten, greif dich an, damit du erfahrest, was Manns du seyest.

Wenn einer Wasser trinkt, und in etwas anderm ascetisch lebt, so sagt er es gleich jedermann bey jedem Anlas: Ich trinke Wasser. Trinkst du denn nur deßwegen Wasser, damit du sagen könnest, du trinkest nur Wasser? Mensch, wenn du einen Vortheil dabey findest, Wasser zu trinken, so trink: Findest du aber keinen, so handelst du lächerlich. Nuzt es dir etwas und trinkst du deßwegen Wasser, so sage es nicht vor Leuten, denen Wassertrinker und Asceten verhaßt sind.

Alles, was man thut, thut man entweder um der Sache selbst willen, weil sie einen innerlichen vorzüglichen Werth hat; oder eines gewissen Umstandes wegen; oder weil es ein Mittel zu einem vorgesezten Endzwek ist; oder aus Gefälligkeit und Herablassung, oder weil es Stand und Profeßion so erfodert.

Stolze Zuversicht und verzagter Muth sind zween Fehler, die man ausreuten muß: Stolze Zuversicht ist es, wenn man sich einbildet, man bedürfe weiter nichts. Verzagtes Wesen ist es, wenn du es für eine gänzliche Unmöglichkeit hältst, daß du unter so vielen Schwierigkeiten glüklichen Fortgang haben könnest. Die stolze Zuversicht

wird

wird zerstört, wenn man einen überführt, daß sie ihn betrüge. Das trieb Socrates hauptsächlich. Daß dein Fortgang oder deine Glükseligkeit in solchen oder solchen Umständen schlechterdings unmöglich sey, das nimm nicht so für gewiß und unwidersprechlich; sondern forsche nach, und untersuche; diese Nachforschung wird dir nichts schaden: Ja es ist beynahe so viel als Ausübung der Philosophie, wenn man sich erkundiget, wie es möglich sey, nur solche Begierde und Abscheu zu haben, denen keine Hinternissen in den Weg kommen können.

Ich bin besser, als du; denn mein Vater ist Consul gewesen. Du bist nie Tribun gewesen, aber ich. -- Wenn wir Pferde wären, so würdest du sagen: Mein Vater übertraf dich im Laufen. Ich bekomme Hafer und Heu zur Genüge; ich bin prächtig equipiert: und darauf würde ich dir antworten: Das mag seyn, aber laßt uns wettlaufen. Nun denn, so werden wir doch bey dem Menschen auch so etwas haben, das so gut, als bey den Pferden das Laufen, entscheide, wer der bessere oder der schlechtere sey. Sollte es nicht etwa Ehre und Gewissen, Treue und Gerechtigkeit seyn? Zeige, daß du darinnen besser seyest, als ich, wenn du mich als Mensch übertreffen willst. Sagst du mir, du schlageste gewaltig hinten auf, so müßte ich dir antworten, du seyest auf eine Eselstugend stolz.

Fünfzehnte Rede.

Daß man alles, was man unternimmt, vorher reichlich überlegen müsse.

Betrachte bey einem jeden Geschäfte, was vorhergehen müsse, und was daraus erfolgen werde; und erst denn laß dich ein. Sonst würdest du zwar anfangs, wenn du nicht überdacht hast, was damit verknüpft sey, hurtig und geneigt zu Werke gehen; nachwärts aber, wenn dir eins und anders erst sichtbar wird, mit Schande davon abstehen. -- Ich will in den olympischen Spielen einen Preis gewinnen. -- Das wollte ich wahrhaftig auch selbst gerne: Denn das ist etwas schönes: Aber betrachte, was vorhergehen muß, und womit es begleitet ist; und wenn du denn deine Rechnung dabey findest, so gieb dich damit ab. Du must dich an die genauste Ordnung halten; nur essen, was und wenn es dir vorgeschrieben ist; dich aller niedlichen Bissen enthalten; deine Uebungen, es mag dir gefallen oder nicht, zu gesezter Stunde machen, in schwülem oder kaltem Wetter. Du darfst kein kaltes Wasser, zuweilen auch keinen Wein trinken. Du must dich deinem Lehrmeister, wie einem Arzt, gänzlich übergeben. Denn must du dich im Kampf selbst nicht ausser den Kreis der Grube hinaustreiben lassen; da begegnet es sehr leicht, daß man die Hand verrenkt, den Fuß verdrehet; da giebt es Staub zu schluken, man kriegt

die

die Zuchtpeitsche, wenn man das geringste wider die Kampfregeln verfehlt; und nach diesem allem kann es begegnen, daß man doch überwunden wird. Wenn du das bedacht, und noch Lust hast, so gehe und kämpfe. Sonst, siehest du wol, würdest du dich aufführen, wie die Kinder, die in ihren Spielen bald Kämpfer, bald Fechter agieren, bald die Trompeten blasen, bald Tragödie spielen, so bald sie diese Sachen gesehen und den Kopf davon voll haben. So geht es dir wirklich auch. Bald bist du ein Kämpfer, bald ein Fechter, bald ein Philosoph, bald ein Redner, aber von ganzer Seele keines von allen, sondern, wie ein Affe, machest du alles, was du siehest, nach; es gefällt dir alle Augenblike wieder etwas anders, und verleidet dir, so bald es nicht mehr neu ist. Denn du machest keine Ueberlegung, du beschauest die Sache nicht nach allen ihren Theilen, du stellest keine scharfe Untersuchung an, ehe du dich in ein Geschäft einlässest, sondern nimmst blindlings und aus flüchtigem Einfall das oder dieß vor die Hand: So wenn einige einen Philosophen gesehen, oder jemanden haben sagen hören: O, was doch Euphrates für eine Wolredenheit besizt! Es ist nicht möglich, daß jemand seiner Wolredenheit beykomme: -- so wollen sie sich so gleich auf die Philosophie legen. Mensch, untersuche zuerst, was das für ein Geschäft sey, hiernächst deine Fähigkeit und Kräfte, was du im Stande seyest, zu ertragen. Willst du ein Kämpfer werden, so schau erst deine Schultern, deine Hüften, deine Schenkel an. Der eine hat von der Natur zu diesem, der andere zu etwas anderm Fähigkeiten empfangen.

Meineß

Meinest du, du könnest der Philosophie obliegen, und noch immer dasselbige thun, was du izt thust? Meinest du, du könnest noch gleich trinken, noch gleich im Zorn entbrennen, noch gleich verdrüßig und murrisch seyn? Nächte must du durchwachen, arbeiten must du, must Gelüste überwinden, must von deinen Verwandten und Bekannten wegreisen, must dich von dem Knecht lassen verachten, von den Leuten auf der Straße lassen auslachen, in allem den kürzern ziehen, in Ehrenstellen, in dem Range, vor Gerichte. Darüber denke nach, und wenn es dir denn noch gut däucht, so nimm das Geschäft vor dich, wenn du um diesen Preis, Ruhe, Freyheit, Standhaftigkeit des Gemüths erhandeln willst; wo nicht, so mache dir keine Mühe, treib keine Kinderpossen, sey nicht heute ein Philosoph, morgen ein Zollpachter, denn ein Redner, und denn ein kaiserlicher Amtmann. Dieß taugt nicht zusammen. Du must nur ein Mensch seyn, entweder ein guter oder ein schlechter: Du must entweder dein oberstes Seelenvermögen cultivieren, oder dir mit den äussern Dingen zu schaffen machen; entweder den innern oder den äussern deine Zeit und deinen Fleiß wiedmen, das heißt, entweder im Philosophen- oder Idiotenstand leben.

Als Galba ermordet worden, sagte einer zu Rufus: Sagst du izt noch, es sey eine Vorsehung, die alles regiere? Rufus antwortete: Ich habe nie nur so obenhin bloß von Galba meinen Beweis hergenommen, daß die Welt durch eine Vorsehung regiert werde.

Sechs-

Sechszehnte Rede.

Daß man sich sorgfältig in Acht nehmen müsse, zu was für Gefälligkeiten man sich herabläßt.

Wenn sich einer zu gewissen Leuten oft herabläßt, entweder mit ihnen zu schwazen, oder zu trinken, oder überhaupt Umgang mit ihnen zu haben; so muß nothwendig daraus erfolgen, daß er entweder ihres gleichen wird, oder sie nach seinen Gesinnungen und Sitten umgebildet werden. Denn wenn man eine abgeloschene Kohle zu einer glühenden legt, so wird eine die andere entweder anzünden oder ersteken. Da es derowegen mit so grosser Gefahr begleitet ist, so muß man sich in Acht nehmen, wenn man sich mit Idioten in solche Gefälligkeiten einläßt; und eingedenk seyn, daß es schier nicht anderst seyn kann, als daß sich dem, der mit einem berußten Menschen umgeht, Ruß anhänge. Denn wie willst du dich verhalten, wenn dein Idiot von Fechtern, von Kämpfern, von Pferden, und welches noch das ärgste, wenn er von Leuten redet, und zuversichtlich abspricht: Das ist ein nichtswürdiger, das ist ein grundehrlicher Mann, das war eine schöne Handlung, das war eine schändliche That? Wenn er ferner Spöttereyen und Schnaken sagt; wenn er boshaften Wiz ausstößt? Ist einer unter euch, der in solchem Fall dann gerade die Geschiklichkeit eines guten

Harfenisten besize, der so bald er seine Saiten rührt, so gleich weiß, welche verstimmt sind, und sein Instrument harmonisch machet? Oder die Kunst, welche Socrates besaß, der allemal die ganze Gesellschaft, so oft er sich vertraulich einließ, auf seine Materie herumzuholen wußte? Woher sollte euch diese Geschiklichkeit gekommen seyn? Da wisset ihr euch nicht zu helfen, da haben euch die Idioten in ihrer Gewalt und führen euch herum, wie sie wollen. Aber warum sind sie stärker, als ihr? Weil sie, so elend und nichtswürdig ihr Geschwäz ist, doch immer nach ihren wirklichen Begriffen und Grundsäzen reden; euch hingegen, die schönen Sachen, die ihr vorbringt, bloß von den Lippen gehen: Darum haben euere Reden weder Kraft noch Leben, und es ist zum hochgähnen, wenn man euere Vermahnungen hört, und die armselige Tugend, davon ihr in die Länge und in die Quer immer schwazet. Daher kömmt, daß die Idioten euer meister werden. Denn was von Herzen geht, und was man als einen Grundsaz hegt, das hat allemal eine Stärke, die unüberwindlich ist. Ich rathe euch derowegen, daß ihr Bedenken tragen sollet, mit Idioten Umgang zu pflegen, bis erst einmal die feinen Begriffe in euch eingewurzelt sind, bis ihr erst einen solchen Grad der Geschiklichkeit erworben habt, dabey ihr sicher seyn möget. Sonst wird euch, was ihr etwa in der Schule aufzeichnet, wie Wachs an der Sonne täglich wider zerschmelzen. Gehet derowegen sorgfältig ab der Sonne, so lange ihr nach wächserne Begriffe habt. Das ist eben auch der Grund, warum die Philosophen den Rath

geben,

geben, man solle in die Fremde gehen, weil man durch die alten Bekanntschaften zusehr abgehalten wird, und schon die Anfänge einer neuen Lebensart immer von denselben gehintert werden. Man kann es nicht wol ertragen, wenn man fast an jeder Ecke hören soll, daß man mit höhnischer Miene über uns ausruft: Schauet doch, N. hat den Philosophenorden angenommen! Er, der von solchem und solchem Gelichter war! So verordnen auch die Aerzte Patienten, deren Erholung gar zu langsam gehen will, eine Reise in ein ander Land und eine andere Luft, und das mit gutem Erfolge. So werdet auch ihr wol thun, wenn ihr euch andere Sitten und Gewohnheiten anschaffet, wenn ihr euch eure Begriffe tief einpräget und darinn erstarket. Aber anstatt dessen lauft ihr von hier in die Schauspiele, auf den Fechtboden, auf die Promenade, auf die Rennbahn, und von dort wieder hieher und von hier wieder dorthin, und bleibt immer die alten. Man sieht keine neue Lebensart bey euch aufkommen, man sieht keinen, der Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich anwendete, der sich selbst beobachtete, wie er mit den gemeinen Vorstellungen umgehe, ob der Natur gemäß, oder nicht gemäß; was er denselben für Bescheid gebe, ob gehörigen oder nicht; ob er auch zu denen Dingen, die nicht von dem Willen abhangen, sage: Das geht mich nichts an. Wenn es bey euch noch nicht so stehet, so meidet die alten Bekanntschaften, meidet die Idioten, wenn ihr je einmal anfangen wollet, etwas rechtes zu seyn.

Siebenzehnte Rede.

Von der Vorsehung.

Wenn es dich etwa bedünken will, du habest eine Klage wider die Vorsehung zu führen, so beschau vorher die Sache etwas näher: Du wirst allemal finden, daß es vernünftiger Weise so hat müssen gehen, wie es gegangen ist. -- Aber der Ungerechte hat doch den Vortheil davon getragen. -- Worinn? -- In einer Geldsache. -- Darinn ist er auch mehr, als du; er schmeichelt; er sezt Scham und Ehre beyseits; er bleibt ungeschlafen. Was Wunders hiemit? Aber schau nun hergegen, ob er auch mehr Treue, mehr Scham und Gewissen habe, als du? Da wirst du keinen Vortheil auf seiner Seite finden, sondern finden, daß daran, worinn du der stärkere bist, der Vortheil auch auf deiner Seite sey. Ich sagte einmal einem, den es ärgerte, daß Philostorgus so viel Glük hatte: Wolltest du wol bey Sura schlafen? O! antwortete er, die Tage meines Lebens nicht! Warum ärgert es dich denn, daß er um einen solchen Preis etwas erhält? Oder, wie kannst du ihn glüklich schäzen, daß er durch Mittel und Wege, die du für dich verwünschest, zu jenem Glük gelangt? Oder was thut die Vorsehung unrechtes darinn, wenn sie allezeit denen, die mehr als andere sind, auch mehrers werden läßt? Ist es nicht etwas mehrers, wenn du treu und ehrlich handelst, als wenn dir Geld zufließt? Das räumte er mir ein.

Worüber

Worüber ärgerst du dich denn, Mensch, da du doch das mehrere hast? Behaltet hiemit und laßt es nie aus dem Sinne kommen, daß dieses ein Gesez der Natur ist: daß der bessere, worinn er besser ist, allezeit den Vortheil über den schlechtern habe; so werdet ihr euch nimmermehr entrüsten. -- Aber mein Weib begegnet mir übel. -- Nun denn, wenn dich einer frägt: Wie hast du es diesfalls? so sage schlechtweg: Mein Weib begegnet mir übel. -- Ist es weiter nichts? -- Nichts. -- Mein Vater giebt mir nichts. -- Das magst du immer sagen: Aber wenn du das ein Uebel nennen wolltest, so müßtest du es ausser der Natur der Sache nehmen, und hinzulügen. Wir müssen also nicht die Armuth sondern nur das falsche Urtheil über dieselbe verbannen, so werden wir glüklich seyn.

Achtzehnte Rede.

Daß man sich durch keine Zeitung müsse verunruhigen lassen.

Wenn man dir etwas ankündigt, worüber man unruhig zu werden pflegt, so halte dich mit Gedanken gefaßt, daß es keine Zeitung geben kann, die etwas, so von deinem freyen Willen abhängt, beträfe. Oder kann dir jemand ankündigen, du habest dir falsche Begriffe gemachet, oder einer thörichten Begierde Raum gegeben? Keineswegs, sondern man kann dir etwa die Zeitung bringen: Der und der ist gestorben. Was liegt denn dir daran? Der und der redet übel von dir.

Was liegt dir daran? Dein Vater macht solche und solche Anstalten. Gegen was? Gegen deinen freyen Willen? Wie wollte er das können? Nein, sondern den Leib, das Erbe betreffend. Du bist hiemit ausser Gefahr, das sind nicht Anstalten wider dich. Aber es wird vor Gericht erkennt, du seyest ein Feind der Religion. Ist das nicht auch vor Gericht über Socrates erkennet worden? Ist es deine Handlung, wenn der Richter ein Urtheil spricht? -- Nein. -- Was hast du dich denn darüber zu bekümmern? Dein Vater sollte nach seiner Pflicht dieß oder das thun. Erfüllt er seine Pflicht nicht, so hat er den Character eines Vaters, eines zärtlichen, eines sanften - verloren. Frage nicht, ob er deßwegen sonst nichts verloren habe? Denn man wird niemal an etwas anderm geschädiget, als woran man gesündiget hat. Dir kömmt zu, daß du dich mit gesetztem Gemüthe, mit Bescheidenheit und ohne Zorn vertheidigest. Thust du es nicht auf die Weise, so hast du den Character eines Sohnes, eines Bescheidenen, eines Gutartigen verloren. Wie? hat denn der Richter keine Gefahr? Allerdings steht auch er in gleicher Gefahr. Was solltest denn du dir Sorge darüber machen, wie er richten werde? Was hast du mit dem Uebel eines andern zu schaffen? Dein Uebel wäre, wenn du dich auf eine unwürdige Weise vertheidigtest. Hüte dich nur vor diesem. Ob du aber verurtheilt oder nicht verurtheilt werdest, das kann, so, wie es eines andern Handlung ist, auch nur einem andern ein Uebel seyn. -- Der und der droht dir! -- Mir? Nein, sage ich. -- Du bist von dem und dem gescholten. -- Da mag er zusehen, wie er

nach

nach seinen Pflichten handle. -- Dein Richter wird dich ungerechter Weise verurtheilen. -- So ist er unglükselig.

Neunzehnte Rede.

Der Idioten- und Philosophen-Stand.

Der erste Unterschied zwischen einem Idioten und einem Philosophen ist, daß jener sagt: O wie macht mich der Sohn, der Bruder, der Vater so unglüklich! Dieser hingegen, wenn ihm etwan ein Seufzer ausgepresset wird, die Sache näher betrachtet und sagt: O wie mache ich mich selbst unglüklich! Denn es können keine Dinge, die nicht von unserm Willen abhangen, unserm Willen Gewalt und Leid zufügen, wenn er sichs nicht selbst zufügt. Wenn wir uns hiemit auf diese Seite neigten, daß wir, so oft es uns schlimm gehet, die Schuld uns selbst beymässen, und dran dächten, daß Unruhe und Verwirrung des Gemüths von nichts anderm herrühre, als von dem Begriffe, den wir uns von der oder dieser Sache gemachet haben, so hätten wir, das darf ich euch bey allen Göttern schwören, einen grossen Schritt in der Philosophie gemachet. Aber wir sind von Jugend auf einen andern Weg gegangen. Gerade da wir noch Kinder waren, strafte die Amme, wenn wir uns etwa aus Unachtsamkeit angestossen hatten, nicht uns, sondern sie schlug den Stein. Was hatte denn der Stein verfehlt? Hätte er wegen der Thorheit deines Kindes solten aus dem Wege gehen? So auch wenn wir nach

dem Bade das Essen nicht schon auf dem Tische fanden, brachte der Aufseher nicht unsern ungestümen Gelust in die Schranken, sondern prügelte den Koch. -- Mensch, haben wir dich zum Aufseher über den Koch bestellt? Nein, sondern über unsern Sohn: Verbessere diesen, diesem gieb nüzliche Lehren. -- Man kann uns also noch für Kinder ansehen, obwol wir völlig erwachsen sind. Denn es ist einer ein Kind in der Music, wenn er von der Music nichts versteht; ein Kind in der Schreibkunst, wenn er nie gelernt hat schreiben; und so ist auch jeder, der keine Philosophie hat, ein Kind in der Kunst vernünftig zu leben.

Zwanzigste Rede.

Daß man von allen äussern Dingen Nuzen schöpfen könen.

Von theoretischen Vorstellungen ist man beynahe einhellig, daß das Gute und das Uebel inner uns, und nicht an den äussern Dingen sey. Es nennt es niemand ein Gut, wenn es Tag ist, oder ein Uebel, wenn es Nacht ist: Aber man sagt wol, der urtheile sehr übel, der von dreyen sagt, es seyen vier. Man nennt hiemit die Gewißheit ein Gut, den Irrtum dagegen ein Uebel; also daß es auch in Ansehung der Unwahrheit und des Irrtums eine Gewißheit giebt, nemlich, daß sie Unwahrheit und Irrtum seyen. Gerade so sollte man auch bey practischen Vorstellungen, das Gute und das Uebel nicht für etwas ansehen, das auser uns,

uns, sondern allezeit inner uns sey. Du sagst, die Gesundheit ist ein Gut, die Krankheit ein Uebel. Wenn du recht reden willst, so sage: Der rechte Gebrauch der Gesundheit ist ein Gut; der schlimme Gebrauch derselben, ein Uebel; so daß man, das schwöre ich dir, auch aus der Krankheit Nuzen ziehen kann. Oder läßt sich nicht selbst aus dem Tode, läßt sich nicht aus Zerstümmlung des Leibes Nuzen ziehen? Däucht dir der Vortheil geringe, den Menöceus von seinem Sterben hatte? Wäre wol ein Mensch, der das Gute und Uebel in den äussern Dingen sezt, fähig, so grossen Nuzen zu schöpfen, als Menöceus geschöpft hat? So sage mir doch: Hat er nicht den Character eines Patrioten, eines Großmüthigen, eines Getreuen, eines Dapfern behauptet? Wenn er hergegen seines Lebens geschonet hätte, würde er da nicht dis alles verloren haben, würde er nicht das Widerspiel von diesem allem geworden seyn? Hätte er nicht den Character eines Feigen, eines Unedeln, eines Menschen, der nicht die mindeste Liebe für sein Vaterland hat, der nichts so sehr wie sein Leben liebt, angenommen? Nun denn däucht es dir ein geringer Nuze, den er durch seinen Tod erhalten hat? -- Nein. -- Hat hergegen Admets Vater einen grossen Vortheil davon gehabt, daß er auf eine so unedle und blöde Art sein Leben behielt? Hat er nicht hernach doch einmal sterben müssen?

O, höret um der Götter willen auf, euch aus den äussern Dingen, aus dem blossen Stofe, so viel zu machen: Höret auf, euch selbst zu Sclaven zu

machen, zu doppelten Sclaven, einmal der Sachen, hernächst um der Sachen willen auch der Menschen, die euch dieselben verschaffen oder entreissen können. -- Kann man denn hiemit Nuzen aus solchen Dingen ziehen? -- Aus allen, auch aus Schimpf und Schmach. Was nüzt es einem Kämpfer, wenn man ihn Vorübungen machen läßt? -- O, das nüzt ihn sehr viel. -- Auf die gleiche Weise stellt der, so mich beschimpft, Vorübungen mit mir an; er übt meine Geduld, meine Sanftmuth, meine Gelassenheit. Siehe doch, wenn mich der Lehrmeister auf dem Kampfboden beym Halse anpakt, wenn er mir die Schultern und die Hüften in die Ordnung drehet, schafft er mir nicht Nuzen? Thut mir der Alip nicht gute Dienste, wenn er mir zuruft: Mit beyden Händen angefaßt! Vom Boden! je strenger er mir ist, desto mehr Nuzen schöpfe ich. Warum sollte es mir denn von keinem Nuzen seyn, wenn mich einer übt, den Zorn zu unterdrüken? Wer dieß behaupten will, muß gar nicht verstehen, was es heisse, Vortheil und Nuzen von Menschen zu schöpfen. Ist mein Nachbar böse, so ist er es ihm selbst; mir ist er gut, er übt meine Gutgesinntheit, meine Vertragsamkeit. Ist mein Vater böse, so ist er es ihm selbst; mir ist er gut. Dieses ist der Stab Merkurs: Berühre damit, hieß es, was du willst, so wird es Gold werden. Freylich verspreche ich dir kein Gold. Aber laß mir kommen, was du willst, so will ich es zu einem Gut machen. Laß mir Krankheit, laß mir Tod, laß mir Mangel, laß mir Schmach, laß mir Blutgericht kommen; dieß alles soll mir durch diesen

Merkur-

Merkurstab zum Nuzen werden. -- Was willst du mir denn aus dem Tode machen? -- Was anders, als etwas, davon du Ehre haben, dabey du im Werk zeigen mögest, was ein Mensch ist, der die Absichten und Rathschlüsse der Natur versteht? -- Was willst du aus der Krankheit machen? -- Ich will zeigen, was sie an ihr selbst ist, ich will mich in derselben anständig aufführen, ich will standhaften Gemüthes bleiben, ich will erwünschten Fortgang meiner Sache haben, ich will weder dem Arzte Complimente machen, noch um den Tod beten. Willst du noch mehr fragen? Ich sage dir überhaupt: einen jeden Zufall, der mich treffen mag, seze welchen du willst, will ich glükselig, vergnüglich, ehrenhaft, beneidenswerth machen. -- Nein. Lieber, siehe zu, daß du nicht krank werdest. Es ist doch eine üble Sache um Krankheit. -- Das ist gerade so viel, als wenn einer sagte: Siehe zu, daß du dir nie die Vorstellung machest, drey seyen vier: Denn das wäre übel. Mensch, warum soll es eine üble Sache seyn? Wenn ich hievon gerade so urtheile, wie ich soll, was wird es mir noch schaden? Wird es mir nicht vielmehr nüzen? Wenn ich also von Mangel von Krankheit, vom Privatstande urtheile, wie ich soll, ist mir das nicht genug? wird mir das nicht nüzlich seyn? Warum soll ich denn noch in äussern Dingen das Gute oder das Uebel suchen?

Aber was sage ich. Das höret ihr so an, so lange ihr da sizet. Mit nach Hause nimmt es keiner, sondern ihr habt sogleich wieder Krieg mit dem Knechte, oder mit den Nachbarn, mit jedem,

der euer spottet, oder euch verlachet. Wol bekomm es dem Lesbius (will ich hergegen sagen) daß er mir täglich vorrükt, ich wisse nichts.

Ein und zwanzigste Rede.

Wider diejenigen, die leichterdings als Lehrer der Philosophie auftreten.

Leute, die einmal die Theorie, die blossen Lehrsäze und Regeln gelernt haben, wollen dieselben sogleich wieder von sich geben, wie Leute von schwachem Magen die Speisen. Verdaue zuerst, was du gelernt hast, so wirst du nicht so speyen. Hast du noch nicht verdaut, so wird dein Vortrag wirklich nichts anders seyn, als gespeyetes, Unrath, Zeug, das zur Nahrung nichts taugt. Zeig uns lieber, was sich in deinem obersten Seelenvermögen durch die Lehren, die du aufgefasset, geändert habe, so wie Kämpfer zeigen, was sie durch ihre Uebungen und Diät für starke Schultern bekommen haben; und so, wie Künstler in Probstüken sehen lassen, was sie aus dem empfangenen Unterricht erlernt haben. Ein Baumeister kömmt nicht und sagt: Höret mir zu, ich will einen Discurs über die Baukunst halten; sondern er läßt ihm einen Bau verdingen, führt ihn auf, und zeigt, daß er sein Handwerk versteht. Thu du auch so etwas. Iß, wie es dem Menschen geziemt; trink, wie es dem Menschen geziemt; kleide dich anständig; sey ein Ehemann, ein Vater, ein Bürger; erdulde Schimpf, schike dich in einen

übel-

übelgesinnten Bruder; schike dich in deinen Vater, in deinen Sohn, in deinen Nachbar, in den Umgang. Zeig uns ein solches Verhalten, damit wir sehen, daß du in der That etwas philosophisches erlernt habest. -- Nein, sondern kommet, und höret mir zu, wie ich Anmerkungen und Erläuterungen über mein Lesebuch mache. -- Geh, suche dir Leute, denen du dieß Zeug vorspeyest. -- Ich will euch doch so gut über den Chrysipp lesen, als immer einer. Ich will euch die Wörter auf das netteste erklären, ich will euch Säze und Schlüsse auf das feinste zergliedern, und hin und wieder will ich etwas von Antivaters und Archedems Gewächse hinzuthun. -- So hätten um deswillen die Jünglinge ihr Vaterland und ihre Eltern verlassen, daß sie kämen und dich Wörter erklären hörten? Sollen sie nicht einmal als Leute nach Hause kommen, die Geduld und Dienstfertigkeit erlernt haben, die ihrer Päßionen und Gemüthsbewegungen Meister worden seyen, die einen Vorrath von Grundsäzen gemachet haben, wo sie ihr Lebenlang Muth und Stärke hernehmen alle Zufälle wol zuertragen, und Ehre dabey zu erholen. Woher solltest du nun im Stand seyn, solche Sachen, die du nicht hast, mitzutheilen? Denn was hast du von Jugend auf anders gethan, als alle deine Mühe und Zeit darauf gewendet, wie man Syllogismen, wie man Trugschlüsse, wie man Schluß-Fragen zergliedere? -- Aber der und der hält Schule: warum sollte ich nicht eben so gut Schule halten mögen? -- Sclave, das läßt sich nicht so blindlings oder von ungefähr thun: es muß ein gewisses Alter, eine gewisse Art zu leben da-

seyn,

seyn, und man muß von GOtt dazu berufen und geführt seyn. Das meinst du nicht. Aber es geht gleichwol niemand unter Segel, der nicht vorher den Göttern geopfert, und sie um Hülfe und Schuz angerufen habe, auch säet man niemal, ohne vorher die Ceres angerufen zu haben: Wie sollte sich denn einer, der sich mit einem so wichtigen Geschäft abgiebt, ohne die Götter sicher damit abgeben? und wie sollten die, so unter einen solchen gehen, eine glükliche Wahl getroffen haben? Was thust du anders, Mensch, als du machest die Mysterien gemein; du äffest frefentlich die heiligen Gebräuche nach. Es ist so viel, als wenn du sagtest: Es ist zu Eleüsis ein Tempel. Hier ist auch einer. Dort ist ein Oberprieſter. Hier will ich den Oberprieſter agieren. Dort ist ein Herold; ich will auch den Herolden vorstellen. Es ist ein Fakeltrager dort: Auch Fakeltrager will ich seyn, und es sollen hier so viel Fakeln brennen, als dort. Es sollen die gleichen Worte, wie dort, gebraucht, und die gleichen Handlungen verrichtet werden. Worinn sollten denn jene Heiligthümer noch einen Vorzug vor den meinigen haben? -- Findest du den Vorzug nicht, du Religionsspötter? Kannst du denken, daß diese Ceremonien von Kraft und Nuzen seyen, wenn sie gleich nicht an ihrem Ort und nicht zu ihrer Zeit verrichtet werden? wenn sie gleich nicht mit Opfern und Gebetern begleitet sind; wenn du dich gleich nicht vorher gereiniget, und dich in eine solche Gemüthsverfassung gesezt hast, die Gottesdienste, und zwar uralte Gottesdienste erfodern? Auf solche Dinge kömmt es an, daß jene Mysterien von Kraft und Nuzen seyen; auf

die

die Weise kommen wir in die Vorstellung hinein, daß dieses alles von den Alten zur Zucht und Verbesserung des Lebens also sey angeordnet worden. Du hingegen schwazest diese Dinge aus, du entweiheſt sie. Du verrichtest sie nicht zu ihrer Zeit, nicht an ihrem Orte, du verrichtest sie ohne Opfer, ohne Reinigung. Du hast den Habit nicht, den der Oberprieſter haben muß; du hast kein solches Haar, keinen solchen Kranz, wie er haben muß; du hast seine Stimme, sein Alter nicht; du hast dich nicht gereiniget, wie er; sondern da du die bloſſen Wörter oder Formulare auswendig gelernet hast, sagst du: Diese Worte haben an und vor sich selbst ihre Heiligkeit. Man muß diese Sachen auf eine ganz andere Weise angreifen. Es ist ein wichtiges Geschäft, es ist ein mystisches prieſterliches Geschäft; es kömmt nicht an einen jeden; es kömmt nicht so von ungefähr an den oder dieſen. Es dürfte wol auch noch nicht genug seyn, daß einer ein Gelehrter sey, um sich mit dem Unterricht der Jünglinge abzugeben. Es gehört wahrhaftig noch eine beſondere Fertigkeit und Tüchtigkeit dazu; es braucht eine beſondere Leibesconstitution; und vor allem aus muß es Gott ſelbſt einem gerathen haben, solchen Poſten zu übernehmen. So hatte er es dem Socrates gerathen, das Widerlegungsamt zu führen; so rieth er dem Diogenes, königliche Würde und das Beſtrafungsamt zu bekleiden; so rieth er dem Zeno, das Amt eines Dogmatikers, eines Lehrers der Wahrheit zu verwalten. Du hingegen thuſt eine Apothek auf, und hast weiter nichts als Drogen und Spezereyen. Wofür und wie sie zu brauchen seyen, das weiſt

du nicht, und dem hast du nicht nachgefragt. -- Siehe, jener hat eine berühmte Augensalbe, und die habe ich hier auch. -- Hast du aber auch die Kunst, recht damit umzugehen? Weist du, wenn und wie, und für welche Augenkrankheit sie helfen wird? Warum handelst du denn in den wichtigsten Sachen auf das blinde Glük hin? Warum verfährst du so leichtsinnig? Warum giebst du dich mit einem Geschäfte ab, wozu du der Mann gar nicht bist? Ueberlaß es denen, die dazu im Stande sind, die mit Ehren dabey bestehen. Oder willst du der Philosophie zum Schandflek seyn? willst du den Lästerern des Philosophischen Lebens Waffen leihen. Hat die theoretische Philosophie so grosse Reize für dich, so size und schaue dich darinn für dich selbst um: Aber einen Philosophen nenne dich niemal, und leide es auch von niemanden, daß er dir diesen Titel gebe, sondern sage: Man irret sich: Denn meine Begirden sind noch die alten; meine Triebe gehen noch auf die gleichen Sachen, wie vordem; noch finden dieselbigen Sachen meinen Beyfall; und überhaupt ist mein Zustand in Ansehung des Gebrauchs der sinnlichen Vorstellungen ganz unverändert. Das must du über dein Capitel sagen und denken, wenn du die Wahrheit denken willst. Willst du aber das nicht, so treib immer dein Spiel und deinen Handel weiter; denn das steht dir an.

Zwey und zwanzigste Rede.

Von dem Cynismus, oder von dem cynischen Leben.

Als ihn einer von seinen Schülern, der einen Hang zum Cynismus zu haben schien, fragte, was zu einem rechten Cyniker gehöre, und welches der wahre Begriff von dem cynischen Wandel sey, sagte er: Wir wollen das einmal bey besserer Muße erforschen, vorizo kann ich dir so viel sagen: Wer sich ohne Gott entschließt, ein so wichtiges Geschäft vor die Hand zu nehmen, auf dem liegt ein Fluch von den Göttern, und er will nichts anders, als sich vor allen Menschen lächerlich und verächtlich machen. Denn es geht doch niemand in ein wolbestelltes Haus hinein, und sagt da auf freye Faust: Ich muß hier Verwalter seyn. Käme einer so daher, der Herr des Hauses würde ganz gewiß ein Aug auf ihn haben, und wenn er sähe, daß der Kerl sich auf das frechste anmaßt, Ordnung zu geben, ihn bald beym Kopf nehmen, und tüchtig abprügeln lassen. So ist es auch in diesem grossen Staat. Denn da ist auch ein Herr des Hauses, der alles und jedes anordnet. „Du sollst die Sonne seyn, du kannst durch deinen Umlauf das Jahr und die Jahreszeiten machen, den Früchten Wachstum und Gedeyen geben, die Winde erregen und stillen, und den Leibern der Menschen angemessene Wärme mittheilen. Gehe hin, mache deinen Umlauf, und habe deinen Ein-

fluß vom Grössesten bis auf das Kleinste.„ Du sollst ein Stierkalb seyn. Wenn der Löwe kömmt, so thu, was du kannst; wo nicht, so wirst du brüllen. „ Du sollst ein Stier seyn: Kömmt der Löwe, so nimm es mit ihm auf; denn das kömmt dir zu, und geziemt dir, und du bist es im Stande.„ Du bist tüchtig das Heer vor Ilion anzuführen: Du sollst Agamemnon seyn. „ Du bist im Stande mit Hector zu duellieren, du sollst Achilles seyn.„ -- Würde hergegen ein Therstes kommen, und auf die Feldoberstelle Anspruch machen, so würde sie ihm entweder nicht werden, oder wenn er sie erhielte, würde er sich vor desto mehrern Zeugen lächerlich machen: Also zieh auch du das Geschäft sorgfältig in Bedenken. Es ist etwas mehrers als du dir vorstellest. -- Ich trage izt schon den Mantel, ich werde ihn hiemit auch denn tragen können. Ich schlafe izt schon auf dem harten Boden, ich werde hiemit auch dann so schlafen können. Ich will mir noch einen Sak anhängen, einen Stok nehmen und herumgehen zu betteln, und einem jeden, der mir begegnet, Grobheiten sagen, und einen jeden ausschelten an dem ich ein enthaartes Kinn, oder gekräuselte Haare, oder purpurfärbigte Schuh, sehe. Wenn du dir ein solches Bild von dem Geschäfte machest, so bleib weit davon zurüke, gieb dich ja nicht damit ab, es ist gar nicht deine Sache. Wenn du dirs aber vorstellest, wie es wirklich ist, und dich dennoch desselben nicht unwürdig glaubst, so betrachte, mit welchem grossen Geschäfte du dich abgiebst.

Für

Für das erste must du ein solches Verhalten gegen dich selbst annehmen, das deinem izigen in keinem Stüke mehr gleich sieht. Du must nichts mehr weder gegen Gott noch Menschen zu klagen wissen. Deine Begierden müssen gänzlich aufgehoben, dein Abscheu gegen keine andern Dinge gerichtet seyn, als die auf deine Wahl ankommen. Du must keinen Zorn, keinen Groll, keinen Neid, kein Mitleid haben: Es muß dir kein Mädchen schön, kein Knabe schön, kein Lekerbißchen niedlich, keine Würde beneidenswerth dünken. Denn du must wissen, daß sich die andern Menschen, wenn sie etwas begehen wollen, dessen sie sich zu schämen hätten, hinter die Wände, in die Häuser, in das Dunkle versteken, und allerley Mittel haben, sich zu verbergen. Man läßt das Schloß ab, man stellt einen Bedienten zur Wache vor das Zimmer und befiehlt ihm. Wenn jemand kömmt, so sage, ich sey nicht zu Haus, oder ich sey in Geschäften. Der Cyniker hingegen muß sich anstatt aller dergleichen Mittel einzig mit seinem Gefühl von Ordnung und Anständigkeit bedeken, sonst würde er naket und unter freyem Himmel schändlich handeln. Dieß Gefühl von Ordnung und Schiklichkeit, diese Schamhaftigkeit ist sein Haus, seine Thüre, sein Kammerdiener, sein Dunkel. Denn er muß keine von seinen Handlungen verbergen wollen, sonst wäre der Cyniker dahin und verschwunden; es wäre vorbey mit dem Mann, der alle seine Sachen unterm freyen Himmel thun, sich nie scheuen oder zwingen darf: Er hätte angefangen, etwas ausser sich zu fürchten; etwas, wohin er sich verbergen mögte vonnöthen zu haben, und

könnte es denn doch nicht, wenn er gleich wollte. Denn wohin oder wie will er sich verbergen? Wenn es sich nun etwa zutragen sollte, daß der allgemeine Zuchtmeister, der Aufseher, sich vergienge, und in eine Thorheit verfiele, was hätte er nicht unfehlbar für Spott und Schande zu erwarten! Kann er wol, so lange er dergleichen zu ersorgen hat, recht kühn und dreist seyn, und von ganzer Seelen Aufsicht über andere Menschen führen? Das ist schlechterdings unmöglich.

Du must hiemit allervorderst dein oberstes Seelenvermögen reinigen und davon dein Handwerk machen. Mein Verstand (must du denken) ist izt mein Stof, den ich zu bearbeiten habe, so wie der Zimmermann Holz, und der Gerber Felle. Meine Arbeit ist izt einzig, die sinnlichen Vorstellungen recht zu gebrauchen. Der Leib hingegen, der geht mich nichts an: Was Theile von ihm sind, gehn mich nichts an. Der Tod? der mag kommen, wenn er will, dem ganzen Leibe oder nur einem Theile desselben. Die Verbannung? Wohin? kann mich jemand ausser die Welt hinaus jagen? Das kann niemand: Und ich mag hinkommen, wo ich will, so finde ich doch auch daselbst die Sonne, den Mond, Sternen, Ahnungen durch Träume und Vögel, Umgang mit den Göttern.

So muß sich einer vorbereiten; er darf es aber denn dabey noch nicht bewenden lassen, wenn er ein rechtschaffener Cyniker seyn will; sondern er soll wissen, daß er von Jupiter, als ein Bote

an

an die Menschen abgeordnet ist, ihnen vorstellig zu machen, daß sie in Ansehung des Guten und Uebels ganz irre gehen, und dasselbe in Dingen suchen, wo es nicht ist; wo es hingegen ist, es nicht wahrnehmen. Er muß, wie Diogenes, als er nach dem Treffen bey Chäronea zu Philippus geführt ward, ein Kundschafter seyn: Denn ein Cyniker ist wirklich einer, der es ausspähet, was dem Menschen freund und feind sey, und muß, wenn er das genau ausgekundschaftet hat, kommen, und die wahre Beschaffenheit der Sachen berichten. Er muß sich, weder von Furcht einnehmen lassen, daß er uns Feinde zeigte, die nirgend sind; noch sonst auf irgend eine andere Weise von sinnlichen Vorstellungen verunruhiget oder verwiret werden.

Er muß können mit ausgestrektem Arm von einer Schaubühne herab, wie Socrates zurufen: O, ihr Menschen, wo gerathet ihr hin? Was machet ihr? Ihr schleppet euch, wie Blinde, auf und nieder, ihr Elenden! Ihr geht auf einem falschen Weg, ihr habt den rechten Weg verlassen. Ihr suchet das Wolergehen und die Glükseligkeit nur an Orten, wo sie nicht sind, und wenn euch schon jemand zeigt, wo sie sey, so glaubet ihr nicht. Warum suchet ihr sie ausser euch? In dem Leibe? Da ist sie nicht. Wollet ihr nicht glauben, so schaut den Myron, schaut den Ophellius an. In Reichthümern? Da ist sie nicht. Wollet ihr es nicht glauben, so schaut den Crösus, schaut die Reichen unsrer Zeit an, wie jammervoll ihr Leben ist. In Würden? Auch da ist sie

nicht, sonst müßten die, so schon zum zweyten und drittenmal Consuls gewesen sind, glükselig seyn: Aber sie sind es nicht. Wem sollen wir hierüber glauben? Euch, die ihr nur die äussere Seite von ihren Sachen sehet, und euch von dem Schimmer der sinnlichen Vorstellung blenden lasset; oder ihnen selbst? Was sagen sie? Höret ihnen zu, wenn sie wehklagen, wenn sie seufzen, wenn es ihnen selbst däucht, daß sie durch ihre Consulate, durch ihre Würde, durch ihr hohes Ansehen selbst nur desto elender daran sind. In Kron und Zepter? Da ist sie eben so wenig; sonst wäre ja Nero und Sardanapel glükselig geworden. Ja so gar Agamemnon, obwol er von feinern Sitten, als Nero und Sardanapel war, ist nicht glükselig gewesen. Was machte er, derweil andere des ruhigsten Schlafes geniessen konnten? Und was sagt er selber?

Oefter riß er mit rasender Faust sich Loken vom Haupte.
Rathlos irr ich herum. - -
- - - Angst verwirrt mich, beynahe zersprengen
Diese tobenden Herzensschläge den müden Busen.

Elender, wo fehlt es dir? In welcher von deinen Sachen sieht es nicht gut? In der Habschaft? - Nein. An dem Leibe? -- Nein. Du bist ja der Goldreiche und der Erzreiche. Woran liegt denn das Uebel, worüber du jammerst? Es wird wol an dem liegen, was du verwahrloset hast, was du hast verderben lassen, an dem Vermögen, welches die Begierden, den Abscheu, die Triebe regieren sollte. Wie ist denn dasselbe verwahrloset worden?

den? Er weiß nicht, worinn das wahre Gute bestehet, wozu er Bestimmung und Fähigkeit hat; er weiß nicht, worinn eigentlich das Uebel bestehet; er weiß nicht, was seine eigene und was fremde Sachen sind; und wenn es in einer fremden Sache übel steht, sagt er: Wehe mir! Denn die Griechen sind in der grössesten Gefahr: (die arme Vernunft! wie wird nur sie allein vernachläßsiget, nur sie hülflos gelassen!) Die Griechen sind verloren, die Trojer werden sie in die Pfanne hauen. -- Nun was ist es denn? Würden sie nicht dennoch sterben, wenn auch gleich die Trojer sie nicht schlügen? -- Freylich; aber nicht alle auf einmal. -- Was liegt hieran? Wenn Sterben ein Uebel ist, so ist es gleich ein Uebel, sie mögen nun alle zugleich oder einzeln und zu verschiedenen Zeiten sterben. Wird etwas anders geschehen, als daß Leiber und Seelen von einander scheiden? -- Nichts anders. -- Und wenn die Griechen umkommen, ist dir die Thüre verschlossen? Ist dir nicht auch erlaubt zu sterben? -- Es ist auch mir erlaubt. -- Warum sagst du denn: Wehe mir! Warum jammerst du, König, der du des Jovis Zepter hast? Ein König wird nicht unglüklich, so wenig als ein Gott unglüklich wird. Was bist du denn wol? Ein Hirt in der That, denn du weinest, wie Hirten, wenn ihnen der Wolf ein Schaaf geraubet hat, und Schaafe sind auch die, so unter deinem Commando stehen. -- Warum bist du aber auch vor Troja gekommen? War etwan deine Begierde, war dein Abscheu, war einer deiner Triebe in Gefahr? -- Nein, sondern meinem Bruder ist sein Weib geraubt worden. -- Das

ist ja ein grosser Gewinn, eines ehebrecherischen Weibes beraubet zu werden. -- So hätten wir uns von den Trojern sollen beschimpfen lassen? -- Was für Leute sind sie? Sind sie vernünftig oder unvernünftig? Wenn sie vernünftig sind, warum habet ihr Krieg mit ihnen? Wenn sie Narren sind, was fraget ihr ihnen nach? Woran liegt denn das wahre Gut, wenn es nicht an diesen Dingen liegt? Sage es uns, Herr Bothschafter und Kundschafter. -- Da, wo ihr es nicht meinet, und wo ihr es nicht suchen wollet. Denn wenn ihr es hättet suchen wollen, so hättet ihr es gefunden, da es in euch selbst liegt: ihr wäret denn nicht ausser euch herumgeschweifet, und hättet nicht fremde Dinge gesuchet, als wenn sie eure eigentümlichen wären. Gebet Achtung auf euch selbst, machet euch mit den angebornen Grundbegriffen recht bekannt. Was habt ihr für ein Bild von dem Guten? -- Es sey erwünschter Fortgang, es sey Glükseligkeit, es sey über alle Hinternissen erhaben. -- Wolan, stellet ihr es euch hiemit nicht von Natur als etwas grosses, als etwas schäzbares, als etwas, das von niemand kann geschädiget werden, vor? In was für einem Stoffe nun soll man den erwünschten Fortgang, das über alle Hinternissen Erhabene suchen? In einem unterwürfigen oder freyen? -- In einem freyen. -- Was ist nun euer Leib für ein Ding? Ein freyes oder slavisches? -- Das wissen wir nicht. -- Wisset ihr nicht, daß er der Gicht, dem Augenwehe, der Ruhr, den Tyrannen, dem Feuer, dem Eisen, allem, was stärker ist, als er selbst, unterworfen ist? -- Nun, ja, er ist etwas slavisches. -- Wie kann denn irgend

etwas

etwas, das den Leib angeht, über Hinternissen erhaben seyn? Wie kann groß und schäzbar seyn, was von Natur todt, was Erde, was Thon ist? Wie? habt ihr denn nichts freyes? Solltet ihr denn wol gar nichts haben? Und wer kann euch denn zwingen, einen Saz zu bejahen, der euch falsch zu seyn dünkt? -- Niemand. -- Oder wer kann euch zwingen, daß ihr einem Saz, der euch wahr dünkt, nicht Beyfall gebet? -- Niemand. -- Daraus sehet ihr hiemit, das ihr etwas habet, das von Natur frey ist. Ferner kann wol einer von euch etwas begehren oder verabscheuen, Trieb haben etwas zu thun und zu unterlassen, Anstalten zu etwas machen, oder sich etwas vornehmen, der sich nicht von der Sache die Vorstellung gemachet habe, daß sie nüzlich oder schädlich, pflichtmäßig oder pflichtwidrig sey? -- Nein, das können wir nicht. -- Also habt ihr auch hierinn etwas unverwehrtes und freyes. So bearbeitet doch dieses, ihr Elenden, dieses cultivieret, in diesem suchet euer Gut. -- Aber wo ist es möglich, daß einer ein vergnügtes und glükliches Leben habe, der nakt herumgehet, der weder Haus noch Heymat hat, den die Sonne sengt, der ein Sclave und ohne Bürgerrecht ist? -- Siehe, Gott hat euch einen gesendet, der euch ein lebendiges Beyspiel ist, daß dieß möglich sey. Schauet mich an, ich habe ja kein Bürgerrecht, kein Haus, keine Mittel, kein Gesind, ich schlafe auf der blossen Erde, ich habe kein Weib, keine Kinder, kein Hoflager: nur die Erde und den Himmel und diesen einzigen Mantel habe ich. Und gleichwol was fehlt mir? Bin ich nicht ohne alle Betrübnis, ohne allen Kummer?

Bin ich nicht frey? Wenn hat einer von euch gesehen, daß mir fehlschlüge, was ich begehre, oder begegnete, was ich verabscheue? Wenn habe ich gegen Gott oder Menschen Beschwerden geführt? Wenn habe ich jemand angeklagt? Hat man jemalen eine finstere Mine an mir gesehen? Und wie rede ich mit denen, die ihr fürchtet und anstaunet? Begegne ich ihnen nicht, wie Sclaven? Meint nicht ein jeder, der mich siehet, er sehe seinen König und Herrn?

Siehe, das ist die Sprache des Cynikers, das ist sein Character, das ist sein Endzwek. Da bildet man sich hergegen ein, es brauche nur den Sak und den Stab und grosse Baken, und daß man alles, was einem gute Leute geben, so gleich aufzehre oder Vorrath davon mache; man müsse nur einen jeden, der einem aufstößt, ausschelten dürfen, wenn auch noch so wenig Anlas dazu vorhanden wäre; oder man dürfe nur eine schöne nakte Schulter sehen lassen. Sieheſt du, auf was Weise du ein so grosses Werk vor die Hand nehmen willst? Nimm doch zuerst den Spiegel und beschau deine Schultern. Lerne deine Lenden und deine Schenkel kennen. Du willst dich auf die Liste deren schreiben lassen, die sich als olympische Kämpfer zeigen wollen. Mensch, da macheſt du dich nicht etwa zu einem frostigen armseligen Kampf anheischig. Es geht in olympischen Spielen nicht an, sich nur überwinden zu lassen und denn davon zu streichen, sondern da müßte für das erste die ganze Welt, nicht etwa nur die Athenienser oder die Lacedemonier oder Nikopoliten sehen, wie

schlecht

schlecht du beschehest; für das andere muß einer, der dort leichter Dings aus dem Kampf läuft, die Zuchtpeitsche versuchen: Ehe es ihm aber noch dazu kömmt, Durst ausstehen, Hize ausstehen und viel Staub schluken.

Berathschlage dich sorgfältiger über die Sache, erkenne dich selbst, frage den Dämon, geh nicht ohne Gott zu Werke. Denn wenn du mit ihm zu Rath gegangen bist, so must du wissen, daß er haben will, daß du ein grosser Mann werdest und viele Schläge kriegest. Denn auch diese grosse Tugend gehört wesentlich zu einem Cyniker: Er muß sich schlagen lassen, wie ein Esel; und zugleich die, so ihn schlagen, wie ein Vater oder Bruder aller Menschen, lieben. Das wird dir nicht wollen anständig seyn, sondern wenn dich jemand schlägt, so wirst du mitten auf den Plaz hervortreten und ein Geschrey erheben: Hilf Cäsar, wie geht es mir in dem Frieden, den du gegeben hast! Aber ich will zum Proconsul gehen, und da meine Klage führen. Was hat ein Cyniker mit dem Cäsar oder mit dem Proconsul oder mit irgend einem andern Grossen zu thun, als allein mit dem, der ihn gesendet hat, und dem er dient, mit dem Zeus? Ruft er einen andern an, als diesen? Ist er nicht völlig beglaubt, daß ihn sein Gott durch alle dergleichen Begegnissen nur übt? Als Herkules von dem Eurystheus geübet ward, hielt er sich ja nicht für elend, sondern richtete schnell alles aus, was ihm geboten ward. Sollte denn hingegen dieser, dem Jupiter Kämpfe und Uebungen aufgiebt, schreyen und sich entrüsten?

Er,

Er, den man würdigt, des Diogenes Zepter zu führen? Höre, was dieser, da er ein Fieber hatte, zu den vorbeygehenden sagte: Ihr Lezköpfe, wollet ihr nicht stehen bleiben? Ihr laufet einen so weiten Weg nach Olympia, um da zusehen, wie sich Kämpfer herumbalgen oder einander die Hälse brechen, und wollet hingegen hier den Kampf eines Menschen mit dem Fieber nicht sehen. So weit war er entfernt, es Gott, der ihn gesendet hatte, zu verweisen, als ob er auf eine unwürdige Weise mit ihm umgienge, daß er sich so gar mit diesen Schwierigkeiten zierte, und den vorbeygehenden ein Schauspiel zu seyn verlangte. Denn was hätte er Gott verweisen wollen? daß er sich anständig betrug? Worüber hätte er ihn anklagen wollen? daß er seine Tugend in einem höhern Glanz zeigte? Höre weiter, was er über die Armuth, über den Schmerz, über den Tod sagte? Wie er seine Glükseligkeit des Königs von Persien seiner vergliech, oder vielmehr der Meinung war, daß diese der seinigen nicht einmal zuvergleichen wäre. Denn wo Unruhen des Gemüthes, Betrübnis, Furcht, Begierden die man nicht erfüllen kann, Abscheu, dem doch begegnet, was man fliehen will, wo Neid und Eifersucht herrschen, da ist der Glükseligkeit aller Zugang versperret. Und dieses alles muß nothwendiger bey denen herrschen, die verdorbene Grundsäze und falsche Begriffe haben.

Als ihn der Jüngling fragte, ob er, falls ein guter Freund ihn in Krankheit in sein Haus nehmen und verpflegen wollte, solches nicht annehmen dürfte;

dürfte; antwortete Epictet: Wo willst du mir einen Freund des Cynikers aufweisen? Denn wer werth seyn will, für einen Freund desselben gehalten zu werden, muß selbst auch ein Cyniker seyn: Er muß an dem Zepter und der königlichen Würde Theil haben, und ein würdiger Diener Gottes seyn, wenn er dieser Freundschaft will werth geachtet werden. So war Diogenes des Antisthenes, und Crates des Diogenes Freund. Oder däucht dir, der sey schon des Cynikers Freund, und er soll den schon würdig achten, bey ihm Quartier zu nehmen, der ihn etwan auch freundlich grüßt, wenn er ihn antrift? Hiemit sollte, wenn du je ein Cyniker seyn willst, hierinnfalls folgendes deine Resolution seyn: Du müßtest dich um einen hübschen Misthaufen umsehen, worauf du dein Fieber haben könntest, und auch gegen den Nordwind bedekt genug wärest, daß du eben keinen Frost littest. Allein mir däucht, du hättest grössere Lust, dich von jemandem in sein Haus aufnehmen zu lassen, und dich daselbst für eine Zeit zu weiden. Ey, was taugst du denn zu dem schweren Stand und Amt eines Cynikers? -- Weib und Kinder werden sich doch gar wohl mit dem Stand des Cynikers vertragen? -- Wenn du eine Republik von lauter Weisen voraussezest, so wird schwerlich einer unter ihnen auf den Einfall kommen, ein cynisches Leben zu führen. Denn da wäre niemand, um dessen willen er solchen Orden annehmen sollte. Doch gesezt, es nähme ihn einer auch in einem solchen Staat an, so wird ihm nichts im Weg seyn, ein Weib zu nehmen und Kinder zu erzeugen: Denn sein Weib wird selbst auch eine

Cyni-

Cynikerin, sein Schweher selbst auch ein Cyniker seyn, und die Kinder werden auf cynisch erzogen werden. Da wir hergegen in einer Verfassung leben, wie die gegenwärtige ist, da man sich wie im Krieg immer auf so viele Fälle gefaßt und fertig machen muß, so bedenke, ob der Cyniker nicht ganz und ohne einige Abhaltung den Geschäften seines göttlichen Dienstes obliegen müsse, so daß er völlige Musse habe, die Menschen zu besuchen, an keine Privatpflichten gebunden, und von allen solchen Relationen frey sey, wieder die er ohne Verletzung des Characters einer Ordnung und Tugendliebenden Mannes weder anstossen, noch sie mit Beybehaltung des Amtes eines Gesandten und Kundschafters und Herolden der Götter beobachten könnte. Denn siehe nur, da hätte er seinem Schwäher, er hätte den übrigen Anverwandten seiner Frau, und auch ihr selbst, allerley Aufwart zu machen, und Gefälligkeiten zu erzeigen; bald würde ihn Krankenwartung, bald Besorgung des nothdürftigen Auskommens zu Hause anbinden, und vieles andern nicht zu gedenken, müßte er auch einen Kessel haben, damit man für das kleine Kind warmes Wasser machen und es denn im Züberchen baden könne. Er müßte für seine Frau, wenn sie izt eine Wöchnerin wird, zarte Tücher, Oel, ein Ruhbetgen, einen Pocal haben. Er müßte immer mehrern Hausrath anschaffen. Von andern Geschäften, von andern Zerstreuungen will ich nicht reden. Wo haben wir nun unsern König? Den Mann, der sich ganz dem öffentlichen Wol widmet?

Dem so weitläuftige Sorgen, dem Völkerschaften vertraut sind? Der

Der ein Aufseher über andere, die sich verheyrathet, die Kinder gezeuget haben, seyn soll? Wer wol mit seiner Frau, oder wer übel mit ihr lebe? Wer Streit und Zank habe? In welchem Haus es gut, in welchem es nicht gut stehe? Der als ein Arzt herumgehet und den Leuten den Puls fühlt. Du hast ein Fieber, du hast Kopfwehe, du hast das Podagra. Du must dich des Essens enthalten; du darfst essen; du must das Bad meiden; dich muß man schneiden; dich brennen. Wo hätte er hiezu Musse, wenn er an Privatpflichten gebunden ist? Muß er nicht seinen Kindern Kleider anschaffen? Muß er nicht mit Täfelgen und Griffeln zum Schreibmeister schiken? Muß er nicht auch für sie Bethgen anrüsten? Denn sie können nicht, so bald sie aus Mutterleib kommen, schon Cynisch leben. Wenn er seinen Kindern nicht Vorsorge thun will, so wäre besser, er würfe sie gerade nach der Geburt weg, als daß er sie auf die Weise verderben lasse. Schau, wozu wir den Cyniker bringen, wie wir seine königliche Würde zernichten. -- Es ist wahr: Aber Crates war doch verheyrathet. -- Da redest du von einer sonderbaren Prüfung, worinn die Liebe jene Hipparchia gesezt hatte, und führst ein Weib an, die ein andrer Crates war. Unsere Frage hingegen ist von gemeinen Verheyrathungen, wobey nichts aufzuopfern ist; und so lange wir bey dieser Frage bleiben, finden wir nicht, daß bey den izigen Verfassungen der Ehestand dem Cyniker vorzüglich gut wäre. -- Wird er auf die Weise auch noch ein nüzliches Glied der menschlichen Gesellschaft bleiben? -- Ums Himmels willen, dünken dich

denn

denn die grössere Wolthäter für die Menschen, die zwey oder drey Wechselbälge aufstellen, als die, welche nach allem ihrem Vermögen Aufsicht über alle Menschen haben, was sie thun, wie sie ihr Leben führen, worauf sie sich befleißigen, was sie an ihrer Pflicht verabsäumen? Hat hiemit jeder Thebaner, der nur Kinder hinterlassen, dem Staat mehr Nuzen geschaffet, als Epaminondas, der ohne Familie gestorben ist? Und hat die menschliche Gesellschaft von einem Priamus, der fünfzig Flüche gezeuget hatte, oder von einem Danaus oder Aeolus grössere Vortheile gehabt, als von Homer? Sollte wol eine Feldherrn- oder auch nur eine Hauptmannstelle schon genug seyn, einen Mann von dem Ehestande und Kinderzeugen abzuhalten, und ihn glauben zu machen, daß er für seinen kinderlosen Stand etwas, das keine Kleinigkeit sey, zum Ersaz habe, und dem Cyniker sollte seine Königswürde kein Ersaz seyn? Vielleicht erkennen wir seine Grösse nicht, und wissen den Character des Diogenes nicht nach seinem wahren Werth zu schäzen. Vielleicht schauen wir nur die heutigen Cyniker an, diese wachbaren Hunde, die bey der vollen Tafel fleißig auflauern, die jenen alten Cynikern das Farzen, und sonst nichts, nachmachen. Wüßten wir recht, was der Cyniker ist, so würden wir uns nicht darüber aufhalten, und uns gar nicht verwundern, wenn er weder heyrathet, noch Kinder zeugt. Mensch, er hat alle Menschen zu Kindern angenommen, alle Männer sind seine Söhne, alle Weiber seine Töchtern. Auf die Weise geht er zu allen, auf die Weise sorgt er für alle. Oder meinest du, es geschehe aus Fürwiz oder für die

Lange-

Langeweile, daß er die Leute auf der Straße ausschilt? Das thut er als ein Vater, als ein Bruder, und als ein Beamter des allgemeinen Vaters, Jovis.

Frage mich izt auch noch, wenn du willst, ob er sich in Staatssachen mengen werde? Maulaffe, wirst du einen grössern Staat finden, als der ist, dessen er sich annihmt? Ob er auch unter den Athenienſern auftreten, und über Zölle und öffentliche Einkünften etwas reden würde? Er, der sich mit allen Menschen gleich, sie seyen Athenienſer, oder Corinthier, oder Römer einlaſſen muß, und zwar nicht etwa bloß über Zölle oder öffentliche Einkünften, nicht etwa nur über Krieg und Frieden, sondern über Glükſeligkeit und Unglükſeligkeit, über Wolfahrt und Widerwärtigkeit, über Knechtſchaft und Freyheit? Da sich der Mann mit einer so grossen Staatsverfaſſung beſchäftigt, fragſt du mich ob er sich mit Staatsgeſchäften abgebe? Frage mich, ob er auch eine oberkeitliche Stelle annehmen würde? Ich müßte dir nochmalen antworten: Narr, wo haſt du eine höhere Stelle, als die ist, so er bekleidet?

Ein Cyniker hat aber auch vonnöthen wol bey Leibe zu seyn: Denn wenn er schwindſüchtig und mager und blaß daherkäme, so würde sein Zeugniß nicht mehr so grosſes Gewicht haben. Denn er muß den Idioten nicht nur an seinem Seelenzuſtande einen Beweis vor die Augen legen, daß es möglich sey, auch ohne die Dinge, die sie so hoch schäzen, ein weiſer und rechtſchaffener Mann zu seyn; ſondern er muß ihnen an seinem Cörper auf-

weisen, daß auch der Cörper davon keinen Schaden nimmt, wenn man gemein und einfältig und unter freyem Himmel lebt. Siehe (muß er sagen können) ich selbst und mein Cörper sind auch hiefür Beweistum. So machte es Diogenes. Er gieng feißt und glatt herum, und zog schon durch diese gute Leibesbeschaffenheit die Augen des Pöbels auf sich. Ein Cyniker hingegen, der eine erbärmliche Figur machet, kömmt den Leuten als ein Bettler vor, jedermann kehrt ihm den Rüken, er ist jedermann anstößig. Eben so wenig soll er garstig aussehen, damit er die Leute auch dadurch nicht von sich wegscheuche; sondern selbst seine braune Farbe soll reinlich seyn, und einen gewissen Reiz haben.

Aber auch viel natürlichen Wiz und Scharfsinn muß ein Cyniker haben, sonst ist er eine Roznase und mehr nicht. Er muß auf alle Fälle mit hurtigen und passenden Antworten beschlagen seyn; so wie Diogenes einem, der zu ihm sagte: Bist du der Diogenes, der keine Götter glaubt? versezt hat: Wie wollte das seyn können, da ich glaube, daß du den Göttern verhaßt bist? Ein andermal hat er dem Alexander, der ihn schlafend fand, und ihm zurief:

Uebel geziemt durchnächtiger Schlaf einem Manne, der Rath giebt,

noch halb schlafend erwiedert:

Dem weitläuftige Sorgen, dem Völkerschaften vertraut sind.

Vor

Vor allem aus aber soll sein oberstes Seelenvermögen reiner, als die Sonne seyn: sonst wäre er nichts anders als ein Betrüger und ein Spizbube, der andere des Lasters bestraft, womit er selbst behaftet ist. Denn schau, wie das herauskömmt: Den Königen und den Tyrannen verschaffen ihre Leibwache und Waffen das Ansehen andere zu bescheiten, und die Macht, Missethäter abzustrafen, obwol auch sie selbst lasterhaft sind. Der Cyniker hingegen, dem keine Waffen und keine Trabanten ein solches Ansehen geben, muß es von seinem Gewissen haben. Wenn er sich bewußt ist, daß er für die Menschen manche Nacht ungeschlafen zugebracht und gearbeitet hat, und daß er sich allezeit rein und unschuldig schlafen geleget habe, und noch reiner wieder erwachet sey; daß er sich nie andere Gedanken und Anschläge erlaubt habe, als solche, die einem Freunde der Götter, einem Beamten und Regierungsgenossen Jovis geziemen; daß er überall mit dem Gebethgen gefaßt sey:

Wo immer meine Stell', o Zeus, und weise Parze,
Von euch bestimmt sey, führet mich.

und mit dem Worte des Socrates: Wenn es den Göttern so gefällt, so geschehe es so! -- Warum sollte er (bey solchem Bewußtseyn) nicht alle Dreistigkeit haben, mit seinen Brüdern, mit seinen Kindern, mit lauter Anverwandten, auf das freymüthigste zureden? Man kann hiemit von einem, dessen Gemüth so beschaffen ist, nicht sagen, daß er sich allzuviele Geschäfte mache, oder sich in

allzuviele Dinge mische. Denn er mischt sich nicht in fremde Geschäfte, wenn er über der Menschen Angelegenheiten und Verhalten Aufsicht hat, sondern da ist er in seinen eigensten Geschäften. Oder willst du von einem General sagen, er menge sich in allzuviel Geschäfte, wenn er Aufsicht über die Soldaten hat, Musterung anstellt, allezeit ein wachsames Aug auf sie hat, und scharfe Mannszucht hält? Wenn du hingegen einen Kuchen unter dem Arm verbirgst, derweil du andern eine Strafpredigt hältst, so werde ich dir sagen: Giengest du doch in einen Winkel beyseits, und äßest deinen gestohlenen Bissen. Was gehen dich anderer Leute Sachen an? Wer bist du? Bist du der Stier? Bist du die Bienenkönigin? Zeig mir Wahrzeichen der Herrschaft, dergleichen diese von Natur hat. Wenn du hingegen eine Dröhne bist und dir doch königliche Gewalt unter den Bienen anmassest, meinest du nicht, deine Mitbürger werden dich vom Throne stürzen, wie die Bienen die Dröhnen ausstossen?

Was endlich die Erduldsamkeit betrift, so muß der Cyniker diese in so grossem Maaße besizen, daß ihn der Pöbel für unempfindlich, für einen Stein halten möchte. Niemand schilt ihn, niemand schlägt ihn, niemand thut ihm Schmach an; sondern er selbst giebt seinen Leib preis, und läßt ihn mißhandeln, wie man will. Denn er weiß wol, daß das Schwächere, in so fern es das Schwächere ist, schlechterdings dem Stärkern untenliegen muß. Nun ist ein Leib schwächer, als ihrer etliche, der Leib eines Schwachen von min-

derer

derer Stärke als der Leib starker Leute. Er nimmt derowegen mit niemandem einen solchen Kampf auf, worinn er könnte überwunden werden, sondern thut alsobald auf Dinge, die in fremder Gewalt stehen, Verzicht, und maßet sich niemal etwas an, darüber ein anderer Herr ist. Wo es aber auf Gebrauch der Vorstellungen, wo es auf Urtheil und Wahl ankömmt, da wirst du sehen, wie gute Augen er hat, und wirst sagen müssen, Argus sey in Vergleichung mit ihm blind gewesen. Ist jemal sein Beyfall übereilt? Folgt er jemal einem Trieb ohne Ueberlegung? Gestattet er sich jemal eine Begierde, die ihres Zieles verfehlen, oder einen Abscheu, der seinen Gegenstand nicht vermeiden könnte? Unternimmt er je etwas, das er nicht ausführen könnte? Führt er jemal Klage oder Beschwerde? Sieht man ihn jemal niederträchtig oder neidisch? Hierauf richtet er alle seine Aufmerksamkeit, hierauf spannet er allen seinen Fleiß an. Aller andern Sachen halber schläft er ruhig, und hat allen Frieden; es giebt keinen Räuber, es giebt keinen Tyrann für den freyen Willen. Giebt es aber für den Leib? Freylich. Für die Haabschaft? Freylich. Für die Würden? Freylich. Was bekümmert er sich hiemit um solche Dinge? Will ihn jemand von dieser Seite in Furcht sezen, so sagt er: Gehe, suche Kinder; denen sind Larven fürchterlich. Ich hingegen weiß schon, daß sie leimern und innwendig hohl sind.

Siehe über ein solches Geschäft berathschlagest du dich. Wenn ich dir gut zu Rathe bin, so seze um Gottes willen deinen Entschluß noch weiter

hinaus, und schau zuerst genau, was du für Fähigkeiten und Kräfte zu einem solchen Stande habest. Siehe, was Hektor der Andromache sagt: Geh du, sagt er, lieber nach Hause, und wirke Tapeten:

- - Den Männern allen
Ueberlaß du, mir bevorab, die Sorge des Krieges.

Also kannte er seine eigene Tüchtigkeit und ihre Schwäche.

Drey und zwanzigste Rede.

An diejenigen, die nur zu eitelm Gepränge Vorlesungen und Disputationen halten.

Mache es zuallererst bey dir selbst aus, was du seyn wollest, und wenn einmal dein Absehen fest ist, so richte denn alle deine Handlungen darnach ein. Wir sehen ja, daß man es in Ansehung anderer Stände und Lebensarten auch so hält. Ein jeder, der auf den Kampfboden geht, erwehlet zuerst, in welcher Gattung der Wettstreite er groß werden wolle, und thut denn nichts anders, als was dahin dienet. Will er ein Läufer werden, der sechs Stadia laufen möge, so muß er eine solche Diät halten, einen solchen Schritt sich angewöhnen, so ist dieses Salböl, so sind diese Uebungen für ihn. Will er ein Läufer nur von einem Stadium werden, so beobachtet er in allen diesen Stüken schon ganz andere Regeln. Will er ein

Kämpfer

Kämpfer in allen fünf Kampfarten werden, so sind seine Uebungen und Regeln noch verschiedener. Bey Künsten und Handwerkern wirst du finden, daß es sich auf gleiche Weise verhält. Willst du ein Zimmermann werden, so wirst du diese Lehrstüke; und diese, wenn du ein Schmied werden willst, zumachen haben. Denn alles was wir thun, wird blindlings gethan seyn, wenn wir es nicht auf einen gewissen Endzwek richten; und wenn wir es nicht auf den gehörigen Endzwek richten, so werden wir uns betrogen finden. Nun ist theils ein allgemeiner, theils ein besonderer Endzwek, worauf unsere Handlungen sollen gerichtet seyn. Der allgemeine, daß du handelst, wie es einem Menschen geziemt. Was begreift das in sich? daß du nicht dumm seyest, wie ein Schaaf, obwol sonst sanft und gütig; daß du nicht, wie ein wildes Thier, Unheil stiftest. Der besondere Endzwek liegt in der Kunst, auf die sich einer legt; oder in dem Stand, den einer sich erwehlet hat. Ein Musicus muß thun, was zur Musik; ein Baumeister, was zur Baukunst; ein Philosoph, was zur Philosophie; ein Redner, was zur Beredsamkeit dienet.

Wenn du nun sagst: Kommet und höret meine Vorlesungen; so siehe vor das erste zu, daß du hierinn nicht blindlings und unbesonnen handelst. Hiernächst wenn du gefunden hast, was dein Endzwek dabey sey, so schau, ob es der rechte sey. Willst du Nuzen schaffen oder Lob erhalten? Du wirst mir gewiß antworten: Was frage ich dem Lobe des Pöbels nach? und das ist ganz recht:

Denn auch der Musicus, in so fern er als Musicus, und der Meßkünstler, in so fern er als Meßkünstler denkt, macht sich nichts aus solchem Beyfall. Du willst also Nuzen schaffen. Wozu? Sage doch, damit wir auch in deine Lectionen laufen. Vorher aber sage mir, kann auch jemand andern Nuzen schaffen, wenn er selbst noch keinen Nuzen geschöpft hat? -- Nein. Denn auch zur Baukunst kann keiner Unterricht geben, der kein Baumeister, noch zum Schusterhandwerk, der kein Schuster ist. -- Willst du also wissen, ob du selbst was nüzliches gelernt habest? Laß deine Lehrsäze hören. Sage Philosoph, was versprechen wir der Begierde? -- Daß sie ihres Zieles nie verfehlen solle. -- Was versprechen wir dem Abscheu? -- Daß ihm nie begegnen soll, was er vermeiden will. -- Nun denn, erfüllen wir ihnen dieß Versprechen? Sage mir die Wahrheit, oder wenn du lögest, so wollte ich sie dir sagen. Als du jüngsthin eine kleine Anzahl Zuhörer hattest, die ganz frostig da saßen und dir nicht zujauchzten, giengest du sehr niedergeschlagen nach Hause. Als man dir jüngst Beyfall bezeugt hatte, giengest du herum, und sagtest zu allen Menschen: -- Nun, wie habe ich dir gefallen? -- Herr, bey meinem Leben, deine Rede war unvergleichlich. -- Aber in einer Stelle insbesondere wünschte ich glüklich gewesen zu seyn. Was hältst du von derselben? -- Welche meinst du wol? -- Wo ich den Pan und die Nymphen geschildert habe. -- O das war entzükend, das war über allen Begriff schön. -- Und izt wolltest du mir noch weis machen, daß du deine Begierde und deinen Abscheu der Natur gemäß

mäß regierest? Gehe, schwaze das andern vor. Lobtest du nicht neulich einen Gewissen, wider dein eigen Urtheil? Schmeichelte du nicht jenem Rathsherrn? Wolltest du, daß deine Söhne würden, wie er? -- Ey, wol nicht! -- Warum lobtest du ihn denn, und machtest ihm den Hof? -- Ja er ist doch ein junger Herr von schönen Fähigkeiten, und ein grosser Liebhaber von Philosophie und Wolredenheit. -- Woher sollte er das seyn? -- Er ist ein Bewundrer von mir. -- Da haben wir den Beweis. Aber wie meinest du? Verachten dich nicht eben diese Leute in geheim? Wenn ein Mensch, der sich selbst keiner Tugend weder in Handlungen, noch in Anschlägen bewußt ist, einen Philosoph findet, der ihm sagt: Du hast grosse Fähigkeiten; du hast eine edle Einfalt; du bist ganz lauter und unverfälscht: Was meinst du, daß er hierüber anders werde sagen, als -- dieser hat gewiß meiner irgendwozu vonnöthen? Oder sage mir, wo hat man eine einzige Handlung, die von grossen Fähigkeiten zeugte, von ihm gesehen? Siehe, er ist schon so lange dein Schüler; er ist dein Zuhörer in Disputationen; dein Zuhörer in Vorlesungen gewesen. Ist er in die Ordnung kommen? Ist er in sich selbst gegangen? Hat er erkennt, was seine Gebrechen seyen? Hat er den Eigendünkel weggeworfen? Suchet er einen, der ihn lehre? -- Ja, das thut er. -- Ich frage: suchet er einen, der ihn lehre, wie man leben müsse? Nein, du Narr, sondern er sucht nur einen, der ihn lehrt zierlich reden. Denn auch nur um deswillen ist er dein Verehrer. Höre nur, wie er von dir redet: Dieser Mann schreibt lauter Meister-

stüke, weit zierlicher, als Dion. Das ist ganz was anders. Sagt er, dieser Mann hat ein zartes Gefühl für Ehre und Tugend; er ist treu; er ist Herr über seine Leidenschaften. Und wenn er auch das sagen wollte, so würde ich ihn fragen: Wenn der treu ist, so sage mir, worinn bestehet denn seine Treue? und wenn er mir das nicht sagen könnte, so würde ich noch hinzufügen: Lerne zuerst verstehen, was du redest, und denn rede. Und du willst izt andern mit Lehren nüzlich seyn, da es um dein eigen Gemüth so schlecht stehet; da du so hungrig nach Lobsprüchen bist, und so ängstlich zählst, wie viel du Zuhörer habest. „ Heute habe ich ein stärkeres Auditorium, als noch je, gehabt. -- In der That, es war eine Menge: ich rechne, es seyen wol fünfhundert gewesen. -- O, das ist nichts! Du darfst sicher tausend rechnen. So viel Zuhörer hat Dion niemal gehabt. Woher kömmt das? Einen feinen Geschmak für das Rednerische haben diese Leute. O, das Schöne, mein Herr, ist im Stande, auch einen Stein zu bewegen. „ Siehe, das ist die Sprache eines Philosophen; siehe, das ist wol die Gesinnung eines Mannes, der den Menschen mit Lehren nüzlich seyn will; siehe, das ist ein Mann, der Philosophie studiert hat, der socratische Schriften als socratische Schriften, und nicht als Reden eines Lysias oder Isokrates gelesen hat. „ Ich habe mich oft verwundert, aus welchen Gründen - - Nicht so, sondern aus welchem Grunde: Das ist besser gesagt, als jenes. „ Habt ihr wol jene Schriften anders gelesen, als wie man Liederchen liest? Läset ihr sie, wie man sie lesen muß, so

würdet

würdet ihr euch nichts über dergleichen Sächelgen aufhalten, sondern vielmehr auf solche Stellen sehen. „ Anytus und Melitus können mich wol um das Leben bringen, aber schädigen können sie mich nicht. „ -- „ Das ist meine beständige Maaßregel, daß ich unter allen meinen Sachen auf nichts, als auf die Vernunft Achtung gebe, wo sie mir, wenn ich nachforsche, am stärksten einleuchtet. „ Wer hat deswegen den Socrates je sagen hören: Ich weiß etwas, ich will euch etwas lehren; sondern er schikte den einen da, den andern dort hinaus. Man kam zu ihm und bat ihn um Empfehlungen an Philosophen, und er gieng mit den Leuten hin, und empfahl sie. Das thätest du wol nicht, sondern du sagtest unter dem Begleite: Vielleicht weist du noch nicht, daß ich heute in des Quadratus Haus einen Discurs halte. Es soll mich freuen, wenn du mein Zuhörer seyn willst. -- Wofür soll ich dein Zuhörer seyn? Willst du mir eine Probe geben, daß du die Structur der Rede meisterlich verstehest? Die verstehest du, Mensch; und wofür ist dir das gut? -- Ich werde dein Lob erhalten. -- Was meinest du mit dem Lobe? -- Du wirst mir zujauchzen: Ah! Vortreflich: Ah! Das ist zum Erstaunen! -- Nun siehe, ich will wol so ausrufen. Aber wenn Lob dasjenige ist, was die Philosophen in die Classe wahrer Güter sezen, worüber kann ich dich denn loben? Belehre mich, daß die Beredsamkeit ein Gut sey, so will ich dich loben. -- Wie? Soll man denn schöne Reden mit Unlust hören? -- Keineswegs. Ich höre auch selbst einen Lautenist nicht ohne Lust. Muß ich aber darum sogleich auch ein Lautenist werden?

werden? Höre, was Socrates sagt: „Es würde mir schlecht anstehen, ihr Männer, wenn ich auf diesen meinen Jahren, wie ein Knabe, der rhetorische Probstüke macht, vor euch auftreten wollte.„ Wie ein Knabe, sagt er. Denn es ist in der That eine artige kleine Kunst, Wörter auszuwählen, und sie zusammenzuordnen, und hernach mit Geschiklichkeit vorzulesen oder auswendig zu sagen, und bisweilen zwischen hinein zu erinnern: Hier ist eine Schönheit angebracht, welche, ich darf es sagen, nur die feinsten Kenner einsehen werden. Ladet je ein Philosoph Zuhörer ein? Hat er nicht, wie die Sonne, oder wie eine Speise, vor sich selbst Reize genug, diejenigen herbeyzuloken, die was nüzliches lernen wollen? Welcher Arzt ladet ein, daß man sich in seine Cur begebe? (Ich habe mir zwar sagen lassen, daß die Aerzte in Rom heut zu Tage wirklich solche Einladungen machen. Zu meiner Zeit hingegen wurden sie eingeladen.) Ich lade dich in meine Rede ein, da du vernehmen sollst, daß es übel um dich steht, daß du für alles andere mehr Sorge trägst, als wofür du solltest, und daß du die wahren Güter und die wahren Uebel nicht kennst, und daß du ein unglüklicher, ein arbeitseliger Mensch bist. Welche höfliche Einladung wäre das! Und gleichwol ist eine Rede eines Philosophen, und er selbst, kalt und tod, wenn sie nicht eben davon Ueberzeugung wirkt. Rufus pflegte zu sagen: Wenn ihr derweile habt, mir Lobsprüche zu geben, so thun meine Reden keine Wirkung. Er hielt denn auch solche Reden, daß uns, die da sassen, nicht anders als wie Uebelthätern zu Muth war, die ihrem

Kläger

Kläger an der Seiten vor dem Richter stehen: so stark grif er an, was man gewöhnlich that, so kenntlich stellte er einem jedem seine Laster vor die Augen. Eine Arztstube, ihr Männer, ist das Lehrzimmer eines Philosophen: Ihr müsset nicht lustig, sondern betrübt von dannen gehen. Denn ihr kommet nicht gesund dahin, sondern der eine mit verrenkter Schulter, der andere mit einem Geschwüre, ein andrer mit einer Fistel, ein andrer mit der Migräne. Und ich sollte denn da sizen, und euch artige Einfälle und Exclamationen vorschwazen, damit ihr mit Lobsprüchen über mich, aber so, wie ihr hergekommen seyd, der eine mit seiner verrenkten Schulter, der andere mit der Migräne, der dritte mit seinem Geschwüre, wieder weggienget? Sollten denn wol junge Leute um deswillen ihre Reisen machen und Eltern und Freunde und Verwandte und ihre Habseligkeiten verlassen, damit sie dir Bewunderung zujauchzen, wenn sie deine Exclamationen hören? Handelte Socrates? handelte Zeno oder Cleanth jemalen so? -- Wie? Ist denn die vermahnende Beredsamkeit nicht auch von einem eigenen Character? -- Wer leugnet das? Sie ist von einem besondern Character, so wol als die widerlegende und die lehrende. Aber wer hat jemalen gesagt, daß es noch eine vierte Gattung der Beredsamkeit gebe, deren Character in eitelm Gepränge bestehen sollte? Was ist der vermahnende Character? Eine Geschiklichkeit, einem oder vielen den Widerspruch fühlbar zu machen, worinn sie herumtreiben; ihnen klar zu machen, daß sie für alle andere Dinge mehr sorgen, als wofür sie wirklich sorgen wollten.

ten. Denn sie wollten nur das, was sie glükselig machen kann, aber sie suchen es an einem ganz andern Orte, als wo es zu finden ist. Um das zu zeigen, wird es sehr vonnöthen seyn, daß man tausend Stühle hinstelle, daß man Zuhörer einlade, daß man in einem feinen Kleide und Mantel ein Katheder besteige und eine Schilderung von dem Tode Achills mache. O, höret doch um der Götter willen auf, schöne Worte und Sachen, so viel an euch liegt, zu schänden. Ermahnungsreden könnten wol nirgendher einen stärkern Nachdruk erhalten, als wenn der Redner seinen Zuhörern deutlich merken läßt, daß sie ihm unentbehrliche Leute sind. Oder sage mir, wenn ist auch jemal einem in deiner Vorlesung oder Rede vor ihm selbst angst worden? oder wo ist einer, der in sich selbst gegangen wäre, der im Weggehen gesagt hätte: O wie tief hat mich der Philosoph gerührt? Ich muß, ich muß meine Aufführung ändern! Sagt nicht hingegen dein Zuhörer, wenn du recht grossen Beyfall gefunden hast, er hat unvergleichlich von Xerxes geredet; und ein andrer: Nein, seine Beschreibung des Treffens bey Thermopylä war noch weit schöner? Das heißt denn eine philosophische Rede gehalten haben.

Vier und zwanzigste Rede.

Daß man keine Dinge, die nicht in unsrer Gewalt stehen, solle zu Herzen nehmen.

Du sollst dir aus den Naturwidrigen Handlungen andrer kein Uebel machen. Denn das ist nicht deine Bestimmung, daß du mit niederträchtig oder mit unglüklich, sondern, daß du mit glüklich seyest. Ist jemand unglüklich, so besinne dich, daß er es durch seine eigene Schuld ist: Denn Gott hat alle Menschen zur Glükseligkeit und Gemüthsruhe erschaffen. Dazu hat er einem jeden Kräfte und Mittel gegeben, indem er gewisse Sachen einem jeden in seine eigene Macht gegeben, andere einer fremden Macht unterworfen hat, so daß alles, was man uns verwehren, worinn man uns zwingen, was man uns rauben kann, nicht unser Eigentum; das hingegen, was man uns nicht verwehren kann, eigentümlich unser seyn sollte. Dasjenige, worinn das Gute und das Uebel wesentlich besteht, hat er, wie es dem, der gute Sorge für uns trägt und uns als ein Vater vorsteht, geziemt, unter unsere eigentümlichen Dinge gesezt. -- Aber ich bin von meinem Freunde verreist, und meine Entfernung thut ihm schmerzlich wehe. -- Das ist seine Schuld. Warum hat er fremde Dinge für eigentümliche angesehen? Warum hat er, da er die Freude noch hatte, dich zu sehen, nicht bedacht; er ist sterblich, es kann seyn, daß

er einmal verreist? Er büsset hiemit izt seine eigene Narrheit. Aber du kannst dich auch nicht wol darein schiken, hier zu seyn. Worüber weinest du? Hast du vielleicht jenen Unterschied der Dinge auch noch nicht gelernet? Bist du etwa, wie die einfältigsten Weiber, an allen den Orten, bey allen den Leuten, bey allen den Beschäftigungen, woran du Freude gefunden hast, so gewesen, als wenn du ewig da seyn würdest? Darum sizest du izt da, und weinest, daß du nicht mehr dieselbigen Leute sieheſt, daß du deine Zeit nicht mehr an denselbigen Orten zubringest. Das ist auch deiner würdig, daß du elender seyest, als die Raben und die Krähen, welche fliegen können, wohin sie wollen, ihre Nester abändern können, über Meer reisen können, ohne daß es sie einen Seufzer oder Heimwehe nach den vorigen Orten kostete. -- Freylich, aber diese Gleichgültigkeit haben sie, weil sie vernunftlose Thiere sind. -- So wäre uns hiemit die Vernunft von den Göttern zum Unglük und zur Qual gegeben, damit wir unser Leben in Elend und Trauer zubrächten? In der That wir sollten alle unsterblich seyn, es sollte niemand verreisen. Wir wollen ja nie verreisen, sondern immer an einem Orte, wie Bäume angewurzelt bleiben. Reist einer von unsern guten Freunden weg, so wollen wir hinsizen und weinen; kömmt er wieder zurük, so laßt uns in die Höhe springen, und in die Hände klatschen, wie Kinder.

Wollen wir uns denn nicht endlich einmal der Milch entwöhnen und besser eingedenk seyn, was

wir

wir bey den Philosophen gehört haben? Es sey denn Sache, daß wir ihnen nicht mehr Glauben beygemessen haben, als den Mährgen eines Zauberers, wenn sie uns sagten, daß diese ganze Welt nur ein Staat und nur aus einer Substanz geschaffen sey, daß nothwendig ein Umlauf und Wechsel der Dinge seyn, und immer eines dem andern Plaz machen müsse, daß die einen vergehen, die andern darauf entstehen; die einen ihre Stelle behalten, die andern sich bewegen müssen; daß aber alles voller Freunde sey, für das erste Götter, hiernächst Menschen, die von Natur einander verwandt und Hausgenossen sind. Unter diesen müssen die einen beysammen seyn andere sich trennen, jene froh seyn über die Gesellschaft, die sie haben, diese sich über den Abschied nicht härmen. Und neben dem, daß der Mensch von Natur großmüthig und im Stande ist, alles, was nicht von seinem freyen Willen abhängt, zu verachten; hat er auch noch dieß, daß er nicht an den Boden gewurzelt und gewachsen ist, sondern bald in die, bald in diese Gegend reiset, zuweilen aus Antrieb einiger Bedürfnisse, zuweilen auch nur um etwas neues zu sehen. Das ist auch Ulyssens Schiksal gewesen:

Viele Staaten hat er gesehn, den Geist und die Sitten
Vieler Völker erforscht.

Und lange vorher schon Herculs Schiksal, den ganzen bewohneten Erdboden durchzuwandern --- und Aufsicht zutragen auf alles, was die Menschheit entehrt, was Gesez und Ordnung gemäß ist;

jenes zu verbannen und zu vertilgen, dieß hergegen einzuführen. Und wie viel Freunde hatte er gleichwol nicht in Theben? Wie viel in Argos? Wie viel in Athen? Wie viel Freunde hatte er sich auf seinen Reisen gemachet? Er hat sich ja auch, wo ihm gedäucht, daß es die Umstände erlaubten, verehlichet und Kinder gezeuget, und seine Kinder nicht mit Seufzen und Sehnsucht, nicht als wenn er sie als Waisen zurükliesse, verlassen. Denn er wußte, daß kein Mensch Waise ist, sondern alle einen Vater haben, der immerdar und unaufhörlich für sie Sorge trägt. Denn er hat sichs nicht blos so sagen lassen, daß Zeus der Vater der Menschen sey. Er hielt ihn wirklich auch für seinen Vater, und nannte ihn so, und that alles, was er that, mit Rüksicht auf ihn. Daher kam es denn auch, daß er aller Orten ein glükliches Leben führen konnte. Denn das ist wol nimmer möglich, daß Glükseligkeit mit Sehnsucht nach abwesenden Dingen bestehen könnte. Das glükselige Leben muß alles, was es verlangte, schon weggekrieget haben; es muß einem ersättigten gleich sehen; es muß da weder Hunger noch Durst vorfallen. -- Aber Ulysses hatte doch Sehnsucht nach seiner Frau, und weinte, als er auf der Klippe saß. -- Rühmst du denn im Homer alles so genau, selbst die Erdichtungen? Wenn er wirklich geweinet hätte, was wäre er anders als unglüklich gewesen? Allein, welcher Ordnung- und Tugend liebende Mann ist jemal unglüklich? Die Welt wird in der That übel regiert, wenn Jupiter für seine Unterthanen nicht alle Sorge trägt, daß sie, gleich ihm, glükselig seyn mögen. Es ist

ja

ja wider alle Religion und wider alle Gesetze, dergleichen nur zugedenken. Hat Ulysses geweinet und wehegeklaget, so ist er kein tugendhafter Mann gewesen. Denn wo ist ein tugendhafter Mann, der nicht wisse, was er ist? Wo weiß aber das einer, der vergessen hat, daß alles, was entstanden ist, auch vergehen muß, und daß die Menschen nicht ewig in dieser oder jener Gesellschaft bleiben können? Wie, ist es also nicht sclavenartig und dumm, nach unmöglichen Dingen zu streben? Verräth das nicht einen Fremdling (in der Natur der Dinge,) einen Menschen, der mit seinen Begriffen, dem einzigen, womit ers kann, wider Gott streitet? -- Aber meine Abwesenheit kostet meiner Mutter so manchen Seufzer! -- Warum hat sie keine solchen Grundsäze erlernt? Ich will gar nicht sagen, daß man nicht alle Sorge tragen solle, sie vor Herzenleid zu bewahren, sondern nur, daß man durchaus nichts wollen solle, was von einem andern abhängt. Die Betrübnis eines andern ist eine Sache, die von einem andern; meine hingegen etwas, das von mir abhängt. Ich will hiemit meine Klage durchaus stillen; denn das liegt an mir; des andern seine will ich stillen, so gut ich vermag; durchaus aber sie zu stillen, das unternehme ich niemal. Wollte ich das erzwingen, so würde ich mit Gott streiten, dem Zeus würde ich mich widersezen, wider seinen Plan überhaupt würde ich mich auflehnen; und einen solchen Streit wider Gott, eine solche Rebellion würden nicht nur Kindeskinder zu büssen haben, sondern ich selbst würde zur Strafe des Tages in steter Unruhe leben, und bey Nacht in Träumen

auffahren; ich würde vor jedem Bothen zittern, und meine Zufriedenheit mit Gottes Regierung würde immer nur von erwünschtem Innhalt der Briefe, die ich erhielte, abhangen. -- Es ist ein Both da von Rom. -- O, wenn nur nichts Böses begegnet ist! -- Was kann dir denn dort, wo du nicht bist, Böses wiederfahren? -- Ein Both aus Griechenland. -- O, wenn er nur nichts Böses überbringt! -- Auf die Weise kann dich jede Stadt, jedes Land unglüklich machen. Ist es nicht genug, daß du an dem Orte, wo du bist, unglüklich seyest? Must du es auch noch über Meere hin, und durch Briefe seyn? Auf die Weise steht deine Sache unvergleichlich sicher. -- Je was! wenn mir dort meine Freunde gestorben wären? -- Was wäre es anders, als daß sterbliche Menschen gestorben sind? Oder, wie verträgt es sich zusammen, wenn du wünschtest alt zu werden, und doch nie zu erleben, daß ein einziger von deinen Lieben sterbe? Weist du nicht, daß sich in einer langen Zeit nothwendig viel und mancherley zutragen muß? Daß den ein Fieber, diesen ein Mörder, jenen ein Tyrann überwältiget? So geht es ja in der Welt, das ist ja unser Loos auf Erde: Man hat Frost und Hize zu ertragen; man muß zuweilen harte Speisen verdauen; man muß Reisen zu Lande, Reisen über Meer machen; man muß sich in Wind und Wetter, und allerley Gefahren begeben: Da stirbt der eine weg, einen andern verweist man des Landes, einem andern trägt man eine Gesandschaft auf, ein andrer wird in Kriegsdienste gezwungen. So size du denn izo da in Bestürzung, in Klage und Trauer über alle dergleichen

Zufälle,

Zufälle, sey elend und unglüklich, hänge immer von andern ab, nicht etwan nur von einem oder zween, sondern von tausend und abermal tausenden. Hast du das bey den Philosophen gehört? Hast du das gelernt? Weist du nicht, daß unser Stand ein Soldatenleben ist? Der eine muß Wache stehen, der andere recognoscieren gehen, ein dritter muß zum Treffen ausrüken. Es kann nicht seyn, daß alle an einem Orte beysammen seyen, und wäre auch unser Vortheil nicht. Da wolltest du izt dem Commando des Feldherrn keineswegs nachleben, Klage führen, wenn du zu einer etwas hartern Arbeit commandirt wirst, und nicht überlegen, was du für Unordnung (so viel an dir steht) in der Armee anrichtest; daß, wenn es alle machen wollten, wie du, keiner mehr an Laufgräben oder an Batterien arbeiten, keiner mehr die Nachtwache halten, oder einiger Gefahr sich aussezen wird, sondern alle zu den Kriegsdiensten unbrauchbar seyn werden. Desgleichen, wenn du als ein Bootsknecht auf einem Schiffe bist, so behalte du immer das gleiche Plätzgen, und entwege dich nie aus demselben. Wenn du solltest auf den Mastbaum steigen, so bedanke dich des Auftrages. Wenn du solltest in das Vorderschiff laufen, so sey nichts davon zu reden. Welchem Steuermann wirst du nicht unerträglich seyn? Welcher wird dich nicht als ein unnüzes Geräth über Bord werfen, als einen, der nur eine Hinternis, und den andern Matrosen ein schlimmes Beyspiel ist? So verhält es sich nun auch hier; Das Leben eines jeden ist eine Gattung Kriegsdienste und zwar eines langen und manigfaltigen Kriegsdienstes. Du

mußt dich als ein guter Soldat erzeigen; du mußt alles auf den Wink des Obersten verrichten, und wenn es je möglich ist, so gar errathen, was er haben wolle. Denn du stehst auch unter einem Obersten, dem kein Oberster weder an Macht, noch an Erhabenheit der Sitten gleich kommt. Du stehst in einer ansehnlichen und weitläufigen Bedienung, und gar nicht in einem niedrigen Posten; du bist beständiger Kriegsminister. Weist du nicht, daß ein solcher wenig Zeit auf das Interesse seines Hauses wenden muß, daß er seine meiste Zeit bald als unumschränkter Commendant, bald in Ausführung eines höhern Befehls, bald als Gehülfe eines Generalen, bald in Militar- bald in Justizgeschäften, von Hause weg seyn muß? Und du wolltest mir denn, wie eine Pflanze, immer an einem Orte angeheftet und angewurzelt seyn? -- Aber es ist dort so lustig. -- Wer leugnet dir das? Es ist auch lustig, eine Fricassee zu essen: Es ist auch lustig, ein Mädchen zu umarmen. Was sagen die anders, welche die Wollust zum höchsten Gut machen? Merkest du nicht, was für ein Wort dir entfahren ist? welcher Leute Sprache das ist? Epicuräer und Weichlinge reden so. Wenn du handeln willst, wie diese, und ihre Begriffe hegen willst was kömmst du denn, und führst Discursen eines Zenons und eines Socrates? Willst du nicht ihre Grundsäze, womit du dich zierest, als fremdes Zeug, das dir ganz und gar nicht gehört, weit hinwegwerfen? Oder was wollen jene anders, als ungestört schlafen, und ohne Zwang wieder aufstehen? Denn in stiller Ruhe noch ein wenig gähnen, ihr Gesicht waschen, und

denn

denn nach Belieben etwas schreiben oder lesen, hernach unter ihren Freunden etwas daherschwazen, das allemal, es mag seyn was es will mit Beyfall gehört wird; denn auf die Promenade, nach der Promenade ins Bad, aus dem Bade an die Tafel, von der Tafel wieder ins Beth gehen? Und was braucht man zu sagen, was für ein Beth solche Leute haben müssen? Es ist leicht zu erachten. Nun denn, so sage mir einmal, du feuriger Schüler der Wahrheit, und des Socrates und des Diogenes; wo wünschtest du, deinen beständigen Aufenthalt zu haben? Ich denke in Athen. Und was wolltest du daselbst thun? Gerade das, was ich eben von den Epicuräern gesagt habe, und anders nichts. Wofür sagst du denn auch, du seyst ein Stoiker? Man straft einen härtiglich, der sich fälschlich für einen Bürger von Rom ausgiebt. Sollten denn Leute, die sich des grossen Standes und ehrwürdigen Namens eines Stoikers fälschlich anmaßen, ungestraft davon kommen? Das kann schlechterdings nicht seyn; sondern es ist ein göttliches festes Gesez, dem niemand entfliehen kann, und das denen, so die grössesten Verbrechen begehen, die grössesten Strafen zuerkennt. Denn höre, wie es lautet: „Wer den Schein annimmt, als ob er Dinge besässe, davon er nichts besizt, der soll ein Hochmüthiger und ein Praler seyn. Wer sich in die göttliche Regierung nicht schiken will, der soll eine niedrige, sclavische Seele seyn, soll von Kummer, Neid, Mitleid gequälet seyn; kurz, er soll unglüklich seyn; er soll viel Thränen vergiessen. - -

Wie? würdest du mir denn nicht erlauben, daß ich jenem Grossen die Aufwart mache? Daß ich oft in seinem Vorgemach erscheine? -- Wenn es dir die Vernunft befiehlt, daß du es um deines Vaterlandes, um deiner Verwandten, um der Menschen willen thuest, warum solltest du nicht hingehen mögen? Du gehest ja ohne Bedenken zum Schuster, wenn du Schuhe vonnöthen hast, oder zum Kräutler, wenn du Salat haben willst; warum solltest du dir denn Bedenken machen zu reichen Herren zu gehen, wenn es irgend eine Bedürfnis erheischt? -- Schon recht, aber aus dem Schuster mache ich mir nicht viel. -- So mache dir aus dem reichen Herrn auch nicht viel. -- Und dem Kräutler werde ich keine Complimente machen. -- So mache dem Reichen eben so wenig. -- Wie werde ich denn aber erhalten, was ich bedarf? -- Sage ich dir denn, du sollest in der festen Erwartung, etwas zu erhalten, hingehen? Sage ich nicht du sollest nur darum gehen, damit du thuest, was dir geziemt? -- Wofür gienge ich denn noch? -- Damit du gegangen seyest, damit du die Pflicht eines Mitbürgers, eines Bruders, eines Freundes erstattet habest. Uebrigens behalte daß du zu einem Schuster, zu einem Kräutler gegangen bist, der nichts grosses noch ehrwürdiges in seinem Vermögen hat, obwol er es theuer erkaufte; behalte, daß du mir wie nach Schuhen oder Salat gegangen bist. Das kostet einen Obulus, einen Talent kostet es nicht. So auch hierinnfalls: Die Sache ist von dem Werthe, daß man ihrerwegen vor der Thüre des grossen Herrn stehe. Nun sie sey von dem Werthe, denn gehe ich hin. Sie ist von

dem

dem Werth, daß man ihrerwegen ihn spreche. Ist sie von dem Werth, so spreche ich ihn auch. Aber man muß ihm die Hand küssen, man muß sich mit Lobsprüchen bey ihm einschmeicheln. Ja denn, gute Nacht: Denn würde mir das Ding einen Talent kosten. Da finde weder ich, noch findet der Staat, noch finden meine Freunde ihre Rechnung dabey, daß ich einen rechtschaffenen Bürger und Freund verthue. -- Aber wenn du nichts ausgerichtet hast, so wird es den Anschein gewinnen, als wenn du dir nicht recht habest Ernst seyn lassen. -- Hast du wieder vergessen, weswegen du hingegangen bist? Weist du nicht, daß ein Ehr- und Tugendliebender Mann nichts um des Anscheins willen, sondern alles darum thut, damit er ehrlich und gut gehandelt habe? -- Was wird er aber davon haben, daß er so ehrlich gehandelt hat? -- Was hat einer davon, der den Namen Dion schreibt, wie man ihn schreiben muß? -- Dieß, daß er ihn recht geschrieben hat. -- Hat er hiemit keinen Preis davon? Was frägst du denn nach einem grössern Preis für den rechtschaffenen Mann, als dieses selbst ist, daß er schön und gerecht handelt? In einem olympischen Kampf verlangst du doch nichts anders, es dünkt dich genug, wenn du die olympische Krone davon trägst. Wie sollte es dir denn eine Kleinigkeit, eine Sache von keinem Werth dünken, Ordnung und Tugend zu beobachten und glükselig zu seyn? Dazu bist du von den Göttern diesem Staat einverleibt und solltest dich nunmehr mit männlichen Geschäften abgeben, und du wolltest dich noch immer nach der Amme Brust sehnen, und durch die Thränen närrischer

Weiber weich und weiblich machen lassen? Willst du denn nimmer aufhören ein kleines unmündiges Kind zu seyn? Weist du nicht, daß eine kindische Aufführung einen Menschen, je älter er wird, immer desto lächerlicher machet? Hast du zu Athen niemand besucht? -- O ja, ich habe besucht, wen ich nur wollte. -- So kannst du es ja hier auch machen: -- Hast du Lust dem oder diesem Besuch zu machen, was hindert dich, nach deinem Gelust zu handeln? Nur laß keine Niederträchtigkeit, keine Begierde, noch Abscheu dabey walten, so werden deine Sachen gut gehen. Dieß liegt aber gar nicht daran, daß du zu dem oder diesem gehest, dem oder diesem den Hof machest, sondern es kömmt auf dein Inwendiges, auf deine Begriffe an. Wenn du die äussern Dinge, Dinge die nicht in deiner Wahl stehen, verachtest, und keines derselben unter deine eigentümlichen Sachen rechnest, sondern nur dieß für das Deinige ansiehest, daß du dir richtige Begriffe machest, daß du gesund urtheilest, daß deine Triebe, deine Begierden, dein Abscheu, in der Ordnung seyn, so wirst du gewiß keiner Schmeicheleyen und Niederträchtigkeiten mehr fähig seyn. Warum wolltest du noch ein Heimwehe nach der Ruhe haben, die du dort genossen, nach den Orten, deren du dort gewöhnt wareſt? Warte nur noch ein wenig, so wirst du dieser auch gewöhnt seyn. Bleibst du aber schwach und feig, so weine und seufze denn abermal, wenn du auch von hier abreiseſt. -- Nun, wie werde ich denn auch jemal zärtlich seyn? -- Immer als ein dapferes Gemüth, immer als ein Froher und Glükseliger. Denn die Vernunft wird dir niemal

mal gebieten, daß du niederträchtig, daß du erschlagen seyn, daß du von andern abhangen, daß du dich über Gott oder Menschen beschweren sollest. Sey immerhin zärtlich, aber beobachte auch dieß. Denn wenn du um dieser so genannten Zärtlichkeit willen ein Sclave, ein elender Mensch seyn wolltest, so ist es nichts werth für dich, zärtlich zu seyn. Und was hintert uns, daß wir jemand lieben, als einen, der einmal stirbt, der einmal verreiset? Liebte Sokrates seine Kinder nicht? Er liebte sie, aber als ein Freyer, als einer, der daran dachte, daß man allerfoderst mit den Göttern Freund seyn müßte. Deswegen hat er auch keine einzige Pflicht eines tugendhaften Mannes verabsäumt, weder in seiner Vertheidigung, noch da er bekennen sollte, was für eine Strafe er verdient habe, noch vorher, da er ein Rathsglied, noch da er Soldat war. Wir hingegen haben immer eine Menge Vorwände, feigherzig zu seyn. Die einen eines Sohnes, die andern einer Mutter, die dritten eines Bruders halber. Das will aber die Pflicht nicht, daß wir jemandes wegen unglüklich, sondern sie will, das wir von jedermanns, bevorab von Gottes wegen, der uns dazu bestimmet hat, froh und glüklich seyen. Sage mir doch, liebte Diogenes niemanden, der Mann, der so viel Sanftmuth und Menschenliebe gehabt hat, daß er für das Beste der menschlichen Gesellschaft so viel Mühseligkeit und Plagen ganz gelassen erduldete? Ich dächte, er habe geliebet. Aber wie? So wie es einem Diener Gottes geziemte, der für die Menschen Sorge trug, aber zugleich sich der Regierung Gottes unterwarf. Deswegen war der

ganze

ganze Erdkreis, und kein Land vorzüglich, sein Vaterland. Als er von Seeräubern gefangen ward, schmachtete er nicht nach Athen, nicht nach seinen Freunden und Vertrauten daselbst, sondern machte selbst die Seeräuber zu vertrauten Freunden, und gab sich Mühe, sie zu bessern. Als er hernach in Corinth verkauft ward, führte er daselbst sein Leben gerade so, wie vorher in Athen; und wenn er unter die Perräber gekommen wäre, hätte er sich auf die gleiche Weise betragen. So kömmt man zur Freyheit. Er pflegte daher zu sagen: Seitdem mich Antisthenes frey gemachet hat, bin ich niemal Sclave gewesen. -- Wie hat er ihn frey gemachet? -- Höre es von ihm selber: Er hat mich gelehret, was mein und was nicht mein sey. Die Habschaft ist nicht mein; Verwandte, Hausgesind, Freunde, Ruf, Oerter, deren ich gewohnt bin, Umgang, den ich pflege, sind alles Dinge, die nicht mein Eigentum sind. -- Was ist denn dein? -- Der Gebrauch der sinnlichen Vorstellungen. Von diesem hat er mir bewiesen, daß ich denselben so habe, daß mir niemand ihn verwehren, niemand dabey einigen Zwang anthun; niemand mich darinn hintern kann; niemand mich nöthigen kann, einen andern Gebrauch davon zu machen, als ich will. Wer hat hiemit noch einige Gewalt über mich? Philippus oder Alexander, oder Perdiccas, oder der grosse König? Woher sollten sie ihn haben? Denn wer von einem Menschen soll überwunden werden, der muß lange vorher schon von den Sachen überwunden seyn. Wenn weder Wollust, noch Schmerz, weder Reichtum, noch hohes Ansehen eines Menschen Meister wird, wenn

einer

einer, sobald er will, seinen ganzen Leib vor einem Tyrannen hinspeyt, und aus der Welt geht, wessen Knecht sollte der, wem sollte der wol noch unterwürfig seyn? Wenn Diogenes gar zu gern in Athen gelebt, wenn er sich von dasigem Aufenthalt hätte bezaubern lassen, so wären seine Sachen in eines jeden Gewalt gewesen; jeder stärkere wäre Herr gewesen, ihm Leid zuzufügen. O, wie würde er alsdenn den Seeräubern nicht geschmeichelt haben, daß sie ihn doch niemand anderm, als einem Athenienser verkaufen, damit er auch wieder einst den schönen Piraeus, und den langen Wall, und das Burgschloß sehen mögte. -- Und was wärest du denn, wenn du es auch wieder sähest? Ein Sclave, ein Knecht, ein Niederträchtiger? Was hülfe dir da Athen? -- Nein, ich will als ein Freyer daselbst seyn. -- Laß sehen, wie du frey bist. Schau, es pakt dich einer an, und führt dich von deinem beliebten Aufenthalt hinweg, und sagt: Du bist mein Knecht, es steht bey mir, dirs zu verwehren, daß du lebest, wie es dir gefiele; bey mir steht es, dich gelind oder hart zu halten: Wenn ich will, so magst du wieder Freude haben, und frohen Muthes nach Athen gehen. Was sagst du ihm, der dich so als seinen Knecht anspricht? Was giebst du ihm für ein Beweistum deiner Freylassung? Darfst du ihm wol nur frisch in die Augen sehen? Wirst du ihm nicht, anstatt alles raisonnierens, einen Fußfall thun, daß er dich doch ledig lassen wolle? Mensch, du solltest freudig und hurtig in das Gefängnis gehen; du solltest noch denen, die dich hinführen, vorlaufen -- Izt verdrießt es dich in Rom zu leben,

und

und hast ein Wehe nach Griechenland. Wenn du einmal sterben sollst, willst du uns denn auch noch mit deinen Thränen kommen, daß du nun Athen nimmer sehen, nimmer im Lycaeo spazieren werdest? Ist das die Frucht deiner Reise? Hast du nicht um deswillen gesucht mit einem Philosophen Umgang zu pflegen, damit du was nüzliches bey ihm lernest? Und was war denn dasselbe? Daß du eine grössere Fertigkeit erlangest, Syllogismen zu zergliedern, oder hypothetische Schlüsse zu behandeln? Wie, du solltest bloß um deswillen deinen Bruder, dein Vaterland, deine Freunde, deine Angehörigen verlassen haben, daß du, so bald das erlernt ist, zurükkehrest? Du wärest also nicht deswegen gereiset, daß du dir ein festes, gesextes und ruhiges Herz erwürbest; daß du gegen alle Begegnissen bewafnet, dich über niemand mehr beschwerest, niemanden mehr anklagest, daß dir niemand mehr einigen Schaden zufügen möge, und dich also durchaus nichts mehr hintern möge, deinen relativen Pflichten getreu zu bleiben. Das ist freylich schöne Waar, womit du dich versehen hast, Syllogismen, Sophismen, hypothetische Schlüsse. Du kannst, wenn es dir gefällt, eine Bude auf dem Markt aufrichten, wie die Theriakkrämer, und einen Zedel anschlagen. Willst du nicht verleugnen, daß du das geringste von denen Sachen verstehest, die du gelernet hast, damit du die Kunstregeln der Logik nicht in den übeln Ruf unnüzen Zeuges bringest? Was hat dir die Philosophie Uebels gethan? Was hat dir Chrysipp Leides gethan, daß du durch deine Handlungen selbst ihm vorrüken willst, seine grosse Mühe und Arbeit sey

unnüze?

unnüze? Wäre es dir an den Uebeln nicht genug gewesen, die du bey Hause hattest? Wie viel hättest du nicht Materie zu Verdruß und Klage gehabt, wenn du auch nicht in die Fremde gegangen wäreſt? Nein, du mußteſt noch mehrere holen. Und wenn du izt neue Freunde und Bekannte bekömmſt, ſo wirſt du neue Materie zu Gram und Seufzern haben, und wieder neue, wenn du dich in einen andern Ort verliebeſt. Lebſt du denn darum, daß du Betrübnis auf Betrübnis häufeſt, und dich nur unglüklich macheſt? Und denn nenneſt du mir das Zärtlichkeit. Was mag dieſe Zärtlichkeit für ein Ding ſeyn, Menſch? Wenn ſie ein Gut iſt, ſo erwächst kein Uebel daraus. Wenn ſie ein Uebel iſt, ſo habe ich nichts mit ihr zu ſchaffen. Ich bin nur zu denen Dingen beſtimmt, die mir gut ſind: Ich bin zu keinem Uebel beſtimmt. -- Was gehört denn für eine Uebung dazu, in dieſe Gemüthsfaſſung zu kommen?-- Das erſte und vornehmſte, und was du gleichſam ſchon an der Schwelle zu beobachten haſt, iſt dieſes, daß du dich ja in kein Ding auf eine ſolche Weiſe verliebeſt, als wenn dir daſſelbe nimmer könnte genommen werden; -- ſondern wie denn? --- Nur ſo, wie man ſich etwa in einen irdenen Krug oder in ein Kelchglaß, oder in ein Ding von dieſer Art verliebt, damit du, wenn es zerbricht, dich ſeiner Beſchaffenheit leicht entſinneſt, und ruhigen Gemüths bleibeſt. Alſo auch, wenn du dein Sohnchen, wenn du deinen Bruder, wenn du deinen Freund küſſeſt, ſo laß der angenehmen Vorſtellung niemal ihre völlige Gewalt; laß die ſüſſe Wallung nie ſo weit gehen, als ſie will; ſondern

dern halt sie im Zaum, hemme sie, so wie die thun, die den triumphierenden hinten auf dem Wagen stehen und sie erinnern, daß sie Menschen seyen. So gieb du dir selbst etwa solche Erinnerungen: Du liebst einen Sterblichen; es ist nicht von den Dingen, die eigentümlich dein sind, was du da liebst; es ist dir für das Gegenwärtige vergönnet; es kann dir leicht genommen werden; es ist dir nicht auf immer gegeben, sondern so wie die Feige oder die Traube für ihre bestimmte Jahrszeit: Wenn du dich einen Gelust darnach im Winter anfechten lassest, so bist du ein Narr. So auch, wenn du eine Sehnsucht nach deinem Sohn oder deinem Freund zu der Zeit hast, da es dir nicht beschehrt ist, sie zu sehen; so entsinne dich, daß das gerade so viel sey, als im Winter Feigen gelüsten. Denn was der Winter in Ansehung der Feigen ist, das ist ein jeder im Zusammenhang des Ganzen gegründete Zufall in Ansehung der Dinge, die derselbe Zufall zerstört. Demnach mache dir mitten im Genuß der Sachen, woran du dich ergözest, Vorstellungen von dem Gegentheil. Was schadet es, wenn du unter dem Küssen deinem Söhnchen zumurmelst: Morgen stirbst du vielleicht? so auch deinem Freunde: Morgen möchtest du verreisen, oder ich möchte verreisen, und denn sähen wir uns nimmer. -- Aber das sind ja Unglükswörter. Zauberer mögen dergleichen sprechen. -- Darüber bekümmere ich mich nichts, wenn sie nur Nuzen schaffen, und den schaffen diese Worte. Was nennest du wol Unglükswörter? Keine andern, dächte ich, als solche, die ein Uebel bedeuten. So wäre z. Ex. Zaghaftigkeit ein Unglükswort,

glükswort, Kleinmuth ein Unglükswort, Klage, Traurigkeit, Schamlosigkeit, das wären Wörter von schlimmer Ahnung. Jedoch darf man keinen Anstand nehmen, auch die zu sprechen, wenn es geschiehet, um sich vor den Sachen, die sie ausdrüken, zu hüten. Nennest du mir aber das auch ein Wort von schlimmer Ahnung, was eine natürliche Sache bedeutet; so müßtest du sagen, ernten sey ein Unglükswort: Denn es bedeutet, zwar nicht den Untergang der Welt, aber der Aehren doch. Du müßtest sagen, es sey von böser Ahnung, wenn man des fallenden Laubes, der gedörreten Feigen oder getrokneten Trauben Erwehnung thut. Denn das sind alles Veränderungen dieser Sachen aus ihrem erstern Zustand in einen andern. Da ist aber von keinem Verderben, sondern von einer Regierung und Verwaltung über dieselben nach festgesezten Regeln, die Rede. So istś, wenn ich sage, verreisen, es bedeutet eine kleine Veränderung: wenn ich sage, sterben; es bedeutet eine etwas grössere Veränderung, nicht aus dem izigen Seyn, in ein Nichtseyn, sondern nur in ein Etwas, das izt nicht ist. -- Werde ich denn einst nicht mehr seyn? -- Du wirst noch seyn, aber etwas anders, dessen die Welt izt noch nicht vonnöthen hat. Denn du bist auch nicht worden, da du hättest wollen, sondern da es die Welt vonnöthen hatte. Ein Mann, der Ordnung und Tugend liebt, denkt derowegen immer daran, was es ist, woher er entsprungen, von wem er gemachet worden, und ist nur darauf beflissen, daß er seinen Posten in völliger Unterwerfung und Gehorsam gegen Gott durchaus bekleide. Willst du,

Gott, daß ich länger da sey? Ich will daseyn, als ein Freyer, als ein Herzhafter, so wie du es haben wolltest. Denn du hast mich so gemachet, daß ich in den Dingen, die mein sind, unter keiner fremden Gewalt stehe. Hast du meiner nicht mehr vonnöthen? Ich bin es zu frieden. Bis auf diese Stunde bin ich deinet- und keines andern wegen da geblieben: also gehorche ich dir auch izt und gehe ab. -- Wie gehst du ab? -- Wieder so, wie du es haben wolltest, als ein Freyer, als dein Bedienter, als einer, der deine Gebote und Verbote wol verstanden hat. So lange ich mich aber hier in deinen Geschäften aufhalten solle, sehe ich auf deinen Wink. Was willst du, daß ich sey? Ein Fürst oder ein Unterthan? Ein Magistrat oder ein gemeiner Bürger? Ein Soldat oder ein Officier? Ein Schulmeister oder ein Hausvater? Was du mir immer für eine Stelle, sage ich mit Socrates, was immer für einen Posten du mir anbefehlen wirst, will ich ehender tausendmal sterben, als denselben verlassen. Wo willst du, daß ich sey? In Rom oder in Athen, oder in Theben, oder in Gyara? Sey nur meiner daselbst eingedenk. Schikest du mich aber an einen Ort, wo für Menschen, so, wie es ihre Natur erheischt, nicht zu leben ist, so gehe ich dort, nicht ungehorsam gegen dir, weg, sondern weil du mir gleichsam das Zeichen zum Rükzug giebst. Ich reisse dir nicht aus, das sey ferne! sondern ich merke, daß du meiner nicht weiter vonnöthen hast. Ist es mir aber beschehrt, mein Leben nach den Bedürfnissen meiner Natur durchzubringen, so verlange ich keinen andern Ort, als wo ich bin, und

keine

keine andern Leute als unter denen ich bin. -- Dergleichen Gesinnungen muß man Tag und Nacht unterhalten, dergleichen muß man schreiben, dergleichen lesen, über dergleichen Sachen muß man mit sich selbst und mit andern sich unterreden. Weist du mir etwas zu sagen, das zum Behuf dieser Gemüthsverfassung diente? So muß man bald den, bald diesen fragen. Begegnet dann eine so genannte Widerwärtigkeit, so wird sie dir für das erste schon dadurch erleichtert seyn, daß sie dir nicht unerwartet gekommen. Denn es ist ein grosser Gedanke, und er läßt sich auf alle Fälle anwenden: Ich wußte wol, daß ich einen Sterblichen gebohren hatte. So wirst du auch sagen: Ich wußte wol, daß ich sterblich wäre; ich wußte wol, daß ich einmal verreisen würde; ich wußte wol, daß man mich des Landes verweisen; daß man mich im Gefängniß verurtheilen könnte. Hiernächst gehe in dich selbst und forsche nach, aus welcher Classe der Dinge der Zufall sey, der dich betroffen hat, so wirst du dich zu bescheiden wissen: Er gehört unter die Dinge, die nicht auf meine Wahl ankommen, die nicht in meiner Macht stehen, und nicht mein sind. Was geht er denn mich an? -- Ferner mache die Betrachtung, die sehr wichtig ist: Wer hat mir das zugeordnet und auferlegt? -- Der Fürst, der Feldherr, die Republik, das Gesez. -- Bequeme dich also dazu. Denn ich muß dem Gesez allezeit und in allen Stüken unterthänig seyn. Wollte dich die oder diese sinnliche Vorstellung anfechten, (denn es steht nicht in deiner Macht, dieß zu verhintern,) so bekämpfe dieselbe und nimm die Vernunft zu Hülfe. Laß

das Bild nicht zu Kräften kommen, laß es nicht ausführlich werden, und dir alles, was es nur will, und wie es will, vorspiegeln. Bist du in Gyara, so mache dir keine lebhafte Vorstellung, welchen Aufenthalt du in Rom gehabt habest, in was für Lustbarkeiten und Ergözungen du dort gelebt habest, und wie groß sie seyn würden, wenn du nochmalen dahin kämest; sondern spanne allen Ernst und Fleiß darauf an, so dapfer und männlich in Gyara zu leben, wie einem, der nun in Gyara lebt, gebührt. Bist du zu Rom, so mache dir nicht wieder ein lebhaftes Bild von deinem vorigen Aufenthalt in Athen, sondern studiere einzig darauf, daß du dich in Rom gut gewöhnest. Endlich seze allen andern schmeichelnden Empfindungen die alleredelste und reinste entgegen, die du in dem Bewußtseyn deines Gehorsams gegen Gott hast; in dem Bewußtseyn, daß du dich nicht nur in Worten, sondern in Thaten, als einen Ordnung- und Tugendliebenden Mann beweisest. Denn wie groß ist das, wenn du zu dir selbst sagen kannst: Wovon andere in den Schulen prächtig und erhaben reden und wovon sie unglaubliche Dinge zu sagen scheinen, dasselbige vollbringe ich izt wirklich. Meine Tugenden sind es, was sie von ihren Lehrstühlen auslegen, sie halten Abhandlungen über mich, und ich bin das Thema ihrer Lobreden. Jupiter will, daß ich den Beweis alles dessen, was man von Tugend und Glükseligkeit lehrt, an mir selbst finden solle; und er hat selbst erfahren wollen, ob er einen rechtschaffenen Soldaten, einen rechtschaffenen Bürger an mir habe, und mich andern Menschen als einen Zeugen

gen aufstellen wollen, daß die wahren Güter nicht in Dingen bestehen, die nicht von unsrer Wahl abhangen; daß ich durch mein Exempel lehre: Sehet, wie eitel eure Furcht ist; sehet wie vergebens ihr nach denen Dingen gelüstet, wornach ihr gelüstet. Suchet doch die Güter nicht ausser euch, suchet sie inner euch selbst, sonst werdet ihr sie nie finden. Zu dem Ende geschieht es, daß er mich bald hieher führt, bald dorthin schikt, daß er mich den Menschen in Armuth, in Niedrigkeit, in Krankheit zeigt, daß er mich nach Gyara schikt, und in Gefängnis führt. Er thut es nicht aus Haß. Das sey ferne! Denn wer hasset wol den besten unter seinen Dienern? Auch aus Nachläßigkeit nicht; denn er vernachläßiget nicht einmal die allergeringsten Wesen; sondern er thut es, weil er mich prüfen, und mich andern zu einem Zeugen und Beyspiel brauchen will. Sollte ich nun, da ich eine solche Bedienung zu bekleiden habe, mich noch darüber bekümmern, wo ich sey, bey was für Menschen ich sey, oder was man von mir sage? Sollte ich nicht mein Absehen unverwandt auf Gott, auf seine Aufträge und Befehle richten? Wenn du mit solchen Grundsäzen immer umgiengest, und dich fleißig darinn übtest, und machtest, daß sie dir immer gegenwärtig wären, so würdest du wol nie vonnöthen haben, daß dich jemand tröstete oder stärkte. Denn das ist keine Schande, wenn man nicht zu essen hat, sondern wenn man nicht Vernunft genug hat, sich aller Furcht und aller Traurigkeit zu entschlagen. Wenn du einmal diese Befreyung von Furcht und Traurigkeit würdest erhalten haben, wo würde noch ein Tyrann,

wo würden noch Garden, wo Caesarianer seyn? Würde noch irgend eine hohe Bestallung dich anfechten? Würdest du noch diejenigen beneiden, die um die Ehre zu haben, von Cäsars Gefolge zu seyn, ihre Opfer im Capitolio verrichten, da du von Jupiter eine so erhabene Würde empfangen hast? Nur sollst du kein Gepränge damit treiben, und nicht übermüthig darauf seyn, sondern zeige sie nur in Thaten. Will niemand darauf merken, so genüge dir für dich allein, daß du rechtschaffen und glükselig bist.

Fünf und zwanzigste Rede.

An diejenigen, welche von ihrem Endzwek abgehen.

Denk einmal nach, was hast du von allem dem, so du dir anfangs zum Zwek gemachet hast, erhalten, was hergegen nicht erhalten? und wie ist das zugegangen? Woran kannst du mit Freuden zurükdenken? Was kostet dich hergegen Verdruß und Reue? Wenn es möglich ist, so ergreif es izt noch, wonach du Fehlgriffe gethan hast. Denn diejenigen, welche sich auf den allergrössesten Kampf legen, müssen nicht nur keine Mühe und Arbeit scheuen, sondern sich so gar Streiche gefallen lassen. Der Wettstreit ist ja hier nicht darauf angesehen, wer die stärkste Faust, den gewaltigsten Arm, die biegsamsten Gelenke habe: Denn hierinn gewinne oder verliere man den Preis, man kann nichts destominder ein nichtswürdiger oder

ein

ein grosser Mann, ja beym Zeus! nichtsdestominder der glükseligste oder unglükseligste Mensch seyn; sondern hier wird um Glükseligkeit oder Unglükseligkeit selbst gekämpft. Wie? Ist es uns denn verwehrt, wenn wir auch wirklich untengelegen sind, den Kampf zu wiederholen? Wir müssen ja nicht einmal wieder vier Jahre warten, bis andere olympische Spiele kommen, sondern du kannst dich so gleich wieder erholen, erneuerten Eifer daher bringen, nochmalen angreifen und kämpfen, und wenn es dir wieder fehlt, darfst du es noch einmal versuchen. Gelingt es dir einmal, den Sieg zu erhalten, so bist du so gut, als einer, der niemal gewonnen gegeben hat. Nur daß du nicht aus Gewohnheit mehrmaliger Niederlage anfangest, dich gern überwinden zu lassen, und denn als ein schlechter Kämpfer die ganze Reihe der vier Spiele hindurch geschlagen werdest, und eine Figur machest, wie Wachteln, die im Garne zappeln. -- Wenn mir das schöne Kammermädchen in Sinn kömmt, so bin ich überwunden. Und was ists denn mehr? Ich bin schon oft so überwunden worden. Es kömmt mich ein Gelust an, einen auszuschelten, und ich schelte ihn aus. Was ists denn? Ich habe es ja schon lange so gemachet. -- So redest du uns von diesen Sachen, als wenn du ohne Schaden davon kommen wärest. Das ist eben so viel, als wenn einer dem Arzt, der ihm das Bad verbietet, sagte: Ich bin doch schon oft ins Bad gegangen. Der Arzt kann ihm antworten: Nun ja, aber was hast du dir damit zugezogen? Ist nicht Fieber? ist nicht Kopfwehe darauf erfolget? So frage ich dich auch: Hast du dich nicht, so

oft du gegen jemand in Scheltworte ausgebrochen, aufgefahrt, als ein böswilliger und hämischer, als einer, der ein unnützes Maul hat? Hast du diese deine Fertigkeit nicht genähret, da du dir Handlungen, die ihr dienen, erlaubt hattest? Und wenn dich das Cammermädchen besieget hat, bist du da ohne Nachtheil aus der Sache kommen? Was hilft es dir hiemit, wenn du sagen kannst, du habest das schon mehrmal gethan, oder es sey dir schon öfters so gegangen? Ich dächte, du solltest wenigstens so klug seyn, als die Knechte, die daran denken, was ihnen Schläge zugezogen hat, und die gleichen Fehler, von denen du den Schaden erfahren, nicht wiederholen. -- Dieß Gleichnis taugt nicht hieher. Der Schmerz macht, daß der Knecht daran denkt. Was habe ich aber für Schmerz oder Schaden von meinen Fehlern? Denn wenn habe ich mich je dazu angewöhnt, meinen Neigungen zu widerstehen, und das Laster zu meiden? -- Die Schmerzen, womit die Versuche dessen begleitet sind, sind hiemit, man gestehe es oder nicht, heilsame Schmerzen.

Sechs und zwanzigste Rede.

An diejenigen, welche die Armuth fürchten.

Schämest du dich nicht, furchtsamer und feiger, als ausgerissene Sclaven zu seyn? Was giebt ihnen Muth, von ihren Herren wegzulaufen? Worauf verlassen sie sich? auf welche Aeker? auf welche Schafner? Nehmen sie nicht nur etwas weniges,

das

das nur für die ersten Tage zureichend ist, mit sich weg? schwermen sie nicht hernach doch zu Lande und See herum, und wissen eine Gelegenheit, sich durchzubringen, nach der andern ausfindig zu machen? Wo ist je ein entlaufener Knecht vor Hunger gestorben? Du hingegen zitterst vor Furcht, es möchte dir einmal an allen Nothwendigkeiten gebrechen, und bringst ganze Nächte schlaflos zu. Du Elender, bist so blind, daß du den Weg nicht siehest, den dich der Mangel an allen Nothwendigkeiten führen würde? Wohin würde er dich führen? Nur dahin, wohin dich ein Fieber, oder ein Stein auf den Kopf, auch führen würde, in den Tod. Hast du das nicht selbst oft andern gesagt? Hast du nicht viel dergleichen gelesen und geschrieben? Wie oft hast du dich damit groß gemachet, daß du dem Tode mit gesetztem Gemüthe entgegensehest? -- Es ist wahr. Aber denn werden die meinigen Hunger leiden. -- Wie? Wird denn etwan ihr Hunger sie anderswohin führen? Ist er nicht auch ihnen ein Weg nach der Unter-Welt, nach einer und eben derselbigen Unterwelt hinab? Willst du denn nicht gegen allen Mangel und alle Nothdurft, getrost dorthin schauen, wo die reichsten Herren, und die, so die höchsten Würden gekleidet haben, wo Könige und Tyrannen selbst hinkommen müssen? sie zwar von Speisen und Weinen zerborsten, du hingegen vielleicht verhungert. Man sieht ja nicht bald einen Bettler, der nicht alt, der nicht steinalt sey. Sie stehen Tag und Nacht Frost aus; sie liegen auf der bloßen Erde, haben gerade nur so viel zu essen, als die äusserste Nothdurft erheischt, und bringen es

doch bey nahe so weit, daß sie nicht sterben können. Kannst du nicht schreiben? Kannst du nicht Kinder unterrichten? Kannst du nicht bey jemandem Thürhüter seyn? -- Ja, aber es ist eine Schande, wenn es einem dazu kömmt, daß er sich mit solchen Sachen behelfen muß. -- Ey, so lerne zuerst, was Schande sey, und erst denn gieb dich uns für einen Philosophen aus. Vorizo aber laß dir diesen Titel nicht einmal von andern geben. Ist dir das eine Schande, was nicht deine Handlung ist, woran du keine Schuld hast, was dir zufälliger Weise begegnet, wie z. Ex. Kopfwehe, Fieber? Wenn du arme Eltern gehabt hast, wenn sie viele Kinder hinterlassen haben; wenn sie bey Lebzeiten ihre Haushaltung kaum durchbringen können, ist dir das eine Schande? Hast du das bey den Philosophen gelernet? Hast du niemal gehört, daß nur das Schande sey, was man tadeln kann, und daß man nur das tadeln kann, was Tadel verdient? Wen tadelst du wegen etwas, das nicht seine Handlung ist; wegen etwas, das er nicht selbst gemachet hat? Hast du nun deinen Vater gemachet? Bist du die Ursache, daß er so ist? Ist es in deinem Vermögen ihn anders und besser zu machen? Ist dir eine solche Macht beschehret? Wie? Must du denn Dinge verlangen, die dir nicht beschehret sind, oder hast du dich zu schämen, daß dir dieselben nicht zu Theil werden? Hast du dich bey der Philosophie gewöhnt, nur auf andere zu schauen, und nichts von dir selbst zu erwarten? So jammere und seufze, und iß dein Brod mit dem nagenden Kummer, du möchtest Morgen keinen Bissen mehr haben. Lebe in Furcht

und

und Zittern wegen deiner Knechte, sie möchten dich bestehlen; sie möchten davon laufen; sie möchten sterben. Ein solches Leben magst du führen, und deines Grams und Harms kein Ende sehen, der du dich nur dem Namen nach mit der Philosophie abgiebst, und ihre Lehrsäze, so viel an dir ist, zu Schanden machest, indem du ein Exempel bist, daß es nicht die geringste Frucht oder Nuzen bringe, dieselben zu erlernen: Der du nie begehrt hast, Standhaftigkeit, Ruhe, Freyheit des Gemüthes zu erlangen, und niemanden besucht hast, um dieses zu erlernen, hingegen die Syllogismen zu erlernen, vielen deine Aufwart gemachet hast. Niemal hast du dir Mühe gegeben, eine dieser Vorstellungen bey dir selbst in Richtigkeit zu bringen: Bin ich diesem Geschäfte gewachsen, oder bin ich ihm nicht gewachsen? Was muß ich also dieser Absicht gemäß thun? sondern du hast dich so gleich, als wenn alles andere bey dir schon in gutem und sicherm Stand wäre, an den lezten Theil der Philosophie gemachet, welcher von der Unbetrüglichkeit handelt, damit du ja vor allem Betrug und allen Fehltritten sicher seyest. Worinn? In deiner Furchtsamkeit, in deiner Feigheit, in deiner Hochachtung für die Reichtümer, in deinen Begierden nach Dingen, die nicht erhältlich, in deinem Abscheu gegen Dinge, die unvermeidlich sind. Hast du dafür gesorget, daß dir diese schönen Tugenden auf sicherm Fuße stehen? Hättest du dir nicht vorher aus der Philosophie Tugenden erwerben, und erst denn denselben Sicherheit verschaffen sollen? Und wen hast du jemalen gesehen eine Brustwehr anbauen, ehe die Mauer stehet, zu deren

ren Beschüzung sie dienen soll? Wer bestellt einen Thorhüter, wo kein Thor ist? Wofür übest du dich denn in den schärfsten Beweisen? Damit dich kein Sophisma entwegen möge? Wovon entwegen? Zeige mir zuerst, worauf du halteſt, was du messest oder wägest; hernach magst du mir das Maaß oder die Wage zeigen. Oder wie lange willst du Staub messen? Must du nicht das beweisen, was die Menschen glükselig machet, was ihren Geschäften erwünschten Fortgang verschaffet, was machet, daß sie sich über niemand beschweren, daß sie niemand anklagen, daß sie mit der Regierung des Ganzen völlig zu frieden sind? Zeige mir -- Siehe, das zeige ich. Ich will dir jeden Syllogismus meiner Demonstration zergliedern. -- Das ist das Maaß, du Sclave, es ist nicht das, was man mißt. Darum leidest du izt auch die verdiente Strafe dafür, daß du jene wichtigen Theile der Philosophie hintangesezet hast. Du zitterst, du hast schlaflose Nächte, du gehst mit allen Menschen zu Rath, und wenn ein Rathschlag nicht jedermann gefallen will, so glaubst du, er tauge nichts. Denn fürchtest du den Hunger, wie du meinst. Nein, es ist nicht der Hunger, wovor du in Sorgen stehest, sondern das ist dein Kummer, es möchte dir dazu kommen, daß du keinen Koch mehr hättest, keinen Knecht mehr, der die Speisen einkaufe, keinen, der dir die Schuhe anziehe, keinen, der dich ankleide, keinen, der dich ausbürste, keine, die hinter dir hergehen, keine, die dich im Badzimmer auskleiden, dir die Arme ausbreiten, wie einem am Kreuze, und dir den ganzen Leib fegen; keinen Salber,

der

der da stehe, und die Knechte commendiere: Gehe da herüber, gieb die Seite, halt ihm den Kopf, gieb die Schulter! und daß du, wenn du denn aus dem Bade wieder nach Hause kommst, kein Geschrey mehr mit deinen Befehlen machen könnest: Will niemand auftragen? -- Den Tisch aufgenommen! abgerieben! -- Das ist deine Sorge, du könnest nicht mehr ein solches Kranken- und Weichlingsleben führen. Lerne doch einmal das Leben gesunder Menschen, das Leben der Knechte, der Arbeiter, das Leben deren, die der Philosophie mit wahrem Ernst obliegen, kennen. Schau, wie Socrates gelebt habt, und er noch dazu mit Weib und Kindern; wie Diogenes, wie Kleanth gelebt hat, der studierte und Wasser trug. Wenn du es haben willst, wie es diese gehabt, so wirst du das aller Orten haben können, und voller Zuversicht leben. -- Worauf? -- Auf das einzige, worauf sich Zuversicht sezen läßt; auf das, so uns treu ist, das uns nicht kann verwehrt, nicht weggenommen werden, das heißt, auf deinen freyen Willen. Warum hast du dich selbst in einen so unbrauchbaren und unnüzen Stand gesezet, daß dich niemand in sein Haus nehmen, noch Sorge für dich tragen wollte? Ein ganzes und brauchbares Geschirr, wenn man es je wegwürfe, würde ein jeder, der es findt, aufheben, und für einen glüklichen Fund halten: Dich hingegen niemand, sondern es würde ein jeder glauben, du wäreſt ihm noch ein Schaden. Kannst du denn nicht einmal so viel Dienste leisten, als ein Hund oder ein Hahn? Warum willst du denn noch leben, wenn du so gar nichts taugest? Fürchtet wol irgend ein tugendhafter

ter Mann, es möchte ihm an den Nothwendigkeiten des Lebens gebrechen? Es gebricht den Blinden, es gebricht den Lahmen daran nicht. Wird es denn einem tugendhaften Mann daran gebrechen? Keinem guten Soldat fehlt es an jemanden, der ihm Sold gebe: Ein jeder Taglöhner, ein jeder Schuster findet jemand, der ihm etwas zu verdienen giebt. Sollte denn ein tugendhafter Mann niemand finden? Sollte Gott wol seine Beamten, seine Diener so sehr vernachläßigen, seine Zeugen vernachläßigen, die einzigen, die er bey den Rohen und Unwissenden noch zu Beweistümern brauchen kann, daß er sey, und die Welt wol regiere, und die menschlichen Begebenheiten nicht aus der Acht lasse, und daß einem tugendhaften Mann weder im Leben, noch im Tode, kein Uebel wiederfahre. - - Aber wie? Wenn er ihm keine Lebensmittel verschaft? -- Was ist das anders, als daß er mir, wie ein guter General, das Zeichen zum Abzug giebt? Da bin ich gehorsam und folge meinem Feldherrn, ich jauchze noch sein Lob dazu, und singe Hymnen auf seine Werke. Denn wie ich kommen bin, als es ihm gefiel, mich hervorzurufen, so trete ich nach seinem Gutbefinden wieder ab. Und so lange ich lebte, war das mein Werk, Gottes Lob zu singen, ich mochte in der Einsamkeit, oder in kleiner oder grosser Gesellschaft seyn. Giebt er mir keinen Ueberfluß, so will er nicht, daß ich in Ueppigkeit lebe. Er gab ihn auch dem Hercules, seinem eigenen Sohn nicht; sondern ein andrer war König von Argos und Mycene: Er hingegen war unterthänig und lebte in Arbeiten und

Prüfun-

Prüfunger. Eürystheus war, was er war, so wenig König über Argos und Mycene, als über sich selbst. Hercules hergegen war ein Fürst und Heerführer in allen Ländern, und auf allen Meeren, ein Zerstörer aller Gesezlosigkeit und Ungerechtigkeit, ein Stifter des Rechts und der Religion, und dieß alles vollführte er arm, nakt und einzeln. Hat wol Ulyssen, da er Schiffbruch gelitten und nichts als sein Leben gerettet hatte, sein Mangel erniedriget? Hat er ihn kleinmüthig gemachet? Auf welche Art gieng er zu den Nymphen, die Nothwendigkeiten zu betteln, wovon man glaubt, daß es die grösseste Schande sey, solcher von fremder Hand dürftig zu seyn?

Wie ein Löwe, der von dem Gebirge sich Nahrung ertrozet,
Kühn auf eigene Stärk'

Worauf verließ er sich? Weder auf Ruhm, noch auf Reichtümer, noch auf Würden, sondern auf seine eigene Stärke, das ist, auf gesunde Begriffe, von dem, was in unserer Gewalt, und was nicht in unserer Gewalt stehe. Denn die sind es allein, was uns zu freyen Menschen machet, was uns über alle äussere Macht wegsezt, was uns, wenn wir zu Boden gedrükt sind, das Haupt aufrichtet, und uns Herz giebt, den Reichen und den Tyrannen, steif in das Antliz zu schauen. Das ist das reiche Geschenk, daß du von der Philosophie hättest empfangen können. Aber du wirst wol nicht mit Muth und Zuversicht aus der Welt gehen, sondern immer in Furcht und Zittern seyn, du möchtest zulezt um dein Silbergeschirr kommen. Du Unglükseliger, hast du denn bis izt alle deine Zeit

verder-

verderbet? -- Wie? wenn ich aber krank werde? -- So sollst du dich in der Krankheit anständig betragen. -- Wer wird meiner pflegen? -- Gott und gute Freunde. -- Ich werde auf einem harten Beth liegen müssen. -- Aber du wirst wie ein Mann liegen. -- Ich werde kein bequemes Zimmer haben. -- So wirst du in einem unbequemen krank seyn. -- Wer wird mir das Essen zubereiten? -- Die, so es andern zubereiten. Du wirst es in deiner Krankheit nicht schlimmer haben, als Manes. -- Aber was wird meine Krankheit für einen Austrag haben? -- Was wird sie für einen andern Austrag haben, als den Tod? Bedenkest du also nicht, daß das allergrösseste Uebel, das einen Menschen treffen könnte, und die allergrösseste Feigheit und Zaghaftigkeit, nicht der Tod, sondern vielmehr die Furcht des Todes ist? Hierüber übe dich denn: Dahin laß alle deine Gespräche, alle deine Studien, alles dein Lesen gerichtet seyn, so wirst du inne werden, daß die Menschen nur auf die Weise zu der wahren Freyheit gelangen.

Epictets Reden.

Viertes Buch.

Erste Rede.

Von der Freyheit.

Der ist frey, welcher lebt, wie er will; welcher unter keiner Nothwendigkeit, unter keiner Gewalt, unter keinem Zwang stehet; dessen Trieben nichts im Wege steht; dessen Begierden jedesmal erhalten, wornach sie streben; dessen Abscheu jedesmal ablehnet, was ihm widrig ist. Ist nun aber irgend ein Mensch, der in Sünden leben wollte? Nicht einer. Ist ein Mensch, der in Irrtum, in Uebereilungen, in Ungerechtigkeiten, in Ausschweifungen, in Unzufriedenheit, in Niederträchtigkeit leben wollte? Nicht einer. Hiemit lebt kein böser Mensch, wie er will, und folglich ist auch kein Böser frey. Oder will jemand gern in Betrübnis, in Kummer, in Neid, in Mitleid, in vergeblicher Begierde, in fruchtlosem Abscheu leben? Nein, das will niemand. Ist nun unter den Bösen einer zu finden, der ohne Betrübnis,

ohne Kummer sey; dessen Begierde nie vergeblich, dessen Abscheu nie fruchtlos sey? Nein. So ist hiemit auch kein Freyer unter ihnen zu finden.

Wenn du dergleichen vor einem Herrn sagtest, der schon zweymal Consul gewesen, und noch beyfügtest: Du bist ein Weiser; das geht dich nichts an; so würde er dirs zu gut halten. Wenn du ihm aber die bare Wahrheit sagst: Du bist um kein Haar besser, als die, so schon zum dritten mal verkauft worden, du bist nicht minder Sclave, als sie; was könntest du anders als Stokschläge erwarten? Denn wie kann ich ein Knecht seyn? wird er sagen: Mein Vater ist freygebohren, meine Mutter ist frey gebohren, es wird niemand sagen können, daß er sie gekauft habe. Und überdieß bin ich ein Rathsglied, und ein Liebling des Cäsars, und habe das Consulat geführt, und bin ein Herr von vielen Knechten. Hierauf diene dir, Hochgeachter Herr Rathsherr, vor das erste zur Antwort: Dein Vater und deine Mutter, und dein Großvater, und so weiter hinauf, alle deine Voreltern möchten wol in eben demselben Sinne, wie du, Sclaven gewesen seyn. Gesezt aber, sie seyen so frey gewesen, als man immer seyn kann, was geht das dich an? Oder wie? wenn sie tapfer gewesen, und du hingegen eine Memme bist? wenn sie unerschroken, du hingegen zaghaft, wenn sie enthaltsam gewesen, du hingegen ausschweifend wäreſt: -- Ja was denn? würde das beweisen, ich sey ein Knecht? -- Dünkt es dich kein Beweis, daß einer ein Knecht sey, wenn man zeigt, daß er etwas wider Willen, aus Zwang

und

und mit Seufzen thut? -- Das laß ich gelten. Aber wer kann mich zwingen, ausgenommen unser aller Herr, der Cäsar? -- Du gesteheſt also doch selbst, daß du wenigstens einen Herrn habeſt. Daß er aber, wie du sagſt, Herr über alle zusammen ist, das soll dir gar kein Trost seyn, sondern du hast dich hiemit für einen Knecht aus einer weitläuftigen Haushaltung anzusehen. So haben die Bürger von Nikopel auch im Brauch auszurufen: Bey Cäsars Glük, wir sind freye Leute. Jedoch wir wollen, wenn du erlaubſt, von Cäsar izt weiter nicht reden, sondern sage mir nur: Biſt du noch nie etwan in eine Magd, oder in einen Knecht, oder in eine freye Person verliebt gewesen? -- Was willſt du damit? Was geht das die Knechtschaft oder Freyheit an? -- Hat dich deine Gebieterin niemalen zu Sachen beordert, die du nicht gern thateſt? Haſt du deiner kleinen Sclavin nie Schmeicheleyen gesagt? Haſt du ihr nie die Füsse geküſſet? und würdeſt gleichwol, wenn dich jemand zwingen wollte dem Cäsar die Füsse zu küſſen, das für einen groſſen Schimpf, und für ausschweifende Tyrannie halten. Was ist nun das anders, als Knechtschaft? Biſt du nie nächtlicher Weile an einen Ort hingegangen, wohin du nicht gern geheſt? Haſt du nie gröſſern Aufwand gemachet, als du gern wollteſt? Haſt du nie dieß und das mit Klagen und Seufzen gesagt? Hatteſt du niemalen Schimpfworte zu verdauen? Mußteſt du dich niemalen ausgeschloſſen sehen? Aber vielleicht schämeſt du dich, deine Liebeshändel zu gestehen, so schau, was Thraſonides that, und sagte; ein Mann, der wol in mehr Feldzügen dürfte gewe-

sen seyn, als wirklich du selbst: Der gieng für das erste zu Nacht ausser das Haus, zu einer Zeit, da sich Geta nicht untersteht, auszugehen; und nur mit grossem Geschrey und Wehklagen über herbe Sclaverey geht, wenn ihn der Herr dazu zwingt. Izt was sagt unser Held?

Mich, den noch keines Feindes Macht bezwungen,
Macht eine schlechte Sclavin izt zum Sclaven.

Elender! Einer Sclavin Sclave bist du hiemit, und noch dazu einer schlechten! Warum willst du denn noch den Namen eines Freyen haben? Warum praleſt du mit deinen Feldzügen? Hernach ruft er, man solle ihm seinen Degen bringen, und wird ganz böse auf den Knecht, der ihm denselben aus guter Meynung nicht giebt. Denn schikt er der Unerbittlichen Geschenke, und bittet und weint. Und kaum läßt sie ihm ein wenig blauen Himmel sehen, so ist er vor Freude ausser sich. Aber was ist er auch denn? In seiner Freude so wenig frey, als er es in seiner Begierde, oder in seiner Sorge gewesen ist.

Betrachte einmal, in welchem Sinne man auch Thieren Freyheit zuschreibt. Einen Löwen, den man jung aus dem Neste genommen, zahm erzogen, in einem engen Stalle gefüttert hat, und wol gar mit sich herum führt, wird gewiß niemand frey nennen. Hat nicht ein solcher ein desto sclavischeres Leben, je weichlicher es ist? Würde wol einer von den andern Löwen, wenn er Gefühl

fühl und Vernunft bekäme, sein Loos mit einem von diesen vertauschen wollen? Schau gefangene Vögel an, die man in Kefigien ernehrt, was stehen die in ihrer beständigen Bestrebung loszukommen, nicht aus? Einige derselben sterben eher vor Hunger, als daß sie eine solche Lebensart erduldeten: Und die, so man beym Leben erhalten kann, leben doch kümmerlich und verdrüßig und serbend, und sie dürfen nur einmal eine Oefnung sehen, so sind sie heraus. So stark ist ihre Begierde nach der natürlichen Freyheit, und nach dem Zustand, wo sie ihre eigene Herren seyn, und ohne Zwang leben können. Was fehlt dir denn hier, du lieber Vogel? -- Welche Frage ist mir das? Die Natur hat mich dazu geschaffen, daß ich fliege, wohin ich will; daß ich in der freyen Luft lebe, und singe, wenn ich will. Du beraubest mich alles dessen, und fragst noch, was fehlt dir? -- Wir werden hiemit nur diejenigen Thiere frey nennen, welche die Gefangenschaft nicht erdulden, sondern sobald sie gefangen werden, durch den Tod entrinnen. So sagt auch Diogenes irgendwo, es sey ein einziges Mittel in die Freyheit zukommen, ein freywilliger Tod. Und an den König in Persien schrieb er: Du wirst die Athenienser so wenig in die Knechtschaft bringen, als die Fische im Meer. -- Wie so? Sollte ich sie nicht zu meinen Gefangenen machen können? -- Werden sie deine Gefangenen, so lassen sie dich den Augenblik dahinten und gehen darauf, wie die Fische. Denn die sind auch todt, so bald man sie gefangen hat. So werden dir auch die Athenienser dahin sterben, wenn sie deine Gefangenen sind, und was hast du

denn von deinen Anstalten? -- Das ist die Sprache eines freyen Mannes, der der Sache mit allem Fleisse nachgeforschet, und sie auch, wie es nicht fehlen konnte, gefunden hat. So lange du hingegen die Freyheit anderswo suchest, als wo sie ist, so wäre es ein Wunder, wenn du sie fändest.

Ein Knecht wünscht aufs eheste freygelassen zu werden. Warum? Meinet ihr, er habe ein grosses Verlangen, den Einzeuhern des zwanzigsten Pfennings Geld zu geben? Nein, sondern er stellt sich vor, er habe, so lang er diese Freylassung noch nicht erhalte, lauter Hinternissen und Schwierigkeiten, in allem, was er gern thäte. So bald ich einmal freygelassen bin, sagt er, so geht mir von Stunde an alles nach Wunsch, da frage ich niemandem nichts nach, da rede ich mit jedermann als einer seines gleichen und seines Ranges; ich gehe, wohin ich will, es darf mich niemand fragen, woher ich komme, und wohin ich wolle. Er wird frey gelassen, und nun, da er nichts zu essen hat, sieht er sich so gleich um, wem er den Hof machen, bey wem er schmarozen könne. Izt treibt er entweder Gewinn mit seinem Leib und willfahret die schändlichsten Dinge; und wenn er durch dieses infame Mittel sich eines Unterhalts versichert hat, so ist er in eine Sclaverey verfallen, die viel strenger, als die vorige ist: oder wenn der Tropf, der so wenig von Ehre und Tugend weiß, Geld gemachet hat, so verliebt er sich in ein Kammermädchen, und wenn ihn dasselbe nicht erhört, so beklagt er sein hartes Schik-

sal,

sal, und wünscht sich in seine vorige Sclaverey zurüke. -- „Denn was fehlte mir damalen? Da hatte ich meinen Herrn, der schafte mir Kleider, schafte mir Schuhe an, gab mir zu essen, versorgte mich in kranken Tagen, und dafür that ich ihm einige wenige Dienste. Izt hingegen, was habe ich Elender nicht auszustehen, da ich anstatt eines einzigen Herrn nun ein Knecht von vielen bin! Doch, wenn ich nur einmal goldene Ringe vermag, und mich in den Ritterstand emporgeschwungen habe, denn werde ich das vergnügteste und glükseligste Leben haben.„ -- Daß er es nun dahin bringe, steht er für das erste solche Dinge aus, als er verdient, und hernach, wenn er izt diesen Stafel erreicht hat, so ist wieder die gleiche Klage da. Er sagt izt: Wenn ich ein wenig Kriegsdienste werde gethan haben, so bin ich doch denn einmal von allem Ungemach entlediget. Ergeht in Dienste. Er muß sich da begegnen lassen, wie einem Raker. Nichtsdestominder begehrt er die zweyte, begehrt er die dritte Campagne zu machen. Zulezt, wenn er nun sein Glüksgebäude vollführt hat, und izt ein Senator ist, denn ist er auch vollends Knecht. Wenn er izt in die Rathsversammlungen geht, denn stekt er in der schönsten und glänzendesten Knechtschaft.*) -- Daß du kein Narr

*) Upton vermuthet, diese Lüke habe ungefähr folgendes enthalten. -- „Was muß ich denn thun, daß ich zur wahren Freyheit gelange?„ [Frägt ein Schüler, und Epictet antwortete ihm:] -- Du must allen Fleiß anwenden, daß du kein Narr seyest, u. s. w.

seyest, daß du lernest, wie Socrates vorschreibt, was jede Sache an und vor sich selbst sey, und daß du die Grundbegriffe nicht blindlings und ungeschikt auf besondere Fälle anwendest. Denn daraus entspringt alles Uebel für die Menschen, daß sie nicht im Stande sind, die Grundbegriffe auf einzelne Dinge richtig anzuwenden. Da bilden sich hingegen die einen ein, dieß, die andern, das mache sie unglüklich. Dieser will sein Unglük in seiner Krankheit finden; darinn liegt es gar nicht, sondern darinn, daß er die allgemeinen Grundsäze unrichtig anwendet. Ein andrer glaubt sich dadurch unglüklich, daß er arm ist; ein andrer, daß er einen strengen Vater oder eine strenge Mutter hat; ein andrer, daß er bey Cäsar nicht in Gnaden steht. Allein sie sind einer, wie der andere, einzig und allein dadurch unglüklich, daß sie die Grundbegriffe nicht recht anzuwenden wissen. Hat nicht jedermann in Ansehung des Uebels diese natürlichen Grundbegriffe: Das Uebel ist etwas schädliches, etwas, das man fliehen, etwas, dagegen man alle möglichen Vorkehrungen thun muß? Diese Grundbegriffe widersprechen einander im geringsten nicht. Aber wie sieht izt die Anwendung derselben aus? Was ist dein Uebel? was ist das schädliche, das du fliehen must? -- Daß ich Cäsars Gunst nicht habe, sagt er: -- Da geht er links, da verfehlt er der Anwendung, kömmt ins Gedränge, fällt auf Sachen, die zum Zwek im geringsten nichts dienen, weil er, wenn er wirklich Cäsars Gunst erhält, dennoch das, was er sucht, nicht erhalten hat. Denn was sucht ein jeder Mensch? Ruhigen und zufriedenen Herzens,

glükselig zu seyn, in allen Sachen nach eigenem Belieben zu handeln, keine Gewalt, keinen Zwang zu leiden. Wenn er nun Cäsars Günstling wird, ist er denn zugleich aller Gewalt, alles Zwanges entlediget, ist er ruhigen Herzens, geht es ihm denn nach Wunsche? Wen wollen wir fragen? Wen haben wir, der uns hierüber zuverläßiger sey, als gerade den selbst, der Cäsars Günstling worden ist? Tritt hervor, und sage uns: Wenn hast du ruhiger geschlafen, izt, oder ehe du Cäsars Favorit wareſt? Du wirst so gleich diese Antwort hören: O, ums Himmels willen, treib das Gespött über meine Seele nicht weiter. Du weist nicht, was ich Elender auszustehen habe, mir wird nur gar kein Schlaf mehr zu lieb. Vergebens will mir der frühe Morgen ihn vergönnen: Denn da kömmt ein Knecht gelaufen, und sagt mir: Der Kaiser ist schon erwachet, den Augenblik wird er aus seinem Schlafzimmer hervorgehen. Denn ist lauter Unruhe, lauter Sorge. -- So sage uns, wenn hast du vergnügter gespeiset, izt oder vordem? Höre ihn selbst, was er dir auch hierüber antwortet: Wenn er nicht an die kaiserliche Tafel eingeladen werde, so nage ihm das am Herzen; und werde er eingeladen, so speise er da, wie ein Sclave bey seinem Herrn, und müsse sich die ganze Zeit auf das sorgfältigste in Acht nehmen, daß er nichts unbesonnenes sage oder thue. Und was meineſt du? Fürchtet er etwa, er möchte in solchem Falle, wie ein Sclave, Prügel kriegen? O das wäre allzugnädig. Er muß, wie es einem so grossen Mann, einem Liebling des Cäsars gezieret, in Furcht stehen, daß er standsmäßig zum Beil ver-

urtheilt werde. -- Wenn hast du ungehinderter ins Bad gehen können? Wenn hast du mehrere Muße zu den Leibesübungen gehabt? Und überhaupt, welche Lebensart wolltest du lieber haben, die izige oder die vorige? Ich darf darauf schwören: Es ist niemand so gefühllos und kaltsinnig, daß er nicht die Umstände des Mannes nur desto beweinenswürdiger finde, je höher derselbe bey Cäsar in Gunsten steht.

Wenn nun weder die so genannten Könige, noch die Lieblinge der Könige leben, wie sie gern wollten, welches sind denn wol die freyen Menschen? Forsche nach, so wirst du es finden: Denn die Natur hat dich auf die Spuren der Wahrheit geführt. Wenn du aber nicht im Stande bist, vor dich selbst diesen einfältigen Spuren nachzugehen, und die Folgen der angebornen Grundbegriffe zu finden, so höre, was die sagen, die der Wahrheit nachgeforschet haben. -- Was sagen Sie? -- Däucht dir, die Freyheit sey ein Gut? -- O ja, das allergrösseste. -- Kann denn wol der, welcher das grösseste Gut erlangt, unglükselig seyn? Kann es ihm übel gehen? -- Nein. -- So viel du hiemit Leute siehest, die unglükselig sind, die Widerwärtigkeiten haben, die Klagen führen, von denen allen sage keklich, daß die nicht frey sind. -- Ja, das will ich sagen. -- Wir lassen hiemit Kauf und Verkauf und dergleichen Titel des Eigentums beyseits, als die nicht in unsern Begriff von der moralischen Freyheit oder Knechtschaft gehören. Denn wenn du das bisherige richtig eingeräumet hast, so wird weder der grosse König

noch

noch der kleine, noch ein Consular, noch einer, der zum zweytenmal Consul ist, wenn er unglükselig ist, frey seyn. -- Gut. -- Antworte mir ferner: Däucht dir, die Freyheit sey etwas grosses, etwas edles, etwas schäzbares? -- Warum das nicht? -- Darf denn einer, der eine so grosse und schäzbare und edle Sache erlangt, niederträchtig seyn? -- Keineswegs. -- Wenn du hiemit siehest, daß sich einer vor einem andern schmiegt, und ihm wider sein Gewissen Complimente schneidet, so sage keklich, daß auch der nicht frey ist; und zwar nicht nur, wenn er es bloß um einer Suppe willen, sondern auch, wenn er es um eines Proconsulats oder Consulats willen thäte. Jene, die es um Kleinigkeiten willen thun, nenne Kleinknechte, diese hingegen, wie sie es verdienen, Großknechte. -- Gut, auch das ist ganz vernünftig. -- Däucht dir nicht ferner, die Freyheit sey ein Zustand, da einer eigenmächtig handelt, und selbst Herr ist? -- Freylich. -- So sage hiemit von einem jeden, dem von einem andern kann gewehret, oder der von einem andern kann gezwungen werden, daß der nicht frey ist; und da siehe mir nicht auf seine Ahnen oder Urahnen, und frage nicht nach Kauf oder Verkauf, sondern wenn du ihn von Herzensgrund und mit Affect Herr sagen höreſt, so nenne ihn, wenn auch zwölf Lictores vor ihm hergiengen, einen Sclaven. Wenn du ihn sagen höreſt: Ich Elender, ach was muß ich ausstehen! so nenne ihn einen Sclaven. Mit einem Wort, wenn du siehest, daß er sich bitterlich beklagt, daß er allerley Beschwerden führt, daß es ihm nicht nach Wunsch gehet, so nenne

ihn einen Sclaven. -- Wenn er aber ein mit Purpur verbrämtes Kleid trägt? -- Nenne ihn nichtsdestominder einen Sclaven. Gesezt aber, er rede und thue nichts von dem allen, so nenne ihn deswegen noch nicht einen freyen; sondern erkundige dich um seine Begriffe, ob er nicht etwa solche habe, die ihn Zwang und Hinternissen und Widerwärtigkeiten unterwürfig machen. Findest du solche Begriffe bey ihm, so nenne ihn einen Sclaven, der die Saturnalien hat, dem man, so lange die währen, alles gestattet. Sage: sein Herr ist verreist. Aber er kömmt wieder, und denn wirst du sehen, wie es dem Knecht gehet. -- Wer ist der Herr, der wieder kommen wird? -- Ein jeder, der es in seiner Macht hat, jenen der Sachen, die er gern haben wollte, zu gewähren, oder zu berauben. -- Auf die Weise haben wir hiemit viele Herren? -- So ist es. Denn da sind vorher schon die Sachen unsere Herren, und dieser Sachen sind viele. Hiemit müssen nothwendig auch die, so über die eine oder die andere dieser Sachen Gewalt haben, Herren seyn. Denn so gar den Cäsar fürchtet ja niemand, sondern man fürchtet den Tod, das Exilium, die Confiscation, die Gefängnis, die Schmach. Eben so wenig liebt jemand den Cäsar, wenn er nicht von einem grossen persönlichen Werth ist: sondern man liebt den Reichtum, den Tribunat, den Generalat, den Consulat. Da wir diese Sachen lieben und hassen, und fürchten, so kann es anderst nicht seyn, als daß diejenigen, welche darüber Meister sind, unsere Herren seyen. Daher kömmts, daß wir sie auch, wie Götter, anbeten. Denn wir denken:

ken: Wer es in seiner Macht hat, uns den grössesten Nuzen zu verschaffen, der ist eine Gottheit; und nehmen den falschen Untersaz an: dieser hat es in seiner Macht, uns den grössesten Nuzen zu verschaffen; hiemit ist er ein Gott. Wenn der Untersaz ohne Grund angenommen ist, so muß die Folge, die aus diesen Vordersäzen hergeleitet wird, ebenfalls nichtig seyn.

Was ist nun dasjenige, welches machet, daß einem Menschen nicht kann gewehret werden; daß er völliger Herr ist, zu thun, was er will? Denn das machet weder der Reichtum, noch der Consulat, noch der Proconsulat, noch die königliche Würde; sondern man muß etwas anders finden. Was ist das, welches machet, daß einer fertig und ungehintert schreibt? -- Daß er die Schreibkunst versteht. - - Was machts, daß einer fertig und ungehintert die Cithar schlägt? -- Nichts, als daß er gelernt hat, dieses Instrument spielen. -- Hiemit wird es wol auch darauf ankommen, daß einer die Kunst zu leben gelernt habe, wenn er ungehintert und frey leben will. Wie du nun dieses überhaupt gehört hast, so betrachte es izt noch in besondern Beyspielen. Ist es möglich, daß einer, der nach Dingen strebt, die in andrer Gewalt stehen, nicht könne gehintert werden? -- Nein. -- Hiemit ist es auch nicht möglich, daß er frey sey. So schau nun, ob wir nichts, oder ob wir alles bloß in unsrer Gewalt haben; oder ob einige Dinge in unsrer Gewalt, andere aber in fremder Gewalt seyen. Du wirst mir leicht antworten können, wenn ich frage: Ist dein Leib, wenn du

gern

gern hättest, daß er alle seine Glieder behalte, in deiner Gewalt, oder nicht in deiner Gewalt? -- Er ist nicht in meiner Gewalt. -- Wenn du gern hättest, daß er gesund wäre? -- Auch nicht. -- Oder, daß er schön wäre? -- Auch das nicht. -- Wenn du wolltest, daß du länger lebtest, oder daß du stürbest? -- Eben so wenig. -- Der Leib ist hiemit ein Ding, das in fremder Gewalt steht, und jedem stärkern unterwürfig ist. -- Es ist ganz klar. -- Steht es in deiner Gewalt, einen Aker zu haben, wenn du willst, und so lange du willst, und welchen du willst? -- Nein. -- Oder Knechte zu haben? -- Nein. -- Oder Kleider? -- Nein. -- Oder ein Haus? -- Nein. -- Oder Pferde? -- Keines von allen diesen steht in meiner Gewalt. -- Oder wenn du wolltest, daß deine Kinder, deine Frau, dein Bruder oder deine Freunde immerfort leben, stühnde es in deiner Gewalt, dieß zu machen? - Auch das nicht. -- Hast du denn nichts, darüber du selbst Herr und Meister seyest, das einzig und allein in deiner Gewalt stühnde, und das man dir nicht nehmen könnte? Schau, ob du so etwas habest? -- Ich weiß nicht, wo ich schauen soll. -- Betrachte die Sache so: Kann jemand machen, daß du einen offenbar falschen Saz bejahest? -- Das kann kein Mensch. -- So wärest du also in Ansehung des Urtheils oder des Beyfalls über alle Gewalt und Hinternis hinaus. -- Gut. -- Laß mich weiter fragen: Kann dich jemand zwingen, daß du dich für etwas entschliessest, wofür du dich nicht entschliessen wolltest? -- Ja, das ist möglich. Denn wenn mir einer Tod oder Gefängnis drohet, so zwingt er mich zu einer

Ent-

Entschliessung. -- Wenn du dir nichts daraus machest, zu sterben oder gefangen zu sizen, achtest du sein Drohen etwas? -- Nein. -- Ist denn die Verachtung des Todes eine Handlung, die in deiner Macht steht, oder nicht? -- Sie steht in meiner Macht. -- So steht es auch bey dir, dich zu entschliessen, oder dich nicht zu entschliessen? -- Gut, auch dieß steht bey mir. In wessen Gewalt aber steht es zu machen, daß ich mich wider etwas entschliesse? -- Ebenfalls in deiner. -- Wie aber, wenn ich mich entschlossen hätte, zu spazieren, und ein andrer mir es verwehrete? -- Welchem von deinen Vermögen würde er es verwehren? Deinem Urtheil, deinem Beyfall? -- Nein, sondern meinem Leib. -- Ja, so wie man einen Stein zurükhalten kann. -- Das ist wahr, aber indeß spaziere ich doch nicht. -- Wer hat dir gesagt, daß Spazieren eine Handlung sey, die so in deiner Macht stehe, daß sie dir nicht verwehrt werden könnte? Ich habe nur von der Entschliessung gesagt, daß sie könne verwehrt werden. Wozu aber der Leib und seine Mitwürkung vonnöthen ist, das sind alles Sachen, wie du schon längst gehört hast, die nicht in deiner Gewalt stehen. -- Nun ich gebe auch das zu. -- Kann dich jemand zwingen, ein Verlangen nach etwas zu haben, wenn du keines haben willst? -- Nein. -- Oder zwingen, dir einen Endzwek vorzusezen, oder etwas zu unternehmen, oder überhaupt diesen oder jenen Gebrauch der sinnlichen Vorstellungen zu machen? -- Auch dazu kann mich niemand zwingen. Aber wenn ich ein Verlangen nach etwas habe, so wird man mir doch verwehren können,

nen, das Verlangte zu erhalten? -- Wie wird man das können, wenn dein Verlangen auf Dinge geht, die von dir abhangen, und dir nicht können gewehrt werden? -- Denn kann es freylich niemand. -- Nun wer sagt dir, daß dem, der ein Verlangen hat nach Dingen, die in fremder Gewalt stehen, nicht könne gewehrt werden? -- So soll ich denn kein Verlangen nach Gesundheit haben? -- Nein, sage ich dir, und auch nach keinem andern Dinge nicht, das ausser deiner Gewalt steht. Und ausser deiner Gewalt steht alles, was du nicht anschaffen und bewahren kannst, wenn du willst. Von allem dergleichen seyen nicht nur deine Hände, sondern noch vielmehr deine Begierde weit entfernt: Wo nicht, so hast du dich in eine Knechtschaft hingegeben, du hast deinen Hals unter ein Joch gebogen, wenn du irgend eines von den Dingen, die nicht gänzlich dein sind, hoch hältst; wenn du dich in irgend eines der Dinge, die andern unterwürfig oder sterblich sind, verliebst. -- Ist die Hand nicht mein? -- Sie ist ein Stük von dir: In ihrer Natur aber ist sie Thon, ein Ding, das kann gewehrt und gehintert werden, das eines jeden stärkern Dinges Knecht ist. Und was sage ich, nur die Hand? Der ganze Leib ist nicht anders zu betrachten, als wie ein beladener Esel, der seine Waar trägt, so lang er kann, und so lang man ihn läßt. Will man ihn mit Gewalt in Kriegsbedürfnissen von dir erpressen, pakt ihn ein Soldat an, so laß ihn ohne Widerstreben, ohne Murren fahren, sonst kriegst du Schläge, und verlierst den Esel doch nichtsdestoweniger. Wenn du nun von deinem Leib also denken

ken must, so schau was für Gesinnungen dem zu folge in Ansehung aller andern Dinge, die man um des Leibes willen anschaft, du haben sollst. Wenn der Leib ein Esel ist, so sind die andern Dinge Zäume, Sättel, Hufeisen, Haber, Heu für den Esel. Laß auch diese Dinge fahren, gieb sie noch geschwinder und williger her, als den Esel selbst. Wenn du dich in solche Verfassung gesezt, und in solcher Denkensart geübet hast, das Fremde von dem Eigenen, das, was man verwehren kann, von dem, was man nicht verwehren kann, zu unterscheiden; jenes für Dinge zu halten, die dich angehen, dieses für Dinge, die dich nichts angehen; nur jene Dinge zu Gegenständen deiner Begierde oder deines Abscheus zu machen; wirst du alsdenn auch noch jemand fürchten? -- Auf der Welt niemanden. -- Recht so! denn weshalben hättest du was zu fürchten? Deiner eigentümlichen Dinge halber, worinn das wesentliche Gut und Uebel liegt? Wer hat Gewalt über diese? Wer kann dir dieselben nehmen? Wer kann dir darinn hinterlich seyn? Das kann man dir so wenig seyn, als Gott. Aber des Leibes halber, der Haabschaft halber fürchtest du dir vielleicht; der Dinge halber, die in andrer Gewalt stehen, und dich nichts angehen. Was hast du denn von Anfang an anders gelernt, als den Unterschied zu beobachten zwischen denen Dingen, die dein, und die nicht dein sind; zwischen denen, die in deiner Gewalt stehen, und die nicht darinn stehen; die können verwehrt, und die nicht können verwehrt werden? Zu was Ende bist du zu Philosophen gegangen? Damit du hernach, wie vorher, gleich Verdruß

und Kummer habest? Du wirst hiemit vermittelst dieser Grundsäze von Furcht, Sorge und allen Unruhen des Gemüths entlediget seyn. Oder was hast du mit Betrübnis zu schaffen? Denn die Betrübnis entsteht aus der Gegenwart derjenigen Dinge, deren Erwartung Furcht erwekt. Oder wirst du noch Sehnsucht nach etwas haben? Du hast ja nach denen Dingen, die von deinem Willen abhangen, nach guten und gegenwärtigen Dingen, ein abgemessenes und geruhiges Verlangen; und begehrest hergegen deren, die nicht von deinem Willen abhangen, keines auf eine solche Weise, daß jener vernunftlose und wilde Ungestüm, der kein Maaß kennt, im geringsten statt fände.

Welcher Mensch kann dir noch fürchterlich seyn, wenn du gegen die Sachen in einer solchen Gemüthsfassung stehest? Denn was hat doch ein Mensch, es sey im Blike oder in der Rede, oder im Umgang, das einem andern Menschen fürchterlich seyn sollte? so wenig, als ein Hund einem andern, ein Pferd einem andern, oder eine Biene einer andern etwas fürchterliches hat. Aber die Sachen, die sind es allemal, was Furcht einjagt. Wenn einer dem andern die Sachen verschaffen, oder wegnehmen kann, so wird er ihm gerade dadurch fürchterlich. Wie wird nun diese Festung zerstört? Nicht mit Eisen, nicht mit Feuer, sondern durch richtige Begriffe. Denn wenn wir gleich die Festung an der Stadt schleiften, wäre alsdenn die Festung des Fiebers, die Festung schöner Mädchen; mit einem Wort wäre die Festung inner uns alsdenn auch geschleift? wären die Tyrannen inner uns zugleich herausgejaget? Diese

Tyran-

Tyrannen, die wir täglich, bald die gleichen, bald wieder andere, erfahren; da muß man anfangen, diese Festung muß man schleifen, diese Tyrannen herausschlagen. Den Leib muß man fahren lassen, seine Glieder, sein Vermögen, die Habschaft, den Ruhm, die Hoheit, die Würden, Kinder, Brüder, Freunde, das alles muß man für fremde Dinge achten. Wenn diese Tyrannen herausgeschlagen sind, wofür sollte ich noch die Mauern der Festung niederreissen? Sie mögen immer stehen bleiben: Was verschlägt mir das? Wofür sollte ich noch die Leibwache herausschlagen? Was macht sie mir für Ungelegenheit? Sie hat ihre Stöke, ihre Spiesse, ihre Degen für andere Leute. Ist es mir jemalen wiederfahren, daß man mir verwehrt hätte, wenn ich etwas gewollt, oder daß man mich, wenn ich nicht gewollt, gezwungen hätte? Wie wäre das je möglich gewesen? Ich habe meinen Willen gänzlich Gott ergeben. Will er, daß ich ein Fieber habe; ich will es auch. Will er, daß ich mich zu etwas entschliesse; ich will es auch. Will er, daß ich eine Begierde nach etwas habe, so will ich sie haben. Will er, daß ich etwas erlange, so will ich es auch: will er es nicht, so will ich auch nicht. Will er, daß ich Marter leide, so will ich Marter leiden. Will er, daß ich sterbe, so will ich sterben. Wer sollte denn im Stande seyn, mir wider mein eigen Gutdünken etwas zu verwehren, oder mich irgendwozu zu zwingen? Das ist bey mir so unmöglich, als beym Jove. So machen es vorsichtige Reisende, wenn sie hören, daß die Strassen unsicher sind. Sie wagen sich nicht einsam auf den Weg, sondern

warten, bis sie in Gesellschaft eines Gesandten oder Sekelmeisters, oder Statthalters reisen können, empfehlen sich ihm und kommen sicher an ihren Ort. So macht es ein kluger Mann auch in der Welt. Da giebt es viele Räuber, Tyrannen, Stürme, Noth, Verlust der liebsten Sachen. Wohin kann man Zuflucht nehmen? Wie kann man ungeplündert durchkommen? Auf welche Reisegesellschaft will man warten, um sicher an seinen Ort zu kommen? Wem will man sich übergeben? Jenem reichen Mann? Jenem Consular? Was würde mir das helfen? Er wird selbst ausgezogen, er jammert, und weint selbst. Und wie? wenn sich dieser Reisegefehrte selbst über mich hermachte, und ein Räuber an mir würde? Ich will ein Günstling des Cäsars werden. Wenn ich sein Vertrauter bin, so wird mir niemand Leides thun. Aber was muß ich vor das erste nicht erdulden und ausstehen, um ein Mann von grossem Ansehen zu werden? Wie oft, und von wie vielen muß ich geplündert werden? Hernach, wenn ich nun der grosse Mann worden bin, so ist Cäsar auch ein sterblicher Mensch. Wenn er aber selbst um gewisser Umstände willen mein Feind würde, wohin könnte ich mich denn am besten zurükziehen? In eine Einöde? Freylich, aber kömmt das Fieber nicht auch dorthin? Was ist denn zu thun? Ist kein sichrer, treuer, starker Gefehrte, von dem man keine Hinterlist besorgen darf, zu finden? Der Weise denkt hierüber nach, und findet, daß er ganz sicher durchkommen werde, wenn er sich Gott übergiebt. -- Was nennest du, sich Gott übergeben? -- So mit ihm übereinstim-

einstimmen, daß du alles, was er will, auch wollest, und was er nicht will, ebenfalls nicht wollest. -- Wie macht sich das? -- Wie anders, als wenn du Gottes Absichten und seine Regierung fleißig betrachtest? Was hat er mir gegeben, das ganz mein, und völlig in meiner Gewalt seyn soll? Was hat er ihm selbst übrig gelassen? Mir hat er die Dinge gegeben, die von dem freyen Willen abhangen; er hat gemachet, daß sie in meiner Gewalt stehen; daß sie mir nicht verhindert, nicht verwehrt werden können. Wie hätte er aber den Leib, dieses irdene Gefäß, auch zu so was machen können, dem nichts könnte verwehrt werden? Dem allgemeinen Ablauf hat er Haabschaft, Hausrath, Wohnung, Weib und Kinder unterworfen. Was sollte ich denn mit Gott zanken? Warum sollte ich Dinge wollen, die man nicht wollen soll? Warum soll ich Dinge, die mir nicht gegeben sind, durchaus haben wollen? Wie soll ich sie vielmehr wollen? So wie sie mir beschehrt, und so lange sie mir beschehrt sind. Aber der, so sie mir gegeben hat, nimmt sie wieder. Warum sollte ich mich denn widersezen? Da wäre ich, der Narrheit zu geschweigen, daß ich mich gegen den Stärkern auflehnte, noch vielmehr ungerecht. Denn woher habe ich diese Dinge ursprünglich? Mein Vater hat sie mir gegeben. Aber wer hat sie ihm gegeben? Wer hat die Sonne gemachet? Wer hat die Früchte, wer hat die Jahreszeiten gemachet? Wer hat das Band der Gesellschaft unter den Menschen geknüpft? Da wolltest du nun, der du alles und dich selbst von einem andern empfangen hast, auf ihn, den Geber, böse seyn, und Be-

schwerde gegen ihn führen, wenn er dir etwas wieder wegnimmt? so vergessen, wer du bist, und zu was Ende du in die Welt kommen bist? Hat nicht er dich darein geführt? Hat nicht er dich das Licht sehen lassen? Hat nicht er dir Gehülfen gegeben? Hast du nicht von ihm die Sinnen, von ihm die Vernunft? Wie hat er dich auf diese Welt gesezt? Hat er dich nicht als einen Sterblichen, als einen, der in einer kleinen Masse Fleisch auf dieser Erde leben soll, hieher gesezt? als einen, der ein Zuschauer seiner Anstalten und Einrichtungen seyn, der für eine kleine Zeit seinem Gepränge und seinem Fest beywohnen sollte? Willst du denn nicht, wenn du izt das Gepränge und den festlichen Haufen, so lange es vergönnet war, gesehen hast, und er dich nun wieder gehen heißt, mit Anbetung und Dank für das, was du gesehen und gehört hast, davon gehen? -- Nein, ich wollte lieber noch länger Fest haben. -- So wollten die Mysten eben auch lieber, daß die mystischen Ceremonien, die man mit ihnen vornimmt, länger dauerten. So wollten vielleicht auch die Zuschauer der olympischen Spiele, daß sie noch mehrere Kämpfe sehen könnten. Allein die Feyerlichkeit ist nun zu Ende. Geh izt deines Weges, begieb dich mit Dank und guter Art zurüke. Mache andern Plaz. Es müssen izt andere auch in die Welt kommen, wie du darein kommen bist, und müssen, wenn sie kommen, Plaz und Wohnung, und Bequemlichkeiten haben. Wenn die erstern nicht nacheinander abträten, was würden die Folgen seyn? Warum bist du unersättlich? Warum wird dir nie genug? Warum machest du enge in der Welt? -- Recht: aber ich hätte gern,

daß

daß mein Weib und meine Kinder bey mir wären. -- Sind sie denn dein? Sind sie nicht dessen, der sie dir gegeben hat? Sind sie nicht dessen, der auch dich gemachet hat? Du willst also noch nicht Verzicht auf fremde Dinge thun? Du willst dem Stärkern nicht nachgeben? -- Warum hat er mich aber auf solche Bedingungen in die Welt geführt? -- Wenn es dir nicht anstehen will, so geh heraus. Er braucht keinen Zuschauer, der immer murret und klagt. Er will solche haben, die das Fest mitfeyern, die mittanzen, die in die Hände klatschen, die über die Feyerlichkeit in Entzükung gerathen, und Hymnen auf dieselbe singen. Er wird es nicht ungern sehen, wenn jene Klagschwestern, jene feigen Memmen sich von der festlichen Versammlung wegbegeben. Denn sie lebten doch, so lange sie da waren, nicht als an einem Feste, sie bekleideten doch ihren gehörigen Posten nicht, sondern seufzten und jammerten, und führten Klagen wider Gott, wider das Glük, wider alle, die um und an sie waren; gefühllos für das, was ihnen zu Theil worden, für die Kräfte, womit sie gegen alles widrige Geschik ausgerüstet worden; für Großmuth, Dapferkeit, Mannlichkeit, ja selbst für das, was wir izt untersuchen, für Freyheit. -- Wozu habe ich denn die äussern Dinge empfangen? Daß du sie brauchen sollest. -- Wie lange? -- So lange der, so sie dir geliehen hat, will. Wenn es keine nothwendigen Dinge sind, so hänge das Herz nicht daran, so werden sie dir auch nicht zu Nothwendigkeiten werden. Sage nur nicht, daß sie dir nothwendig seyen, so sind sie es dir auch nicht.

Das ist es, was man vom Morgen bis an den Abend studieren und üben sollte. Fange bey den geringsten und zufälligsten Dingen an, bey einem Kruge, zum Ex. oder bey einem Kelchglas: Denn schreite fort auf Dinge, die du höher schäzest, auf ein Kleid, auf einen Hund, auf ein Pferd, auf einen Aker; von dannen auf dich selbst, auf deinen Leib, auf seine Glieder, auf die Kinder, auf das Weib, auf die Brüder. Siehe dich auf allen Seiten um, und wirf alles von dir weg, (was deiner Freyheit nachtheilig seyn möchte,) reinige deine Begriffe, damit sich keines der Dinge, die nicht dein sind, dir fest anhänge, oder dir anwachse, damit es dir nicht Schmerzen bringe, wenn es von dir genommen wird. Wenn du dich darinn täglich übest, wie man sich auf dem Kampfplaz übt, denn sage, du liegest der Philosophie ob, oder weil dieser Name gewissen Leuten zuwider ist, so sage lieber, man verrichte die Freylassungsceremonie an dir. Denn dieß ist die wahre Freyheit. In diese ist Diogenes von dem Antisthenes gesezt worden, und sagte deßwegen, daß ihn nun niemand mehr zu einem Knecht machen könne. Wie begegnete er deswegen den Seeräubern, da er von ihnen gefangen ward? Hat er einen unter ihnen Herr tituliert? (Ich rede nicht von dem blossen Titel: Denn das Wort an sich selbst hat mir nichts fürchterliches, sondern die Leidenschaft, womit es ein Sclave ausspricht.) Mit welchem Ansehen bestrafte er sie, daß sie den Gefangenen schlechte Kost gaben? Wie stand er feil? Suchte er einen Herrn? Nein, er suchte einen Knecht. Und da er verkauft war, wie gieng er mit seinem

Herrn

Herrn um? Sogleich raisonirte er mit ihm, und belehrte ihn, er müsse sich nicht so aufputzen, er müsse sich nicht rasieren, er müsse seine Kinder so und so erziehen. Und was ist sich darüber zu verwundern? Denn wenn dieser Herr einen Knecht gekauft hätte, der ein Kampfmeister gewesen wäre, würde er ihm in Kampfsachen als einem Bedienten, oder als einem Herrn begegnet haben? So auch, wenn er einen gekauft hätte, der die Arzneykunst, oder einen, der die Baukunst besaß? Und es kann nicht anders seyn, als daß in jeder Kunst, der so sie versteht, Meister über den ist, der sie nicht versteht: Muß hiemit nicht ein jeder, der die ganze Kunst zu leben besizt, nothwendig ein Herr und Meister seyn? Denn wer ist Herr in einem Schiffe? -- Der Steuermann. -- Warum? -- Weil der, so ihm ungehorsam ist, Schaden davon hat. -- Aber der Herr kann seinen Knecht abprügeln. -- Kann er es thun, ohne Schaden davon zu haben? Das habe ich zwar ehedessen selbst vermeint; allein er kann es wirklich nicht ohne seinen Schaden, und darum ist es ihm nicht erlaubt. Denn es kann niemand Unrecht thun, ohne sich selbst Schaden zuzufügen. -- Was fügt sich denn ein Herr für Schaden zu, wenn er seinen Knecht bindet? -- Was meinest du, daß sein Schaden seyn werde? Das selbst, daß er seinen Knecht bindet. Das wirst du selbst gestehen, wenn du den Saz nicht willst verloren geben, daß der Mensch kein wildes Thier, sondern ein zahmes Geschöpf ist. Wenn steht es übel um eine Weinrebe? -- Wenn es anderst um sie steht, als es ihre Natur erfodert. -- Wenn steht es schlimm um einen

Hahn? -- Auch denn, wenn seine Natur gestört wird. -- Steht es hiemit nicht auch um den Menschen übel, wenn seine Natur Noth leidet? Was ist nun seine Natur? Will sie, daß er beisse, daß er aufschlage, daß er in Band und Fessel lege, daß er enthaupte? -- Nein, sondern, daß er Gutes thue, daß er Hülf leiste, daß er gut gesinnet sey. -- So steht es hiemit, du magst es gestehen oder nicht, schlimm um ihn, so oft er unbillig und unvernünftig handelt. -- Hat es denn um den Socrates nicht schlimm gestanden? -- Nein, sondern um seine Richter, um seine Ankläger. -- Hat es um den Helvidius zu Rom auch nicht übel gestanden? -- Nein, sondern um den, so ihn getödet hat. -- Das wäre wunderlich. -- Nicht wunderlicher, als was du selbst von einem Hahn sagen würdest. Du sagst nicht, es stehe übel mit ihm, wenn er verwundet den Sieg erfochten, sondern wenn er unversehrt unten gelegen hat. Du preisest einen Hund nicht glüklich, der weder jagt noch sich bemühet; sondern einen, den du schwizen, den du heulen, und von laufen fast zerbersten siehest. Was hat denn unsere Lehre hierinne paradoxes? Ist es paradox, wenn wir sagen, das sey das Uebel eines jeden, was seiner Natur nicht gemäß ist? Sagst du nicht eben dieses von allen andern Dingen? Warum soll denn da nur für den Mensch allein eine Ausnahme statt haben? Wir sagen, der Mensch sey von einer zahmen, gesellschaftlichen, treuen Natur, und das ist ja nicht paradox. -- Nein. -- Warum sollte es denn paradox seyn, wenn wir sagen; es wiederfahre ihm kein Schaden, wenn er geschlagen, wenn er in Fessel

gelegt

gelegt, wenn er enthauptet wird? Auch denn wiederfahre ihm kein Schaden, wenn er solches tapfer ausstehet, wenn er noch Gewinn und Nuzen davon zu tragen weiß? Der hingegen leide Schaden, dem es auf das erbärmlichste und schändlichste gehet; der aus einem Menschen ein Wolf oder eine Nater, oder eine Wespe wird?

Nun denn, laßt uns zusammennehmen, was bisher eingeräumet worden. Derjenige Mensch ist frey, dem man nichts verwehren kann, dem die Sachen nach Wunsche in Bereitschaft sind; wem man hingegen verwehren, wen man zwingen oder verhintern kann, wen man wider seinen Willen auf etwas treiben kann, der ist ein Knecht. Welchem kann man aber nichts verwehren? Dem, der nach keinen fremden Dingen strebt. Welches sind fremde Dinge? Die, so nicht in unsrer Gewalt stehen, sie zu haben oder nicht zu haben, sie so oder anders zu haben. Der Leib ist hiemit ein fremdes Ding, die Glieder desselben sind fremde Dinge, die Haabschaft ist etwas fremdes. Wenn du dich demnach in irgend eines solcher Dinge verliebest, als wenn es ein eigentümliches wäre, so wirst du gestraft seyn, wie es einer, der nach fremden Dingen strebt, verdient. Dieses ist der Weg zur Freyheit; dieses ist die einzige Erledigung von der Knechtschaft, daß man einmal von ganzer Seele sagen könne:

Wo immer meine Stell', o Zeus und weise Parze,
Von Euch bestimmt sey, führet mich.

Aber

-- Aber mein Philosoph, ich will den Fall sezen, daß dich ein Tyrann vorfodere, etwas zu reden, das dir nicht ansteht, sage mir, redest du da oder redest du nicht? -- Ich bäte mir Bedenkzeit aus. -- Bedenkzeit wolltest du in diesem Falle noch verlangen? Worüber hast du dich denn bedacht, so lange du die Schule besuchtest? Hast du nicht gelernt, welche Dinge gut, welche böse, und welche gleichgültig seyen? -- Ja, das habe ich schon untersucht. -- Was für Lehrsäzen habt ihr nun dießfalls beygepflichtet? -- Das alles, was gerecht und löblich gut; alles, was hingegen ungerecht und schändlich, böse sey. -- Ist Leben etwas gutes? -- Nein. -- Ist Sterben etwas böses? -- Nein. -- Ist gefangen seyn etwas böses? -- Nein. -- Was war hingegen euer Urtheil von einer niederträchtigen, unedeln, untreuen Rede, da man einen Freund verräth oder einen Tyrannen schmeichelt? -- Das sey böse. -- Was hast du dich denn weiter zu besinnen? Hast du dich nicht schon besonnen, und berathschlaget? Denn was wäre mir das für ein Besinnen; ob es mir auch anständig sey, mir die grössesten Uebel nicht zuzuziehen, da ich im Stande bin, mir die grössesten Güter zu verschaffen? Ein schönes, ein nothwendiges Besinnen! Da braucht es wol viel Berathschlagens! Warum spottest du doch unser? Ich sage dir, Mensch, eines solchen Bedenkens bedarf es sich nimmermehr. Du würdest auch, wenn du dir in der That das Löbliche als gut, das Schändliche als häßlich, und alles übrige, als gleichgültig vorstelltest, weit davon entfernt seyn, jemalen in eine Verlegenheit zu kommen, und einer mühsamen Untersuchung vonnö-

then

then zu haben, sondern du könntest mit deinem Verstande auf der Stelle so gut als durch deine Augen entscheiden. Oder besinnest du dich auch etwan, ob das Schwarze weiß oder das Schwere leicht sey? Kann es dir an völliger Einsicht in Sachen, die so klar einleuchten, in Sachen von der grössesten Evidenz, mangeln? Wie kannst du denn sagen, du müssest dich izt besinnen, ob du gleichgültige Dinge mehr als Uebel vermeiden sollest? Aber du hast keine solchen Begriffe, sondern diese Dinge kommen dir nicht als gleichgültige, sondern als die grössesten Uebel vor, und jene kommen dir nicht als Uebel, sondern als Dinge vor, die nichts für uns zu bedeuten haben. Denn du hast dich von lange her so gewöhnt. Wo bin ich? In der Schule. Und wer hört mir zu? Ich rede mit Philosophen. Aber gehe ich auffer dieß Lehrzimmer heraus, so finde ich keine Spuren mehr von unsern Grundsäzen. Hinweg heißt es, mit diesem Schulkram, mit diesen Narrenpossen! Da giebt ein Philosoph wider den andern falsche Zeugnis; dort schmarozet ein Philosoph; dort leihet sich ein Philosoph um Geld aus, und auch seine Stimme auf dem Rathhaus ist feil. Wer will doch etwas anders, als was ihm beym ersten Anblik gut scheint? Seine dunkeln Begriffe schreyen von innen darauf. Dein Begriff hingegen, den du in der Schule gefasset hast, ist so frostig und blöde, als wenn er aus leeren Worten bestünde oder an einem Hägen hienge. So nimm doch einmal deiner wahr, daß du Stärke anwendest, daß du deine Grundsäze befolgest, und dich ohne Unterlaß durch Handlungen übest: Wie hö-

rest du es an, wenn man dir kömmt zu sagen, nicht etwan dein Sohn sey gestorben; denn woher nähmest du Muth, dieses zu ertragen? sondern nur, dein Oel sey ausgeschüttet, dein Wein sey dir ausgetrunken worden? Auf eine solche Art, daß einer, der dich betrachtet, wie du darüber lermest und polterst, nichts anders sagen könnte, als: Mein Herr Philosoph, du hast in der Schule eine ganz andere Sprache geführet. Warum betriegest du uns? Warum nennest du dich einen Mensch, wenn du ein Wurm bist? Ich möchte wol einen dieser Herren beobachten, wenn er bey einer Maitresse ist, um zu sehen, wie er da in Hiz geräth, was für Worte er da fallen läßt, ob er da auch an seinen Namen und an die Reden denkt, die er sonst hört und liest und selbst hält.

Was gehet aber dieses die Freyheit an? -- Gerade diß geht sie an, so sehr als immer etwas, ihr möget es glauben oder nicht, ihr reichen Herren. -- Wen kannst du zum Beweistum dessen anführen? -- Wen, als gerade euch selbst, die ihr unter einem grossen und strengen Herrn stehet, und ganz nach seinem Wink und Gebote lebet; die ihr, wenn er einem von euch nur einen sauern Blik giebt sogleich in Ohnmacht sinket; die ihr Greisen und Matronen Aufwart machet, und so oft saget: Ich kann dieß oder jenes nicht thun, es ist mir nicht erlaubt. Warum nicht erlaubt? Widersprachest du mir nicht so eben und sagtest, du wärest frey? -- Aprulla hat es mir verboten. -- So rede denn die Wahrheit, Knecht, und entlauf deinem Herrn nicht, und verleügne ihn nicht, und

unter-

unterstehe dich nicht, dich einen Freygelassenen zu nennen, da du so viel Merkmale der Knechtschaft an dir hast. Ein Mensch, den die Liebe nöthiget, irgendworinn seinem eigenen Urtheil zuwiderzuhandeln, der wol einsieht, was besser wäre, aber die Stärke von sich nicht erhalten kann, demselben nachzuhängen, möchte noch eher einige Nachsicht verdienen; denn den beherrschet eine gewaltige, gewissermaßen göttliche Macht. Aber wer wird wol dir das Wort reden, oder dich erträglich finden, der du alte Mütterchen und Greisen careßierest, ihnen die Nase wischest, sie waschest, ihnen Presente machest, in Krankheiten ihrer wartest, wie ein Knecht; zugleich aber ihren Tod wünschest, und dich sorgfältig bey den Aerzten erkundigest, ob es nicht zum Sterben gelte? Oder auch dich, der du um jener hohen Würden und ansehnlichen Ehrenstellen willen andrer Leute Knechten die Hände küssest, so daß du nicht einmal ein Knecht freyer Leute bist? Alsdenn trittest du mir doch so gravitetisch in deiner Generalwürde, in deiner Consulwürde einher. Ich weiß nicht wie du den Generalstab erhalten hast, wie du zum Consulat gelanget bist, wer es dir gegeben hat. Ich für mein Theil wünschte mir nicht zu leben, wenn ich von Felicios Gunst leben und seine Hoheitsmine und seinen Sclavenstolz ausstehen sollte. Denn ich weiß, was ein Knecht ist, der seiner Meinung nach, sein Glük gemachet hat, und davon ganz verblendet und bethöret ist.

Nun, so sage mir, bist denn du frey? - - Das wollte ich, beym Himmel, recht gerne seyn,

und das ist der Wunsch meines Herzens. Aber ich kann den Herren noch nicht frisch in die Augen schauen, ich halte noch zuviel auf meinem Leib, ich hielte es für weiß nicht was werth, daß er ungelähmt wäre, da er denn doch nichtsdestominder gelähmt ist. Ich kann dir aber doch einen freyen Menschen aufweisen, damit du nicht weiter nach einem Exempel fragen dürfest. Diogenes war frey. -- Woher war ers? -- Nicht daß er von Freyen hergestammet hätte, (denn von solchen hat er wirklich nicht hergestammet,) sondern weil er es selbst war, weil er alle Handhaben, wobey man ihn hätte fassen und in die Knechtschaft ziehen können, abgethan, und keinen Weg übrig gelassen hat, wo ihm jemand hätte beykommen, ihn anfassen, und zum Knecht nehmen können. Er hatte alles so, daß er sich alle Augenblike davon los machen könnte; alles so, daß es nur ganz leicht und flüchtig an ihm hieng. Hättest du ihn bey seiner Habschaft anfassen wollen, so hätte er eher dieselbe fahren lassen, als daß er dir um derselben willen nachgegangen wäre. Hättest du ihn bey einem Bein angefasset, so hätte er das Bein, hättest du ihn bey dem ganzen Leib, so hätte er den ganzen Leib fahren lassen; auf gleiche Weise hätte er Verwandte, Freunde, Vaterland auch fahren lassen. Denn er wußte, woher er diese Sachen hatte, und von wem und auf welche Bedingungen er sie empfangen hatte. Seine wahren Stammältern, die Götter, und sein eigentliches Vaterland hätte er niemalen verlassen, noch jemandem im Gehorsam und in der Folgsamkeit gegen dieselben das geringste nachgegeben. Es wäre auch

niemand

niemand williger und leichter für das Vaterland gestorben: Denn er suchte niemalen bloß dafür angesehen zu seyn, als ob er etwas um des Ganzen willen thäte, sondern beherzigte immer, daß alle Begegnisse von demselben herrühren und von dem Vaterlande gewirket, und von dem, der dasselbe regiert, geboten werden. Schau, was er selbst sagte, und schrieb: „Es ist dir, Diogenes, aus diesem Grunde erlaubt, dich ganz freymüthig mit dem König von Persien, und mit Archidamas, dem König der Lacedämonier, zu unterreden.„ Warum? weil er von freyen Leuten stammte? Warum konnten denn die Athenienser und Lacedämonier, und Corinthier nicht mit ihnen reden, wie sie wollten? warum waren sie schüchtern, und machten ihnen bloß den Hof? stammten denn die alle von Knechten her? Warum sagt er denn, daß es ihm erlaubt sey: „Weil ich den Leib nicht unter meine Güter rechne, weil ich nichts bedarf; weil das mein Gesez ist und anders nichts.„ Das war es, was ihn frey seyn ließ: Damit du aber nicht meinest, ich könne dir kein Exempel aufweisen, als eines solchen Mannes, dem seine Umstände keine Hinternissen noch Zwang machten, der weder Weib noch Kinder, weder Vaterland noch Freunde noch Verwandte hatte, von denen er hätte können gerühret und zurükgehalten werden; so nimm den Socrates und schau da einen Mann, der Weib und Kinder hatte, aber als fremde Dinge; der ein Vaterland, der Freunde und Verwandte hatte, aber nur so lange er sollte, und wie er sollte; einen Mann, der dieß alles dem Gesez unterwarf, dem der Gehorsam gegen dasselbe

über alles war. Darum war er auch, wenn er Kriegsdienste thun mußte, der erste, der auszog, und wagte sich in die grössesten Gefahren. Da er hingegen von den Tyrannen befehliget war, gegen den Leon zu marschieren, fand er, daß dieß schändlich wäre, und berathschlagte deswegen nur nicht, ob er gehen sollte; obwol er wußte, daß ihm der Ungehorsam leicht den Kopf kosten dürfte. Was fragte er darnach? Denn er wollte etwas anders retten, nicht das Fleisch, sondern die Treue, die Rechtschaffenheit. An diese kann niemand Hand anlegen, niemand kann die unterwürfig machen. Und wie betrug er sich, als er nachwärts vor den Richtern, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, seine Schuzrede hielt? Bat er wehmüthig, als ein Mann, der Weib und Kinder hat, um das Leben? Wie betrug er sich, da er izt das Gift trinken mußte? Wie, da er sich hätte salvieren können, und Crito zu ihm sagte: Geh um deiner Kinder willen. Was sagte er dazu? Sahe er das, als ein sonderbares Glük an, das er mit beyden Händen ergreifen mußte? Ey wol nicht, sondern er sahe nur auf das Anständige und Schikliche, alles andere achtete er nicht, rechnete er nirgendhin: Denn ich will nicht den Cörper erretten, sagte er, sondern dasjenige, was durch Gerechtigkeit erhalten und verstärket, durch Ungerechtigkeit hingegen verringert und verderbet wird. „ Ein Socrates rettet sein Leben durch keine Niederträchtigkeit: Er, der seine Stimme zu einer ungerechten Sache nicht gab, wenn gleich die ganze Republik es befahl: Er, der sich nichts aus den Tyrannen machte, der so vortrefliche Unterredungen

gen über die Tugend und Liebe des moralischen Schönen gehalten hat; daß ein solcher Mann sein Leben auf eine schimpfliche Weise rette, das geht schlechterdings nicht an: Durch Sterben rettet er sich, nicht durch Flucht. Denn auch ein guter Acteur rettet seinen Ruf besser, wenn er zu rechter Zeit die Bühne verläßt, als wenn er allzulange spielt. -- „ Wie wird es aber deinen Kindern gehen? -- „ Wenn ich nach Thessalien verreisete, so würdet ihr Sorge für sie tragen. Sollte es denn wol niemand thun, wenn ich izt in die Unterwelt wandre? „ Schau, wie er den Tod so artig beschreibt, wie er darüber spasset! Wären hingegen ich und du an seiner Stelle gewesen, wir hätten in aller Form demonstrirt, man müsse die Ungerechten mit Betrug bezahlen; wir hätten noch hinzugefügt, wenn ich mein Leben rette, werde ich noch vielen Menschen nüzlich seyn, wenn ich hingegen sterbe, so bin ich niemandem mehr nüze; und so hätten wir uns davon gemachet, wenn wir auch durch ein enges Loch hätten herauskriechen müssen. Und wie hätten wir denn jemanden Nuzen geschaffet? Wenn wir je im Stande gewesen wären, die Menschen etwas recht nüzliches zu lehren, so hätten wir es ja gerade dadurch am besten thun können, daß wir der Zeit und auf die Weise, als wir hätten sollen, gestorben wären. Auch izt schaft ja, obwol Socrates das Sterben gewählet hat, das Gedächtnis alles dessen, was er im Leben geredet und gethan hat, den Menschen nicht wenigern, ja wol desto grössern Nuzen.

Solche Sachen studiere; solche Begriffe, solche Grundsäze präge dir ein; in dergleichen Mustern

erspiegle dich, wenn du willst frey seyn, wenn du nach diesem Stande ein so grosses Verlangen hast, als er es werth ist. Und warum sollte es dich befremden, daß du einen so wichtigen Stand so hoch und theuer erkaufen solltest? Um der so genannten vermeinten Freyheit willen erhängen sich ja wol einige Leute, andere stürzen sich, und ganze Staaten haben sich um ihretwillen zu Grunde gerichtet: Und du wolltest um der wahren, um der sichern, um derjenigen Freyheit willen, gegen welche sich keine feindlichen Anschläge machen lassen, nicht zurükgeben, wenn Gott dir abfodert, was er dir gegeben hat? Du wolltest nicht darauf studieren, daß du, wie Plato sagt, nicht nur tapfer sterben, sondern auch Streiche, Marter und Verbannung ausstehen, mit einem Wort, alles, was nicht dein eigen ist, zurükgeben könnest: So magst du auch ein Knecht wie ein andrer deines gleichen bleiben, wenn du auch hundertmal Bürgermeister würdest; ein Knecht, und anders nichts, wenn du auch in den kaiserlichen Palast emporstiegest. Du wirst inne werden, wie wahr es ist, was Cleanthes spricht, daß die Philosophen zwar viele Sachen sagen, die wider die Wahrscheinlichkeit, aber nicht wider die Vernunft sind. Denn du wirst es in der That erfahren, daß es Wahrheiten sind, und daß keines der Dinge, die man so groß achtet, und warum man sich so viele Mühe giebt, denen, die wirklich dazu gelanget sind, einigen Nuzen bringt. Und doch machen sich die, so noch nicht dazu gelanget sind, die Vorstellung, als wenn sie im Besiz aller Güter seyn würden, wenn sie nur jener Dinge habhaft wären. Hernach aber, wenn sie

derjel-

derselben habhaft geworden, ist noch die gleiche Brunst, noch dasselbige Gelaüf; so ist wieder Ekel, wieder Sehnsucht nach andern Dingen, die noch mangeln. Denn die Freyheit wird nicht durch Erfüllung, sondern durch Zerstörung der Gelüste, zuwegengebracht. Und damit du zur Ueberzeugung gelangest, daß dieses wahr sey, so wende hierauf auch so viel Mühe und Arbeit an, als du auf jene Dinge angewendet hast; sey auch ungeschlafen, um dir die Begriffe, und die Denkensart zu erwerben, die dich frey machen können. Mache, anstatt einem reichen Greisen, einem Philosophen deine Aufwart, vor dessen Thüre laß dich viel sehen. Da wirst du dich ohne Schande sehen lassen; da wirst du nie leer, nie ohne Gewinn wieder weggehen, wenn du kommst, wie man soll. Glaubst du mir nicht, so versuch es. Es ist eine ehrliche Sache um diesen Versuch.

Zwote Rede.

Von der Gefälligkeit.

Ueber diesen Punct must du dich allervorderst in Acht nehmen, daß du dich nach keinem deiner ehemaligen Freunde und Cameraden allzuviel richtest, dich nicht zu desselben Thüre herablassest; sonst würdest du deinen Character verlieren. Wenn dir aber einfallen wollte: Da wird ihn dünken, ich sey ein ungeschliffener steifer Kerl, er wird das günstige Urtheil, so er bisher von mir gefällt, fahren lassen; so erinnere dich, daß man ohne Un-

kosten zu nichts gelangt, und daß du unmöglich noch der vorige seyn, und zugleich anders, als ehebevor, handeln kannst. So erwähle denn, welches du lieber wollest, deinen ehmaligen Freunden noch gleich lieb, und noch der alte seyn; oder besser geworden seyn, und manches, was du vorher genossen, entbehren. Wenn dieses besser für dich ist, so must du dich sofort auf diese Seite neigen, und dich durch keine andern Gedanken zurükziehen lassen. Denn wer sich unter zwey so verschiedene Geschäfte theilt, und zwischen beyden hin und her wankt, kann in keinem recht fortkommen. Hat dir dieß den Vorzug vor allem andern, willst du dem einzig und allein obliegen, und darinn arbeiten, so seze alles andere beyseite. Sonst wird dir dein Wanken und Wechseln dieß nach sich ziehen: Du wirst weder in der Weisheit zunehmen, noch zu denen Sachen gelangen, welche du ehedessen gehabt hast: Ehedessen, da du von ganzem Herzen nichtswürdigen Dingen nachhingest, warest du deiner Gesellschaft angenehm. Allein du kannst nun nicht in zwo entgegenstehenden Sachen ausnehmend seyn: Du must nothwendig in der einen gerade um so viel zu kurz kommen, als du von der andern besizest. Wenn du nicht mehr trinkst, so kannst du nicht noch gleich ein lieber Bruder deren seyn, mit denen du vordem trankest. Erwähle deswegen, ob du lieber wollest ein Säufer, und jenen lieb; oder nüchtern und ihnen nicht anständig seyn. Wenn du nicht mehr singest mit denen Gesellen, mit welchen du vordem sangest, so kannst du nicht noch gleich viel bey ihnen gelten. Du must hiemit auch hierinn erwählen, was

du

du lieber wolleſt. Denn wenn es beſſer iſt, daß du züchtig und wolgeſittet ſeyeſt, als daß es von dir heiſſe: Das iſt ein luſtiger Bruder! ſo laß alles andere fahren, verachte es, kehr ihm den Rüken, und habe nichts damit zu ſchaffen. Wenn dir aber jenes nicht gefallen will, ſo falle auf das Gegentheil, lauf mit den Ehebrechern, mit den Weichlingen, und thu was ihre Lebensart mit ſich führt, ſo wirſt du erhalten, was du verlangſt. Denn hüpfe in alle Höhe, und jauchze dem Tänzer zu. Zwo ſo verſchiedene Rollen hingegen laſſen ſich nicht mit einander vereinigen. Du kannſt nicht zugleich den Therſites und den Agamemnon ſpielen. Wenn du Therſites ſeyn willſt, ſo muſt du buklicht, und ein Glazkopf ſeyn. Wenn du hingegen Agamemnon ſeyn willſt, ſo muſt du groß und ſchön ſeyn, und deine Untergebenen lieb haben.

Dritte Rede.

Von dem vernünftigen Tauſche.

So bald du eines der äuſſern Dinge aufgiebſt, ſo ſey ſogleich mit dem Gedanken gefaßt, was du dir an deſſen ſtatt verſchaffeſt; und wenn dieſes von gröſſerm Werth iſt, als jenes, ſo ſage nicht mehr, ich habe etwas eingebüſſet; und klage nicht, wenn du anſtatt eines Eſels, ein Pferd; anſtatt eines Schaafes, ein Rind; anſtatt eines Stük Geldes, eine ſchöne That; anſtatt ſchalen Geplauders, die nöthige Stille; anſtatt garſtigen Geſchwäzes,

Schamhaftigkeit hast. Wenn du hieran bey allen Anläsen denkest, so wirst du deinen Character allezeit würdig behaupten. Lässest du das aus der Acht, siehe, so geht dir alle deine Zeit verloren, und du wirst alles, was du dir izt sammelst, in kurzem wieder zerrinnen und zerfallen lassen. Es braucht nicht viel, um alles wieder zu verlieren, und übern Haufen zu werfen: Man darf nur ein wenig die Vernunft spazieren schiken. Ein Steuermann braucht nicht so viel Kunst und Anstalt, das Schiff unterübersich zu kehren, als es zu retten. Er darf es nur ein wenig gerade dem Winde entgegen stehen lassen, so ist es verloren. Es ist freylich nicht mit Fleiß geschehen, er hat freylich unterdeß etwas anders im Kopf gehabt, aber nichts destominder ist das Schiff verloren. So geht es da auch. Wenn du nur ein wenig schlummerst, so fährt alles dahin, was bisher zusammengebracht worden: Derowegen habe Acht auf deine Vorstellungen, wache denselben. Denn es ist keine Kleinigkeit, was du bewahrest; sondern es ist Liebe der Ordnung, Schamhaftigkeit, Treue, Standhaftigkeit, Folgsamkeit; ein Herz, das sich nichts fürchtet, das nie verunruhiget wird, mit einem Wort, es ist Freyheit. Um was für Dinge sollte dir diese feil seyn? Schau, was andere Dinge werth sind. Werde ich nicht um den Preis, daß ich sie fahren lasse, wirklich eines von jenen wahren Gütern erlangen? Schau hergegen, was hast du für den Preis, daß du ein wahres Gut hingiebst, du magst nun von andern Dingen erlangen, was du willst. Ich habe gute Sitten, du eine Zunftmeisterwürde. Ich zartes Gefühl für

Ehre

Ehre und Tugend, du eine Feldherrenstelle. Freylich mache ich kein grosses Geschrey, wo es unanständig ist; freylich werde ich keinen Lerm erregen, wo es sich nicht gebührt; denn ich bin frey, und dergestalt Gottes Freund, daß ich ihm überall willige Folge leiste. Auf alle andern Dinge hingegen, auf den Leib, auf Habschaft, auf Würden, auf Ruhm, auf alles dergleichen, soll ich Verzicht thun. Denn er will nicht, daß ich hierauf einigen Anspruch mache. Hätte er das wollen, so hätte er gemachet, daß diese Dinge Güter für mich wären: Nun aber hat er das nicht gemachet. Derowegen kann ich keines seiner Gebote übertreten. „ Bewahre, (spricht er) durchaus, was für dich ein wahres Gut ist. Mit andern Dingen hergegen gieb dich weiter nicht ab, als dir vergönnt ist, und nur so weit als sich darinne vernünftig verfahren läßt. Daran laß dir schon genügen: sonst wirst du Widerwärtigkeiten, Fehlstreiche, Zwang und Hinternissen erfahren. „ Dieses sind die Gesezе, die von seinem Thron ausgefertiget worden, dieses seine Befehle. In diesen muß man ein Rechtsgelehrter seyn, denen muß man sich unterziehen, nicht dem Gesezbuche eines Mascurius oder Caßius.

Vierte Rede.

An diejenigen, die ihr Leben nur in Ruhe und Stille zubringen wollen.

Besinne dich, daß man durch Sehnsucht nach Stille und Musse, durch Sehnsucht in der Fremde zu seyn, und ungestört studiren zu können, ebensowol niederträchtig und von andern abhänglich wird, als durch Sehnsucht nach Würde und Reichtum. Ein jedes äusseres Ding, welches es immer sey, dem du einen hohen Werth beylegest, sezt dich unter andere herab. Was ist der Unterschied, ob du wünschest eine Standesperson, oder ein Privatmann zu seyn? Was ist der Unterschied, ob du sagest: ich habe es schlimm, es fallen mir auch gar keine Geschäfte vor, ich bin wie ein Todter bey meinen Büchern begraben; oder ob du sagest: Ich habe es schlimm, es bleibt mir auch gar keine Zeit zum Lesen übrig? Denn Bücher gehören ebensowol in die Classe der äussern Dinge, die nicht von unserm Willen abhangen, als hoher Rang und Würde. Oder, warum wünschest du zu lesen, sage mir? Wenn du bey der blossen Belustigung, bey der blossen Befriedigung der Wißbegierde stehen bleibest, so hast du ein frostiges, armseliges Gemüth. Wenn hingegen dein Lesen auf den rechten Zwek abgesehen ist, so wirst du ja nichts anders, als Glükseligkeit, und erwünschten Fortgang aller deiner Sachen dadurch suchen. Wenn dir aber das Lesen dieses nichts verschafft, was hast du für Nuzen davon? -- Ja, eben dieses verschafft

schafft es mir, und eben deswegen bin ich ungehalten darüber, daß mir so wenig Zeit zum Lesen übrig bleibt. -- Wie? ist das der erwünschte Fortgang der Sachen, den ein jeder hintern kann; ich will nicht einmal sagen, der Cäsar oder ein Favorit des Cäsars, sondern den so gar ein Rabe, ein Flötenspieler, ein Fieber und tausend andere Sachen hintern können? Der erwünschte Fortgang, diese wahre Glükseligkeit ist ganz was anders; sie ist etwas fortdauerndes, etwas das nicht zu hintern ist. Man ruft zu irgend einem Geschäft: Sogleich gehe ich, und will dabey auf die Maßregeln Acht haben, wonach ich handeln soll, die mir schamhaft, sicher, ohne Begierde und Abscheu in Ansehung äusserer Dinge zu handeln vorschreiben: Daneben habe ich auch auf die Menschen Acht, was sie reden, wohin sich ihr Willen lenke; und dieß thu ich nicht bösartiger Weise, oder damit ich etwas zu schelten oder zu verlachen finde, sondern mit Rükficht auf mich selbst, ob ich nicht ebendieselbigen Fehler begehe. Wie ist es anzugreifen (sage ich mir selbst) daß ich dieses Fehlers los werde? (Oder ich darf mir etwan sagen:) Neulich machte ich es auch noch so, aber izt, Dank sey Gott! nicht mehr. Ey, wenn du das thust, und dem obliegest, hast du wol etwas schlechteres gethan, als wenn du tausend Linien gelesen oder so viel geschrieben hättest? Wenn du issest, bist du verdrießlich, daß du alsdenn nicht liesest? Bist du nicht zu frieden, wenn du dich im Essen nach den Regeln, die du gelesen hast, verhältst? und so auch, wenn du im Bade bist, wenn du Leibesübungen machest? Warum bleibst du

denn

denn dir selbst nicht in allen Fällen gleich, auch wenn du dem Cäsar oder dem und diesem Herrn Besuch giebst? Würdest du den Character eines Gesezten, eines Unerschütterten, eines Gemäßigten behaupten; würdest du mehr auf das schauen, was sich ordentlich zuträgt, als dich selbst spiegeln wollen; würdest du niemand beneiden, der dir vorgezogen wird; würden dich keine äussern Dinge bestürzen; was würde dir wol alsdenn noch fehlen? Bücher? Wie so, oder wozu? Ist denn das Lesen nicht eine Vorbereitung zu einer guten Führung des Lebens? Und was gehört wol anders hiezu, als diese ebengenannten Stüke? Du mahnest mich an einen Kämpfer, der, wenn er izt den Kampfplaz betritt, weinen wollte, daß er nicht ausser den Schranken seine Vorübungen machet. Du hast die Vorübungen zu diesem Ende hin gemachet, zu diesem Ende hast du vordem den Schwung deiner Faust so oft mit Bleykugeln verstärkt, so manche Handvoll Staub geworfen, so manchen Jüngling dir zum Gegner gewählt. Willst du diese Sachen auch izt noch verlangen, da es izt darum zu thun ist, daß du dich als Meister in deiner Kunst zeigen solleſt? Gerade so wäre es, wenn wir in dem Falle, da wir ein Urtheil fällen sollten, und mit Vorstellungen zu thun haben, deren die einen begreiflich, die andern unbegreiflich sind, den Unterschied derselben nicht erforschen, sondern erst noch ein Buch von der Begreiflichkeit lesen wollten. Woher kömmt das? Daher, weil wir nie in dieser Absicht gelesen, nie in dieser Absicht geschrieben haben, daß wir in unsern Handlungen mit den vorkommenden Bildern der Natur gemäß umzugehen

wissen,

wissen; sondern dabey aufhören, daß wir das Lehrbuch verstehen, und im Stand sind, es andern auszulegen, einen Syllogisme zu zergliedern und einen hypothetischen Schluß zu behandeln. Darum findest du gerade darinn, wonach du mit Ernst strebest, Hinternissen. Du willst Dinge, die schlechterdings nicht in deiner Gewalt stehen. So erfahre denn immerhin Widerstand, schleppe dich mit Hinternissen, verfehle deines Ziels. Würden wir hergegen das Capitel von den Trieben und von den Bestimmungen des Willens nicht so fast deswegen lesen, damit wir sähen, was die Philosophen hierüber zu sagen wissen, als in der Absicht, daß wir unsere Triebe gut lenkten, und unsern Willen vernünftig bestimmten; würden wir das Capitel von der Begierde und von dem Abscheu in der Absicht lesen, daß wir uns keine Begierde nach Dingen erlaubten, die uns fehlschlagen könnten, un keinen Abscheu vor Dingen gestatteten, die unvermeidlich wären; würden wir das Capitel von den Pflichten lesen, damit wir unsrer Beziehungen eingedenk, niemal unbesonnen und irgend einer Verhältnis zuwider handelten, -- so würden wir wol nie böse werden, wenn man uns etwan am Lesen verhintert, sondern uns genügen lassen, daß wir allezeit eine einförmige mit sich selbst übereinstimmende Aufführung zeigen, und würden etwas anders zählen, als was wir bisdahin zu zählen im Brauch gehabt haben: Anstatt, heute habe ich so viele Linien gelesen, so viele geschrieben; würden wir aufzählen, heute habe ich meinen Willen so bestimmt, wie es von den Philosophen vorgeschrieben wird; ich habe mir keine Begierde erlaubt,

Abscheu

Abscheu habe ich mir nur gegen solche Dinge gestattet, die von meinem freyen Willen abhangen; ich bin über den oder diesen in keine Bestürzung gerathen, ich habe mir von dem oder diesem keine blöde Schame einjagen lassen, ich habe mich in der Gedult, in der Enthaltsamkeit, in der Dienstfertigkeit geübet; und so würden wir Gott für Dinge danken, die Dankens werth sind. Hingegen nehmen wir es nicht einmal wahr, daß wir in unserm gegenwärtigen Verhalten, obwol von der andern Seite, dem Pöbel gleichen. Dort fürchtet einer, er erhalte eine hohe Bedienung nicht; du hingegen fürchtest, man gebe dir eine solche. Nicht doch also, Mensch, sondern wie du jenen wegen seines Kummers, daß er die Ehrenstelle nicht erhalten möchte, auslachest; so lache auch dich selbst aus, daß du wegen des Gegentheils in Kummer bist. Denn daran liegt nichts, ob einer aus Fieber dürste, oder aus Wuth wasserscheu sey. Oder wie könntest du noch mit Socrates sagen: Wenn es Gott gefällt, daß es also komme, so komme es also! Wenn Socrates voller Begierde gewesen wäre, im Lycäum oder in der Academie Musse zu haben, und alle Tage mit jungen Leuten philosophische Gespräche zu halten; meinest du wol, es wäre ihn leicht angekommen, so oft Kriegsdienste zu thun, als er gethan hat? Hätte er nicht vielmehr geweinet und geseufzet: Ich armer Tropf! was ich hier für ein elendes armseliges Leben habe, der ich dort im Lycäum an der Sonne hätte spazieren können! -- Machtest du denn davon ein Werk, daß du an der Sonne spaziertest? Nicht davon, daß du immer erwünschten Fortgang habest, daß dir

nichts

nichts könne verwehrt, nichts verhindert werden? -- Und wie wäre er Socrates geblieben, wenn er also gejammert hätte? Wie hätte er im Gefängnis Päanen schreiben können!

Behalte also überhaupt dieses; so bald du etwas, das nicht von deinem Willen abhängt, hoch schäzest, hast du deinen Willen nicht mehr. Nun hängt es eben so wenig von deinem Willen ab, daß dir keine Ehrenstelle aufgetragen werde, als daß du in eine solche befördert werdest; daß du in Ruhe und Musse lebest eben so wenig, als daß dir viele Geschäfte an die Hand wachsen. -- Muß ich denn nun mein Leben in diesem Getümmel zubringen? -- Warum sagst du, in einem Getümmel? -- Ich bin ja unter einem Haufen Leute. -- Was ist das beschwerliches? Laß dir seyn, es seyen die olympischen Spiele, siehe es für einen Jahrmarkt an, wo auch der eine dieß, der andere das ausruft, der eine dieß, der andere das betreibt, und einer den andern drängt. In den Badhäusern ist auch die Menge Volkes; und welcher unter uns siehet diese Menge Leute nicht gern? Wem macht sie eine Qual, die ihn wegtriebe? Sey nur nicht mürrisch und ekel gegen die natürlichen Beschaffenheiten und Zufälle. Wenn du sagtest: Ich kann den Eßig nicht leiden, denn er ist scharf; oder ich kann den Honig nicht leiden, denn er macht mir übel; oder, ich bedanke mich des Köhles, so wäre es von gleichem Schlage, als wie wenn du sagst: Ich habe nicht gern müßige Zeit, das wäre mir Langeweile und Einöde. Ich bin nicht gern unter einer Menge Volk, es ist ein Getümmel: Wenn

es die Umstände so mitbringen, daß du einsam oder in einer kleinen Gesellschaft lebest, so nenne es eine Stille, und brauche sie, wozu du sollst. Rede mit dir selbst, mustere deine Vorstellungen, bearbeite deine Grundbegriffe. Führet dich hingegen dein Schiksal unter viel Volk, so nenne es einen Kampfplaz, einen Jahrmarkt, eine Landsgemeine, ein Fest: Bemühe dich, das Fest mitzuhalten. Denn einem Menschenfreund ist doch wol eine Menge Menschen das angenehmste Schauspiel. Wir schauen eine Heerde Pferde oder Rinder gern, und es ist uns eine Freude im Herzen, eine grosse Menge Schiffe zu sehen. Und wer sieht denn auch eine Menge Leute mit Unlust? -- Aber sie machen mir grosse Ungelegenheit mit ihrem Geschrey. -- Dein Gehör wird hiemit verhintert? Was liegt dir daran? Wird denn auch dein Vermögen, die Vorstellungen recht zu gebrauchen, verhintert? Wird dir auch jemand verwehren, solche Begierde und Abscheu zu haben, so zu wollen oder nicht zu wollen, wie es der Natur der Dinge gemäß ist? Welches Getümmel wäre hiezu vermögend. Behalte nur jene allgemeinen Regeln. Was ist mein? was ist nicht mein? Was ist in meine Gewalt gestellt? Was will Gott, daß ich izt thue? Was will er nicht? Vor etwas Zeit hat er wollen, daß du Musse habest, mit dir selbst redest, über diese Sachen schreibest, lesest, horest, dich bereit machest. Dazu hast du Zeit genug gehabt. Izt sagt er dir: Komm her, zeig dich nun auf dem Kampfplaz; laß uns sehen, was du gelernt habest, wie du dich getummelt habest? Wie lange willst du dich einsam üben? Es ist Zeit, daß du nunmehro

einmal

einmal erfahrest, ob du dich unter die Kämpfer zählen dürfest, die Preise zu erwerben wissen; oder ob du zu denen gehörest, die in der Welt herumziehen, und an allen Orten untenliegen. Warum bist du denn ungehalten? Es geht kein Kampf ohne Getümmel zu. Es müssen allemal viele seyn, die ihre Vorübungen gemachet haben, und izt ihre Meisterstüke zeigen wollen, viele, die zujauchzen, viele Schiedrichter, viele Zuschauer. -- Aber ich wollte für mein Theil lieber in der Stille leben. -- Nun, so jammere und seufze, wie du es verdienest. Denn wie könnte wol einer, der nichts gelernt hat, und den göttlichen Geboten nicht gehorcht, härter gestraft seyn, als wenn er in Betrübnis, in Klage und Neid lebt; mit einem Wort, wenn er immer Widerwärtigkeit hat, immer seines Ziels verfehlt. Wünschtest du nicht hievon entlediget zu seyn? -- Wie kann ich mich davon entledigen? -- Hat man es dir nicht schon oft gesagt? Du must die Begierde gänzlich aufheben, den Abscheu nur allein gegen solche Dinge richten, die von deinem Willen abhangen; du must für alle äussern Dinge, für Leib und Habschaft, und Ruhm, und Bücher, und Geräusch, und Ehrenämter, und Privatstand gleichgültig seyn. Denn so bald du nach irgend einer dieser Sachen einen Hang hast, so bist du ein Knecht, ein Unterthan, es kann dir verwehrt, du kannst gezwungen werden, und du stehest ganz unter andrer Leute Gewalt. Du must allezeit mit dem Gebet Cleanths gefaßt seyn:

Wo immer meine Stell', o Zeus, und weise Parze,
Von euch bestimmt sey, führet mich ꝛc.

Wollet ihr, daß ich nach Rom gehe? Wolan, so gehe ich nach Rom. Nach Gyara? so sey es, ich gehe nach Gyara. Nach Athen? Gut, ich will nach Athen. In ein Gefängnis? Zufrieden gehe ich auch in ein Gefängnis. Wenn du nur einmal sagen wolltest: Ach, wenn komme ich auch wieder einmal nach Athen? so bist du verloren. Denn da würde dich diese Begierde nothwendiger Weise entweder unglüklich machen, wenn sie dir nicht erfüllt wird; oder wird sie dir erfüllt dich stolz auf Dinge machen, womit man niemal groß thun soll; oder auch, wenn du nur an Erfüllung deines Wunsches gehindert wirst, dich verdrießlich und über deine Umstände unwillig machen. Begieb dich derowegen aller dieser Dinge. -- Athen ist doch eine so feine Stadt! Ein glukseliges Leben ist etwas noch weit feineres: Frey von Paßionen, frey von allen Unruhen des Gemüthes, und in allen deinen Sachen von Jedermann unabhänglich seyn, das ist wol weit feiner. -- Es giebt viel Geräusch in Rom, da ist des Aufwartens kein Ende. -- Der erwünschte Fortgang deines Hauptwerkes ersezt dir alle Beschwerlichkeiten. Wenn solche bey diesen Umständen unvermeidlich sind, warum thust du dich des Abscheus davor nicht ab? Was nöthigt dich, daß du deine Last so unwillig, wie ein Esel trageſt, auf den man mit Prügeln zuschlagen muß; willst du dich hingegen in die Umstände nicht schiken lernen, siehe, so must du immer dessen Knecht seyn, der dir zu einer Abreise verhelfen, ein gehorsamer Diener eines jeden seyn, der dir Hinternissen machen könnte, und must ihn wie einen bösen Dämon verehren.

Der

Der einzige Weg zu der wahren Wolfahrt (das laß dir weder bey Tag noch bey Nacht aus dem Sinne kommen) ist die Verzicht auf alles, was nicht von dem freyen Willen abhängt, daß man keines dieser Dinge für ein Eigentum ansehe, daß man alles dem Dämon, der Göttin des Schiksals anheimstelle, und diejenigen Verwalter desselben seyn lasse, welche Zeus dazu gemachet hat; daß man nur einer einzigen Sache, die unser eigen ist, und uns nicht kann verwehrt werden, obliege und alles Lesen, Schreiben und Hören nur auf diese richte. Ich kann keinen schon deswegen einen arbeitsamen Mann nennen, wenn ich bloß höre, daß er lieset und schreibt; und wenn man auch hinzufügte, er thue das ganze Nächte durch, so nenne ich ihn doch nicht arbeitsam, wenn ich nicht weiß, zu was Ende ers thut. Du würdest ja keinen arbeitsam nennen, der um eines Mädchens willen die Nacht durchwachet. Eben so wenig beehre ich einen jeden, der viel lieset und schreibt, so gleich mit diesem Prädicat; sondern wenn er es um des Ruhms willen thut, so nenne ich ihn ruhmbegierig; wenn er es um Geldes willen thut, so nenne ich ihn geldgierig, nicht arbeitsam; und thut ers aus sonderbarer Lust zum Raisonnieren, so heißt er mir bloß ein Liebhaber der Logik. Wenn aber seine Arbeit auf diesen Endzwek gerichtet ist, daß sich sein oberstes Seelenvermögen durchaus der Natur der Dinge gemäß verhalte, nur alsdenn nenne ich ihn arbeitsam. Denn wir müssen niemanden nach solchen Dingen, die der Weise und der Pöbel mit einander gemein haben, sondern nur nach seinen Begriffen oder Grundsäzen loben

oder tadeln. Denn die sind ihm eigentümlich, und durch die werden die Handlungen rühmlich oder schändlich. Das behalte, und auf diese Grundsäze sey zufrieden mit deinem gegenwärtigen Zustande, und laß dir gefallen, was mit deinen Umständen verknüpft ist. Siehest du von dem, was du gelernt und durchforschet hast, einige Früchte in deinen Thaten, so freue dich darüber. Wenn du dich der Bosheit und Schmähsucht abgethan hast, wenn du deiner Uebereilung, deinem garstigen Reden, deinem Leichtsinne, deiner Nachläßigkeit Abbruch gethan hast; wenn dich die Sachen die dich vordem gerührt haben, izt nicht mehr, oder doch nicht mehr so stark, als vordem, rühren; so kannst du alle Tage ein Fest feyern: Heute, daß du es in diesem Geschäfte, Morgen, daß du es in einem andern gut gemachet hast. Wie viel grössere Ursache ist da vorhanden, Opfer zu verrichten, als wenn du ein Consulat oder Proconsulat erhalten hättest? Denn jene Sachen erhältst du von dir selbst, und von den Göttern: Denke hingegen, wer dieses giebt, und was für Leuten, und wofür man es giebt. Wenn du dich mit dergleichen Gedanken nehrest, so wirst du Gott gefallen, und was wird denn daran gelegen seyn, wo du seyest? Sind die Götter nicht jedem Ort gleich nahe? Sehen sie nicht, was hier geschieht, so wol, als was an jedem andern Orte begegnet?

Fünfte

Fünfte Rede.

Wider die Zänkischen und Grimmigen.

Ein Ordnung- und Tugendliebender Mann zanket selbst mit niemandem, und wehret es auch andern, so viel er kann. Ein Muster dieses, wie jeden andern rechtschaffenen Verhaltens, liegt uns in dem Leben des Socrates vor Augen, welcher nicht nur für sich den Zank überall ablehnte, sondern auch andere nicht zanken ließ. Siehe beym Xenophon in dem Gastmahle, wie vielem Zank er abgeholfen; desgleichen, wie er den Trasymachus, wie er den Polus, wie den Kallikles, wie er sein Weib zu ertragen gewußt, wie sanftmüthig er seinem Sohn begegnet, da derselbe mit allerley Vorwürfen, auf eine sophistische Art wider ihn loszog. Denn er vergaß in keinem einzigen Falle, daß niemand über des andern Vernunft Herr ist; und wollte darum niemal etwas anders, als was sein und in seiner Macht war. Und was war dieß? Nicht, daß sich der oder dieser in der oder dieser Sache der Natur gemäß entschliesse, (denn das lag an ihnen) sondern das wollte er erhalten, daß, wenn jene das ihrige nach ihrem eigenen Gutdunken verrichteten, er nichtsdestominder sich selbst der Natur gemäß betrage, und nur allein durch stete Beobachtung seiner Pflichten die andern reize, daß auch sie sich der Natur gemäß verhalten. Denn dieses ist allezeit der Zwek des Ordnung- und Tugendliebenden Mannes. Oder

ist sein Zwek, ein General zu werden? Nein, sondern, wenn ihm eine Generalstelle aufgetragen wird, seine eigene Vernunft in Bearbeitung dieses Stofs zu behaupten. Ist Verehelichung sein Zwek? Nein, sondern sich, wenn ihm eine Frau beschehrt ist, bey diesem Stof in einem der Natur gemäßen Stande zu erhalten. Wenn er hingegen haben wollte, daß sein Sohn oder sein Weib keine Fehler begehen; so würde er haben wollen, daß das, was an andern liegt, nicht an andern liege. Studieren, sich in der Philosophie unterrichten lassen, ist also wirklich nichts anders, als lernen, was an uns selbst, und was an andern liegt, was eigene und was fremde Beschäftigungen sind. Wo wird nun einer, der so gesinnet ist, noch etwas zu zanken finden? Wird er sich über irgend eine Begebenheit verwundern? Wird ihn etwas befremden? Erwartet er nicht von den Bösen noch schlimmere und beschwerlichere Sachen, als ihm wirklich von ihnen wiederfährt? Rechnet er nicht alles für Gewinn, was sie an der äussersten Bosheit haben ermangeln lassen? Es hat dich einer gescholten. Du weist ihm noch vielen Dank, daß er dich nicht geschlagen hat. Er hat dich aber auch geschlagen. Du weist ihm vielen Dank, daß er dich nicht verwundet hat. Er hat dich aber auch verwundet. Du weist ihm vielen Dank, daß er dich nicht ermordet hat. Denn wenn oder wo hat er je gelernt, daß er ein zahmes, ein gesellschaftliches Thier sey; daß dem, der andere beleidiget, die Beleidigung selbst ein grosser Schade sey. Wenn er das nie gelernt hat, das nicht glaubt, warum sollte er nicht dem anscheinenden Nuzen nachgehen? — Mein Nachbar

hat

hat mit Steinen drein geworfen. -- Nun das ist ja nicht dein Fehler gewesen. -- Aber indeß hat er alles, was ich im Hause hatte, in Stüke zerschmissen. -- Du bist doch kein Geschirr. -- Nein, sondern freyer Wille. -- Was ist dir denn gegen solche Begegnisse gegeben? Wärest du ein Wolf, so mögtest du hinwieder beissen, und noch einen grössern Steinhagel machen. Wenn du aber wissen willst, was du, Mensch, dagegen habest, so siehe dich um in deinem Magazin, schaue mit was für Kräften du in die Welt kommen bist. Ist eine darunter, die etwas grimmiges, etwas auf Schaden erpichtes hätte? Wenn ist ein Pferd elend? Wenn es die Kräfte verliert, die es von der Natur empfangen hatte: Nicht, wenn es den Gukguk nicht verspotten, sondern wenn es nicht laufen kann. Wenn achtet man einen Hund für unnüz? Nicht, wenn er nicht fliegen, sondern wenn er nicht aufspühren kann. Also wird wol auch ein Mensch nicht dennzumal unglüklich seyn, wenn er nicht vermag Löwen zu erdrosseln, oder einen Colossen zu umfassen; denn dazu hat ihn die Natur mit keinen Kräften versehen; sondern, wenn er Güte und Treue verloren hat. Einem solchen sollte man ein Leichbegängnis halten, und Klaglieder über ihn singen, daß es ihm so sehr übel gegangen ist. Es ist wahrhaftig bey der Geburt oder beym Tode eines Menschen weniger Ursache ihn zu beklagen, als wenn es ihm in seinem Leben begegnet, daß er sein Eigentum verliert; nicht sein Erbtheil, seine Aeker, Haus und Hof, und Gesind; (Denn dieser Dinge ist keines dem Menschen eigentümlich, sondern sie sind nur was fremdes

dienstbares und zufälliges, deren Besitz von der Caprice derjenigen, so Eigentumsherren davon sind, abhängt;) ich sage also, nicht wer dergleichen etwas verliert, sondern der ist zu beklagen, welcher Dinge, die zur Natur des Menschen gehören, das Gepräge der Menschlichkeit, welches seine Seele mit in die Welt gebracht hat, verliert. Wir sehen bey dem Geld auf ein gewisses Gepräge. Finden wir, daß es von solchem ist, so nennen wir es gutes Geld; finden wir es nicht, so nehmen wir es nicht. Was für ein Gepräge hat dieser Groschе? Trajans. Gut, den nehme ich. -- Nerons. -- Weg damit, er gilt nichts, es ist faule Münze. -- So ist es auch mit dem Menschen. Von welchem Gepräge ist seine Denkensart? Von einem zahmen, gesellschaftlichen, vertragsamen, freundschaftlichen. Gut, den nehme ich an, den mache ich zu meinem Mitbürger, den nehme ich zum Nachbar, zum Reisegefehrten an. Schaue nur, daß er nicht Nerons Gepräge habe. Ist er zornmüthig? trägt er Grollen? ist er mürrisch? schlägt er die Leute, wenn er die geringste Ursache zu haben meint, ins Angesicht? — Warum hast du denn gesagt, er sey ein Mensch? Urtheilt man denn nur so nach der äusserlichen Gestalt von den Sachen? Wenn das ist, so sage auch von einem wächsernen Apfel, er sey ein Apfel, und schmeke, und rieche, wie ein Apfel. Die Aehnlichkeit der äussern Figur ist nicht genug. Eben so wenig macht das schon einen Menschen aus, daß er Nase und Augen hat; sondern er ist es erst, wenn er einen Menschenverstand und ein Menschenherz hat. Der und der hört die Vernunft nicht,

versteht nichts, wenn man ihn eines Irrtums oder Unrechts überführt. Hiemit ist er ein Esel. Das Gefühl des Schönen und Guten, Schaame, Ehrliebe ist bey ihm erstorben, er taugt nichts mehr, und ist eher, ich weiß nicht was, als ein Mensch. Der und der sieht sich so gar darnach um, wo er unterweges gegen einen hintenausschlagen, oder einen beissen könne. Er ist hiemit nicht einmal ein Schaaf oder Esel, sondern was wol? Ein wildes Thier. --

Wie? Willst du denn, daß ich mir verächtlich begegnen lasse? -- Von was für Leuten? Von denen etwa, die dich kennen? Wie werden diese dem sanften, dem schamhaften, wofür sie dich kennen, verächtlich begegnen? Aber von denen, die dich nicht kennen? Was liegt dir an denen? So wenig, als irgend einem Künstler an denen, die nichts von seiner Kunst verstehen. -- Aber so werden sie nur desto mehr über mich hergerathen. -- Ueber mich? Wie ist das geredet? Kann denn jemand deinem freyen Willen Leid thun? Kann dir jemand verwehren, die vorkommenden Bilder der Natur der Dinge gemäß zu gebrauchen? -- Im geringsten nicht. -- Warum wolltest du denn aufgebracht seyn, und dich andern furchtbar machen? Solltest du nicht eher gehen, und auf offenem Plaz ausrufen, daß du mit allen Menschen in Frieden lebest, sie mögen auch thun, was sie wollen, und daß dir niemand lächerlicher sey, als wer sich einbildet, daß er dir Leid thun könnte. Diese Sclaven wissen nicht, was ich bin, wissen nicht, was mich glüklich oder unglüklich machet,

wissen nicht einmal, daß sie zu meinen Gütern nicht kommen können. So verlachen die Einwohner einer festen Stadt ihre Belagerer. Was machen ihnen doch diese Leute da für ein vergebenes Geschäft! Wir haben gute Mauern, wir haben auf Jahre hinaus Lebensmittel, und sind mit allen andern Nothwendigkeiten wol versehen. Das sind die Sachen, wodurch eine Stadt haltbar und unüberwindlich wird. Die Seele des Menschen wird es durch gesunde Begriffe. Denn welche Mauer ist so stark, welcher Cörper so demanten, welche Habschaft so sicher verwahrt, welche Würde so sehr über Aufsäze und Cabalen erhoben? Alles überall ist sterblich, und leicht wegzunehmen; und wer sich nur einigermassen damit abgiebt, muß nothwendig viele Unruhe des Gemüths haben, von mancher Hofnung getäuscht werden, viele Sorgen, viele Klagen haben, manche Begierde unerfüllt, und manchmal hingegen das erfahren, wovor er Abscheu hatte. Wollen wir denn diese einzige Festung, die uns vergönnet ist, nicht haltbar machen? Wollen wir die sterblichen und sclavischen Dinge nicht hintansezen, und uns um die bearbeiten, die unsterblich, und von Natur frey sind? Wollen wir nicht behalten, daß kein Mensch dem andern schadet oder nüzt, sondern nur unsere Begriffe von den Sachen solches thun. Die sinds, die uns schädigen; die sinds, die unsere Glükseligkeit übern Haufen werfen, in denen bestehet aller Streit, alle Empörung, aller Krieg. Was war es anders, was den Krieg zwischen Eteocles und Polynices verursachet hat, als der Begriff von unumschränkter Herrschaft, und von dem Zustande eines aus

dem

dem Lande verjagten, die Meinung, daß dieß das äusserste Uebel, jenes das grösseste Gut wäre. Nun aber ist es die Natur eines jeden Menschen, daß er dem Guten nachhängt, und vor dem Uebel flieht; daß er den, der ihn des Guten beraubt, und in das Uebel stürzt, für einen Feind und Verräther hält, und wenn er auch Bruder oder Sohn oder Vater wäre: Denn es ist uns nichts so nahe verwandt, wie das Gute. Wenn also jene Sachen Güter oder Uebel wären, so würde kein Vater seine Söhne, kein Bruder den Bruder lieben; es würde alles überall voller Feinde, Verräther und Schelmen seyn. Wenn man hingegen einen rechtschaffenen Willen für das einzige Gut, und einen verkehrten Willen für dar einzige Uebel hält, wo werden alsdenn Zank und Erbitterungen noch Plaz finden? Worüber wollte man noch zanken? Ueber Dinge, die uns nichts angehen? Mit wem? Mit unwissenden, mit unglüklichen, mit Leuten, die über die allerwichtigsten Sachen im Irrtum sind? Dergleichen Gedanken machten, daß Socrates in seinem Hause wohnen, und das rauheste Weib und einen undankbaren Sohn ertragen konnte. „Denn worauf läuft endlich ihr rohes Wesen hinaus? Daß sie mir Wasser über den Kopf gießt, bis sie genug gegossen hat: Daß sie den Eyerkuchen mit Füssen tritt. Was geht das mich an, wenn ich mir die Begriffe mache, dieß alles gehe mich nichts an? Und das ist es ja, wovon ich Werk mache: Das will ich, und das wird mir kein Tyrann, kein Despot verwehren; das können ihrer viele dem einzigen, Stärkere dem Schwächern nicht verwehren. Denn das hat Gott selbst einem

jeden

jeden dergestalt in seine Gewalt gegeben, daß uns keine Macht hierinne stören kann.„

Das sind Begriffe, die der Familie Liebe und Freundschaft, dem Staat Eintracht, den Nationen Frieden verschaffen: Begriffe, die uns dankbar gegen Gott, und allezeit guten Muths machen, weil wir alles äussere für fremde Dinge ansehen, denen wir keinen Werth beylegen. Allein dergleichen Sachen sind wir wol im Stande zu schreiben, und vorzulesen, und zu loben, wenn man sie uns vorliest; aber uns hievon überzeugen, und zur Ausübung bewegen zu lassen, da fehlt noch viel. Was man von Lacedämoniern gesagt hat,

Löwen in ihrer Stadt, zu Ephes Füchse,

wird nur gar zu gut auch auf uns passen: Löwen in der Schule, draussen Füchse.

Sechste Rede.

An diejenigen, denen es wehe thut, daß man sie für mitleidwürdig hält.

Es verdrießt mich, sagte einer, daß man mich für unglüklich ansieht, und mich bemitleidet. Diesen fragte Epictet: Ist es deine Handlung, wenn du bemitleidet wirst; oder deren, die dich bemitleiden? Steht es in deiner Macht, diesem abzuhelfen? -- Ja, wenn ich ihnen zeige, daß man keine Ursache habe, Mitleid mit mir zu haben. -- Steht es aber wirklich so um dich, daß

du

du kein Mitleid verdienest? -- Mir däucht wenigstens, es stehe so um mich. -- Aber diese Leute haben nicht Mitleid über das, was Mittleid verdiente, nicht über Fehler und schlimme Handlungen, sondern über Armuth, niedrigen Stand, Krankheiten, Todesfälle u. d. g. Getrauest du dir im Stande zu seyn, die Leute zu überführen, daß dieser Dinge keines ein wahres Uebel sey; sondern, daß im Gegentheil auch ein Armer, ein Mann ohne Amt und Rang, glükselig seyn könne? oder vermeinest du, ihr Mitleiden dadurch von dir abzuwenden, wenn du dich als einen Mann zeigest, der grossen Reichtum erwirbt, und nach Ehrenstellen strebt? Dieß leztere wäre allerdings ein Zeichen eines stolzen, eiteln, nichtswürdigen Sinnes. Und schau, wie du es machen müßtest, um den vornehmen reichen Herrn zu spielen: Du müßtest Knechte haben, und ein wenig Silbergeschirr anschaffen, und damit Gepränge treiben, zwar allezeit mit dem gleichen, aber doch, so viel möglich, einen Anschein geben, als ob es allemal neues wäre, du müßtest schimmernde Kleider, und was weiter zur Pracht dienet, haben, und zu verstehen geben, daß dir von dem und diesem grossen Herrn Ehre wiederfährt: Du müßtest dir alle Mühe geben, von ihm zu Gast gebeten zu werden, oder doch die Leute glauben zu machen, daß du oft bey ihm speisest: Du müßtest endlich schändlicher Weise an deinem Leibe künsteln, daß er wolgebildeter und adelicher aussehe, als er ist. Dergleichen Mittel hättest du anzuwenden, wenn du den leztern Weg einschlagen wolltest, zu machen, daß du nicht bemitleidet werdest. Der erstere Weg hingegen ist

sehr

sehr lange, es ist an kein Ende zu kommen, wenn du dich nemlich unterfangen wolltest, was Jupiter selbst nicht vermocht hat, alle Menschen zu überreden, welches die wahren Güter und Uebel seyen. Ist es dir gegeben, dieses auszurichten? Nur das ist dir gegeben, daß du dich selbst überredest. Du hast dich selbst noch nicht überredet, und willst dich doch unterfangen, andere zu überzeugen. Wer ist so lange Zeit mit dir umgegangen, als du selbst? Wer hat so viel Fähigkeit, dich etwas glauben zu machen, als gerade du selbst? Wer meint es besser mit dir, als du selbst? Wem liegst du näher an, als dir selbst? Wie kömmt es denn, daß du dich selbst noch nicht überredet hast, über alle Bekümmernis, über alle Beunruhigung, über allen Kleinmuth dich wegzusezen, und frey zu seyn. Hast du nicht gehört, daß der einzige Weg, der zu dieser Gemüthsverfassung führt, dieser ist, alles verlassen, allem entsagen, was nicht von unserm Willen abhängt, und bekennen, daß es fremde Dinge seyen? In welche Classe der Dinge gehören nun die Urtheile, die andere von dir fällen? -- In die Classe der Dinge, die nicht von meinem Willen abhangen. -- Gehen sie dich hiemit nichts an? -- Nein. -- Wenn du dich aber noch hierüber plagst und beunruhigst, wie kannst du denken, daß du die Lehre von den wahren Gütern und Uebeln mit Ueberzeugung angenommen habest?

Willst du denn nicht andere Leute aus dem Sinne schlagen, und selbst dein eigner Lehrer und Schüler werden? „Die andern mögen zusehen, ob es ihr Vortheil sey, nicht der Natur gemäß zu denken,

denken, und zu wandeln. Mir ist niemand näher, als ich selbst. „ -- Aber wie kömmt denn das? Ich bin schon so lange ein Zuhörer der Philosophen gewesen, ich gebe ihren Lehrsäzen völlig Beyfall, und finde mich doch zur Ausübung um nichts hurtiger oder fertiger. Habe ich denn so wenig natürliche Fähigkeit? Es hat sich doch in allen andern Künsten, zu welcher ich nur Lust hatte, kein Mangel an Genie bey mir geäussert. Ich habe die Schreibkunst, das Kämpfen, die Geometrie, die Syllogistik in kurzer Zeit erlernet. Bin ich denn durch den vernünftigen Unterricht zu keiner Ueberzeugung gelanget? Das Gegentheil, ich wüßte nichts, was mir gerade anfangs so wol gefallen, und mich so sehr eingenommen hätte, wie diese Lehre: auch izt noch lese und höre, und schreibe ich nur stoische Lehrsäze. Ich habe bis auf den heutigen Tag kein System gefunden, das mehrere Stärke und Grundlichkeit hätte. Woran fehlt es mir denn wol? Sind etwa die entgegenstehenden Begriffe noch nicht aus meinem Gemüthe weggeräumet? habe ich mich etwan in den Begriffen, die mir durch den Unterricht beygebracht worden, nicht genug geübet, mich nicht gewöhnt, daß sie mir zu den Handlungen ordentlich einfallen und gegenwärtig seyen? Sind sie etwa wie hingelegte Waffen verrostet, daß sie sich kaum anziehen oder behandeln lassen? Es ist wahr, ich lasse es im Kämpfen, im Schreiben, im Lesen nicht dabey bewenden, daß ich es einmal gelernet habe; ich lasse auch die Einleitung, die man mir zur Syllogistik gegeben hat, nicht liegen, sondern mache mir mancherley Uebungen in logikalischen

lischen Aufgaben, zergliedere Sophismen und hypothetische Schlüsse, und füge sie in andere Schlußarten zusammen. In denen nothwendigen Grundregeln hingegen, nach welchen man zu Werke gehen muß, wenn man sich über allen Kummer, über alle Sorge, über alle Leidenschaft, allen Zwang hinaussezen, und gänzlich frey werden will, darinne übe ich mich nicht, denen liege ich nicht mit der gehörigen Application ob. Und doch bekümmere ich mich noch darum, was andere Leute von mir halten, ob sie mich für einen würdigen, für einen glüklichen Mann ansehen? Du elender, willst du nicht Acht haben, was du selbst von dir sagest, wie du dir selbst vorkommest, was du seyest im Begreifen und im Urtheilen, was du seyest in der Regierung deiner Begierde und deines Abscheus, was du seyest in Beherrschung deiner Triebe, in deinen Anstalten, in deiner Ausführung und in den andern Wirkungen der menschlichen Seele? Aus diesem allem machst du dir nichts, sondern nur daraus, wenn dich andere für mitleidenswürdig ansehen. -- Wol dem, aber, daß sie mich ohne Ursache und über Verdienen bemitleiden! -- Und du kränkst dich denn darüber? Ist denn der, der sich kränkt, nicht Mitleidens werth? -- Ja. -- Wie kannst du denn sagen, man habe keine Ursache, dich zu bemitleiden? Gerade dadurch, daß du über das Mitleid, so man mit dir hat, so sehr empfindlich bist, sezest du dich in einen Zustand, darinn du alles Mitleid verdienest. Was sagt derowegen Antisthenes? hast du es noch nie gehört? Es ist königlich, o Cyrus, Gutes thun, ungeachtet man Böses von

uns

uns sagt. Mein Kopf ist gesund, und alle Leute meinen, ich habe Kopfwehe. Was frage ich darnach? Ich habe kein Fieber, und sie jammern für mich, als wenn ich ein Fieber hätte. Guter Mann! Du wirst doch auch gar zu lange von dem Fieber geplaget. Da mache ich denn eben auch eine traurige Mine, und sage: In der That, es ist eine langwierige Krankheit. Wie wird es mir weiter gehen? Wie Gott will. Dabey aber lache ich heimlich über die Leute, die solche Erbärmde mit mir haben. Was hintert nun, daß ich es in diesen Fällen nicht eben so mache? Ich bin arm, aber ich habe einen gesunden Begriff von der Armuth. Was frage ich denn darnach, wenn mich die Leute der Armuth wegen bemitleiden? Ich habe keine Ehrenstelle, andere hingegen haben Ehrenstellen. Allein ich habe mir von Ehrenstellen und vom Privatstand diejenigen Begriffe gemachet, die man sich davon machen soll. Da mögen die, so mich bemitleiden, zusehen, wie es um ihre Begriffe stehe. Ich für meine Person habe weder Hunger noch Durst, noch Frost; aber weil sie etwa Hunger und Durst nach gewissen Sachen plagt, meinen sie, es gehe mir auch so. Wie soll ich mich denn gegen diese Leute verhalten? Herumgehen und ausrufen: Betrieget euch nicht, ihr Herren, ich befinde mich ganz gut, ich achte weder der Armuth noch des Privatstandes, noch überhaupt irgend einer andern Sache, als gesunder Begriffe. Die habe ich sicher und frey, weiter bekümmere ich mich um nichts. Was für ein unnöthiges Geschwäze wäre das! Wie hätte ich noch gesunde Begriffe, wenn es mir nicht genug wäre,

zu seyn, was ich bin, sondern ängstlich horchte, was die Leute von mir halten? -- Aber andere werden zu mehrerm gelangen, und mir vorgezogen werden. Was könnte vernünftiger seyn, als daß die, so sich grosse Mühe um etwas gegeben haben, gerade in demjenigen einen Vortheil erhalten, warum sie sich Mühe gegeben haben. Sie haben sich um Ehrenstellen Mühe gegeben, du dir um Begriffe: sie um Reichtum, du um den Gebrauch der Vorstellungen. Schaue, ob sie in derjenigen Sache einen Vortheil über dich haben, um welche du dir Mühe gegeben hast, welche sie hingegen verabsäumet; ob sie von den natürlichen Maaßregeln besser urtheilen, als du; ob sie das Ziel ihrer Begierde gewisser, als du, zutreffen, oder gewisser als du dem Gegenstand ihres Abscheus zu entfliehen wissen; ob sie in der Application auf ein Geschäft; ob sie in Entwürfen, in Lenkung der Triebe weiser und geschikter verfahren, als du; ob sie, als Ehemänner, als Väter, als Söhne und so weiter, nach den übrigen Namen der Beziehungen, ihrer Pflicht besser genugthun, denn du. Darauf schaue, und nicht, ob sie zu Ehrenstellen gelangt seyen. Willst du die Sache nicht sagen, wie sie an ihr selbst ist? Du thust nichts, um zu Ehrenstellen zu gelangen, sie hingegen thun dafür alles. Es ist demnach höchstunvernünftig daß einer, der allen Fleiß auf etwas wendet, weniger ausrichte, als der, so sich nichts darum bekümmert. Aber, ich dächte doch, weil ich mich auf gesunde Begriffe befleißige, so wäre es billiger, daß ich die Ehrenstelle bekleidete. Worauf befleissigest du dich? Auf die Begriffe. So weiche andern

dern in dem Stüke, worauf sie sich mehr, als du, befleißiget haben. Es käme sonst gerade so heraus, als wenn du darum, daß du gesunde Begriffe hast, Anspruch machen wolltest, besser zu schiessen, als die Bogenschüzen, oder Stahl und Erz besser zu schmieden als die Schmiede. Gieb hiemit deinen Fleiß auf Begriffe auf, und wende denselben auf diese Sachen, die du so gern besässest, und denn weine, wenn es dir nicht gelingt. Das ist denn weinens werth. Izt aber sagst du, du liegest andern Sachen ob, du wendest deinen Fleiß auf anders, und selbst der Pöbel sagt ganz recht, sein und dein Werk haben gar nichts mit einander gemein. Einer aus dem grossen Haufen denkt, so bald er aufsteht und ausgeht, herum, wem er die Morgen-Aufwart machen, wem er etwas schmeichelhaftes sagen, wem er ein Präsent überschiken, wie er im Tanz den Preis gewinnen, wie er einem zu gefallen, dem oder diesem einen boshaften Streich spielen wolle. Betet er, so betet er um Glük zu diesen Sachen. Opfert er, so opfert er dafür. Die Vorschrift des Pythagoras,

Eher sey nicht der Schlaf dem müden Auge vergönnet,

bringt er hier an, und prüft sich jeden Abend:

Hab ich etwas versäumt,

womit ich mich da oder dort hätte einschmeicheln können?

- - - Was hab' ich begangen? --

Habe ich mir etwan da oder dort erlaubt, -- frey und herzhaft zu handeln? Und wenn er sich auf so etwas entsinnt, so macht er sich Vorwürfe und

Beschuldigungen darüber. Was ist die Sache dich angegangen? Was war es vonnöthen, daß du deine Meinung darüber sagtest? Hättest du nicht lügen dürfen? Die Philosophen sagen ja, es sey wol erlaubt, eine Lüge zu sagen. Du hergegen, wenn es je wahr ist, daß du dich auf nichts anders befleißigst, als auf den rechten Gebrauch der Vorstellungen, sollst am frühen Morgen, so bald du erwachest, überdenken: Was fehlt mir noch zur völligen Herrschaft über die Leidenschaften, zur völligen Gemüthsruhe? Was bin ich? Bin ich Cörper? Bin ich Haabe? Bin ich Ruhm? Nichts dergleichen: Sondern was bin ich? Ein vernünftiges Geschöpf. Was wird hiemit von einem solchen erfodert? Hier denke zurüke, was bisher von dir geschehen ist.

Hab ich etwas versäumt,
was zum erwünschten Fortgang meiner Sachen gedient hätte?
- - - - Was hab ich begangen, --
das den Gesezen der Freundschaft zuwider wäre?
- - - - - Was bin ich
Irgendworinn meiner Pflicht noch schuldig geblieben?

Da nun zwischen deinen Absichten, Handlungen, Wünschen, und jener ihren, ein so grosser Unterschied ist, willst du denn noch fodern, daß du gleichen Theil mit ihnen habest, und zwar in Sachen, um welche du dir keine Mühe gegeben hast, sie hingegen sich viele Mühe gegeben haben? Verwunderst du dich noch, daß sie dich bemitleiden, und wirst du böse darüber? Sie werden hergegen nicht

böse,

böse, wenn du Mitleid mit ihnen hast. Woher kömmt das? Weil sie sich überreden, daß sie Güter erlangen, du hergegen dich dessen nicht überredest. Darum bist du mit deinen Sachen noch nicht zu frieden, sondern strebst nach jener ihren. Jene hergegen sind mit den ihrigen zu frieden, und streben nach den deinigen nicht. Wenn du dich hiemit rechtschaffen überreden würdest, das seyen Güter, was du erlangst, das hergegen Schein und Betrug, was jene bekommen; so würdest du wol nicht zu Herzen nehmen, was sie von dir sagen.

Siebente Rede.

Von der Furchtlosigkeit.

Was macht den Tyrann fürchterlich? – Seine Leibwache, mit Sabel und Lanzen bewafnet? Die Soldaten, die das Audienz-Zimmer bewachen, und dir den Zutritt versperren? Da ein kleiner Knabe den Tyrannen nicht fürchtet, ob er gleich ganz von der Leibwache umringet wäre; woher kömmt das? Etwa daher, daß das Kind nicht versteht, was das für Männer sind? Aber wie? wenn einer, der wol weiß, daß dieses die Garde ist, und daß sie Säbel hat, eben deswegen zum Tyrannen geht, weil er wegen harter Umstände, worinn er sich befindet, gern sterben möchte, und das sucht, daß ihm jemand geschwind das Leben nehme, fürchtet sich ein solcher vor der Garde? -- Nein, denn er will das eben, wodurch die Garde fürchterlich ist. --

Wenn aber einer zum Tyrannen gehet, der weder zum Sterben, noch zum Leben, vorzügliche Neigung hat, und durchaus nichts anders will, als was sein Schiksal mitbringet, wird der wol Mühe haben, ohne einige Furcht zu ihm zu gehen? -- Im geringsten nicht. -- Wenn nun einer für seine Habe, für Weib und Kinder, so wie dieser für seinen Leib, gesinnet wäre; wenn ihm bloß aus Unsinn und Raserey so zu Muth wäre, daß er es nichts achtete, diese Dinge zu haben, oder nicht zu haben; wenn er wie Kinder, die mit Scherben spielen, für das Spiel zwar eingenommen sind, die Scherben aber nicht groß achten, die äusserlichen Dinge gleichfalls für nichts achten, und nur das Spiel und die Behandlung derselben lieben würde; welcher Tyrann, welche Garde, welche Schwerter würden einem solchen noch fürchterlich seyn? Sollte nun wol einer aus Unsinn und Tollheit sich gegen diese Dinge so verhalten können, und aus Gewohnheit, wie die Galiläer; und sollte hingegen niemand durch Vernunft und Beweis zu überzeugen seyn, daß Gott alles, was in der Welt ist, gemachet hat, und die Welt selbst, so nemlich, daß sie, im Ganzen betrachtet, weiter unabhänglich und für sich selbst bestehend sey, ihre einzelnen Theile aber so beschaffen seyen, wie es der Nuzen des Ganzen erheischt? Allen andern Geschöpfen hat er ja die Fähigkeit versagt, seine Einrichtung und Regierung zu erkennen; nur das vernünftige Geschöpf hat Kräfte und Gelegenheiten empfangen, dieses alles zu begreifen, daß es ein Theil des Ganzen, was für ein Theil es sey, und daß es ganz schiklich sey,

daß

daß die Theile dem Ganzen nachgeben. Nebendem, da das vernünftige Geschöpf von Natur tapfer, großmüthig und frey ist, siehet es ein, daß es einige Dinge ganz in seiner Macht hat, so daß sie ihm nicht können verwehret werden, daß hingegen andere ihm können verwehrt werden und in fremder Macht stehen; daß man ihm diejenigen nicht verwehren kann, die von seiner Wahl abhangen, aber diejenigen wol, die nicht auf seine Wahl ankommen. Es siehet hiemit auch ein, daß es, wenn es sein Gutes und seinen Nuzen nur in denen Dingen setze, die ihm nicht können verwehrt werden, und die in seiner Gewalt stehen, gewiß werde frey und glükselig seyn, erwünschten Fortgang seiner Sachen genieſſen, ungeschädigt bleiben, hohen Muthes, fromm, und Gott für alles dankbar seyn, und niemal über irgend etwas, das ihm wiederfährt, Beschwerde noch Klage führen; daß es hergegen, wenn es sein Gutes in äuſsern, oder in denen Dingen seze, die von seiner Wahl unabhänglich sind, nothwendiger Weise werde Widerstand und Hinterniſſen finden, und ein Knecht deren seyn, die Herr und Meister von denen Dingen sind, die es hoch schäzt oder befürchtet; daß es denn nothwendig auch werde gottlos seyn, weil es allezeit glaubt, es leide Schaden von Gott, und unbillig, weil es sich allezeit einen gröſsern Theil verschaffen wollte, und nothwendig auch niederträchtig und filzig. Sollte nun einer, der das gelernt und ergriffen hat, Mühe haben, bequem und geruhig zu leben, in gelaſsener Erwartung alles deſsen, was ihm begegnen könnte, und in geduldiger Ertragung deſsen, was ihm

bereits begegnet ist? Möchtest du Armuth? -- Gieb mir sie, du sollst sehen, was Armuth ist, wenn sie an einen Mann kömmt, der die Rolle des Armen gut zu spielen weiß. -- Möchtest du Ehrenstellen? * * * * * * Auch Schmerzen nehme ich an. -- Aber was sagst du zur Landsverweisung? -- Ich mag hinkommen, wo ich will, so wird es mir daselbst wol seyn. Denn auch hier war es mir nicht um des Ortes willen wol, sondern wegen meiner Begriffe, und die Gesinnungen werde ich mit mir nehmen. Denn diese kann mir niemand rauben. Die sind allein mein Eigenthum, und können mir nicht gestolen werden, und wenn ich die habe, so habe ich genug, wo ich denn immer sey, und wie es mir immer gehe -- Aber nun ist die Zeit vorhanden, da du sterben sollst? -- Nur nicht im tragischen Stil von der Sache geredet! sondern sage, wie sie an ihr selbst ist: Die Zeit ist vorhanden, da die Materie wieder in die Elemente, woraus sie zusammen gesezt war, soll aufgelöset werden. Und was ist das erschrekliches? Was wird dadurch in der Welt zernichtet werden? Was wird das neues oder seltsames seyn? Ist der Tyrann darum fürchterlich? Dünkt es die Leute darum, die Garde habe grosse und scharfe Schwerter? Das mögen sich andere einbilden. Ich für meine Person habe das alles genau untersucht. Ueber mich hat niemand keine Gewalt. Ich bin von Gott in die Freyheit gesezt worden, ich weiß, was er mir aufgetragen hat, es kann mich niemand mehr zum Knecht machen. Ich habe einen Freylasser, wie sichs gehört, und einen Richter (zum Bürgen meiner

Frey-

Freyheit) wie mans haben muß. -- Was, bin ich nicht Herr über deinen Leib? -- Was geht das hiemit mich an? -- Bin ich nicht Herr über deine kleine Haabe? -- Was geht das hiemit mich an? -- Habe ich nicht Gewalt, dich aus dem Lande zu verweisen, dich an Ketten und Band zu schliessen? -- Auch darüber, und über alles dergleichen hast du Gewalt. Meinen ganzen Leib, den trete ich dir ab. Mache einen Versuch von deiner Herrschaft, wenn du willst, so wirst du erfahren, wie weit sich dieselbe erstreke. Vor wem kann ich mir also noch fürchten? Vor der Wache im Vorzimmer des Fürsten? Was wird mir denn die thun? Wird sie mir den Zutritt versperren? Wenn sie mich je betreten, daß ich in das Zimmer hinein wolle, so mögen sie mir den Zutritt sperren. -- Warum kömmst du denn vor die Thüre? -- Weil mir däucht, es stehe mir zu, das Spiel mitzutreiben, so lange es währt. -- Du kannst also doch nicht sagen, daß dir der Zutritt nicht verweigert werde? -- Ich kann so viel sagen, daß wenn mich jemand nicht gern empfängt, ich nicht in sein Zimmer begehre. Ich will allezeit gerade das am liebsten, was sich begiebt. Denn ich halte das, was Gott will, für besser, als was ich wollte. Ich will ihm als ein Diener, als ein Trabant, anhangen; seine Neigung soll die meinige, sein Verlangen, das meinige, mit einem Wort, sein Wille, der meinige seyn. Der Eingang wird nicht mir, sondern denen, die sich hinzutringen, versperret. Warum dringe ich mich denn nicht auch hinzu? Ich weiß schon, daß denen, die hinein kommen, drinnen kein Gut zu Theil wird, und

wenn ich jemanden höre glüklich preisen, daß ihm vom Cäsar Ehre angethan wird, so sage ich: Was wird ihm? -- Eine Statthalterschaft. -- Wird ihm denn auch zugleich eine gesunde Denkungsart? -- Eine Verwaltung. -- Wird ihm denn auch zugleich die Geschiklichkeit und die Treue, sein Amt zu verwalten? Warum sollte ich mich noch in das Gedränge begeben? Es wirft jemand Feigen und Mandel aus: Kinder haschen sie und raufen sich darüber, aber Männer nicht, denen ist das eine Kleinigkeit. Wenn jemand Scherben auswirft, haschen nicht einmal Kinder darnach. -- Man theilt Statthalterschaften aus. -- Mögen Kinder darnach laufen. -- Geld theilt man aus. -- Kinder mögen hinzulaufen. -- Feldherrenstellen, Consulate werden vergeben. -- Es mögen sich Kinder darüber raufen; sie mögen ausgeschlossen werden, Stösse kriegen; dem, der sie vergiebt, und seinen Knechten, die Hände küssen. Mir sind das nur Feigen und Mandel. Was solltest du dir denn grosse Mühe darum geben? Gehst du leer aus, wenn er auswirft, so bekümmere dich nichts darum. Fällt dir aber eine Feige in die Schooß, so nimm, und iß. So viel Ehre mag man endlich einer Feige anthun. Wenn ich mich aber darnach zur Erde büken, oder jemanden deswegen übern Haufen stossen, oder mich sollte übern Haufen stossen lassen, oder denen, die Zutritt haben, Complimente machen sollte, so ist weder eine Feige, noch irgend eines derer Dinge, von denen mich die Philosophen überredet haben, sie für keine Güter zu halten, so vieler Mühe werth. Laß mich die Schwerter der Gardesoldaten sehen. -- Da

siehe, wie groß und wie scharf sie sind. -- Was thun denn diese grossen und scharfen Schwerter? -- Sie tödten. -- Und was thut ein Fieber? -- Das gleiche. -- Was thut ein Ziegel? -- Auch dieß. -- Willst du hiemit, daß ich diese Dinge für etwas grosses ansehe, sie anbete, und als ein Knecht aller dergleichen Dinge herumgehe? Das soll ferne von mir seyn. Ich habe ein für allemal gelernt, daß alles, was entstanden ist, einmal wieder verwesen muß, damit die Natur nicht still gestellt, noch gehintert werde; und deswegen ist es mir einerley, ob mich ein Fieber oder ein Ziegel oder ein Soldat der Verwesung überliefere. Wenn ich aber eine Vergleichung anstellen soll, so finde ich, daß der Soldat dieses auf eine minder schmerzliche und geschwindere Art thun würde. Wenn ich hiemit nichts von allem dem, was er mir anthun könnte, fürchte, und nichts von dem, was er mir verschaffen könnte, verlange, warum sollte ich ihn denn noch groß achten? Warum sollte ich mich entsezen? Warum sollte ich die Garde fürchten? Warum frohe seyn, wenn mir der Fürst freundlich begegnet und mich gütig empfängt? Warum sollte ich es jedermann erzählen, wie freundlich er mit mir geredet habe? Ist er denn ein Socrates, oder ein Diogenes, daß seine Gunst, und sein Beyfall ein Beweistum meiner Verdienste wäre? Habe ich mir seine Sitten zum Muster genommen? Nein, nur um in den Regeln des Spiels zu bleiben, gehe ich zu ihm, und mache ihm die Aufwart nur so lange, als er mir nichts närrisches oder ungereimtes befiehlt. Wenn er mir aber sagen wollte: Geh und bringe mir den Leon, den

Sala-

Salaminier, gebunden hieher; so antworte ich ihm: Suche dir einen andern zu diesem Geschäfte: Denn ich gehe aus dem Spiele. -- Führe den Mann in die Gefängnis. -- Da ist mein Spiel, mich willig führen zu lassen. -- Aber du wirst den Kopf verlieren. -- Und des Tyrannen Kopf wird er immerdar stehen? und eure Köpfe, ihr Gehorchenden, sind sie unsterblich? -- Aber du wirst unbegraben hingeworfen werden. -- Wenn ich nur Leichnam bin, so werde ich hingeworfen werden; wenn ich aber etwas anders, als Leichnam bin, so rede anständiger, wie sich die Sache an ihr selbst verhält, und bemühe dich nicht, mir Furcht einzujagen. Den Kindern sind solche Sachen fürchterlich, und den Einfältigen. Hat hergegen einer einmal Lectionen bey einem Philosophen angehört, und weiß noch nicht, was er selber ist, der verdient, daß er in Furcht stehe, und weiter ein unterthäniger Diener sey: wenn er noch nicht gelernt hat, daß er nicht Fleisch, nicht Bein, nicht Nerven, sondern dasjenige ist, was von diesen Dingen Gebrauch machet, sie regiert, und über die Vorstellungen reflectirt. -- Schon recht; aber das ist eine Philosophie, die zur Verachtung der Gesetze führt. -- Ich getraue mir das Gegentheil zu behaupten, daß man keine Philosophie haben könnte, welche die Menschen den Gesetzen gehorsamer machte. Nur muß man nicht einen Narren-Einfall Gesetz nennen. Und doch kann ich zeigen, daß uns gerade diese Philosophie auch über solche Gesetze recht gesinnet machet. Denn sie lehrt uns, man solle gegen dieselben auf keine Sache Anspruch machen, darinne sie Meister über uns werden können.

nen. Sie lehrt uns auf den Leib Verzicht thun, auf die Habschaft Verzicht thun; Kinder, Eltern, Bruder, alles abtreten, alles verlassen. Sie behält uns nichts vor, als nur die Begriffe, die Gedanken, und diese hat Jupiter selbst einem jeden vorbehalten wissen wollen. Ist hierinn einige Auflehnung gegen die Gesetze, einige Bosheit? Worinne du stärker und gewaltiger bist, denn ich, darinne gebe ich dir nach. Worinne hergegen ich stärker bin, darinne weiche du mir. Denn darauf habe ich mich geleget, du hergegen nicht. Du sorgest dafür, daß die Boden deiner Zimmer von eingelegter Arbeit seyen; daß dir ein ganzer Trupp Pagen und Clienten aufwarten, daß du ein schimmerndes Kleid tragest, daß du viele Jäger, daß du Virtuosen und Acteurs habest. Maße ich mir etwas dergleichen an? Hast du dich hergegen jemalen um gesunde Begriffe bekümmert? Hast du jemalen Mühe genommen, richtig schliessen zu lernen? Weist du, aus was für Theilen ein Vernunftschluß bestehet, wie man sie zusammenfügt, wodurch er seine Richtigkeit erhält, was seine Stärke sey, und wie weit sie geht? Was zörnest du denn, wenn dich in diesen Sachen ein andrer, der darauf studiert hat, übertrift? -- Aber das sind gerade die allervornehmsten Sachen. -- Wer verwehrt dir, Zeit und Fleiß darauf zu wenden, so viel es sich bedarf? Wer hat einen grössern Vorrath von Büchern? Wer hat bessere Musse? Wem stehen so viele Lehrer zu Diensten? Nur auch einmal eine Lust dazu gefasset, nur auch ein Theilgen deiner Zeit für dein oberstes Seelenvermögen bestimmet! Bedenke, warum, und woher du dieses

Vermö-

Vermögen habest, welches von allen andern Sachen Gebrauch machet, welches alles andere prüft, welches erwählt und verwirft. So lange du dich aber nur mit den äussern Dingen abgiebst, wirst du dieselben so hübsch, als kaum ein andrer haben; deine Vernunft hergegen wird, so wie du sie haben willst, öde und wüst seyn.

Achte Rede.

An diejenigen, die allzubegierig sind, den Philosophenhabit zu tragen.

Auf einen äussern Anschein, den einer mit vielen gemein hat, müsset ihr niemal weder loben noch schelten, niemandem bloß auf das hin eine Kunst zu oder absprechen. Wenn ihr euch darüber in Acht nehmet, so werdet ihr beydes von Uebereilung und Bosheit im Urtheilen entfernt seyn. Dieser geht frühe ins Bad. Ist das denn etwas Böses? Das läßt sich schlechterdings noch nicht sagen, sondern was? Mehr nicht, als, er geht frühe ins Bad. -- Ist denn jede Handlung gut? -- Keineswegs, sondern was man aus gesunden Begriffen und guten Grundsäzen thut, ist gut; was man hingegen aus schlimmen Begriffen thut, ist schlimm. Lobe oder tadle derowegen keine Handlung, bis du eigentlich weist, aus was für einem Begriffe man sie gethan habe. Der Begriff aber läßt sich aus dem äussern Anschein der Sache nicht leicht abnehmen. Du sagst: Dieser ist ein Zimmermann. Warum? Er geht mit dem Beil um.

Wie

Wie denn? wenn ich sagen wollte: Dieser ist ein Virtuos, denn er singt; und wenn ich sagte: Dieser ist ein Philosoph; warum? Er trägt ja den Mantel, und ein langes Haar. Haben das die Charlatans nicht auch? Wenn man deswegen einen von ihnen sieht etwas unanständiges thun, sagt man so gleich: Schauet, was der Philosoph thut! Man hätte aber über sein unanständiges Verhalten vielmehr sagen sollen, er sey kein Philosoph. Wenn man sich von einem Philosophen diesen Begriff zu machen hätte, und der Namen nur dieß ankündigte, es sey ein Mann in einem Mantel und mit einem langen Bart und Haare, so wäre jenes recht geredet. Wenn hingegen der Philosophen-Name das verspricht, daß sich einer vor allen Fehlern zu hüten wisse, warum spricht man jenem nicht den Namen völlig ab, da er doch die Bedeutung desselben nicht erfüllt? Denn das thut man doch bey andern Künsten. Wenn man einen schlecht zimmern siehet, so sagt man nicht: Was taugt das Zimmerhandwerk! schauet, was für schlechte Sachen die Zimmerleute machen! sondern man sagt gerade das Gegentheil: dieser ist kein Zimmermann, denn er zimmert schlecht. So auch, wenn man einen schlecht singen hört, sagt man nicht: Da siehet man, wie die Virtuosen singen, sondern vielmehr: Dieser ist kein Virtuose. Nur über die Philosophie giebt es unvernünftige Urtheile. Wenn die Leute einen sehen, dem, was der Philosophen-Name verspricht, zuwider handeln, so sprechen sie ihm diesen Namen nicht ab, sondern lassen gelten, er sey ein Philosoph; nehmen zugleich aus der Aufführung, die sie vor sich sehen,

an, ein Philosoph führe sich unanständig auf, und machen den Schluß, es sey eine nichtswerthige Sache um das philosophische Leben. Woher kömmt es, daß man so schließt? Daher, man erweist dem Begriff von einem Zimmermann, von einem Virtuosen, und so auch von andern Künstlern, Ehre; hingegen dem Begriffe von einem Philosophen nicht die geringste, sondern weil man einen verworrenen und undeutlichen Begriff von ihm hat, so urtheilt man auch nur nach äussern Umständen von ihm. Wo ist auch eine Kunst, die man durch den Habit, oder durch ein langes Haar erlangen könnte? Hat nicht eine jede ihre Regeln, ihren Stof und ihren Endzwek? Welches ist denn der Stof des Philosophen? Ist es der Mantel? Nein, sondern seine Vernunft. Was ist sein Endzwek? Einen Mantel zu tragen? Nein, sondern eine richtige und sichere Vernunft zu haben. Was hat er für Regeln? Sind es etwan Recepte, einen grossen Bart und ein langes Haar zu bekommen? Nein, sondern vielmehr, was Zeno lehrt, Regeln von den wesentlichen Theilen der Vernunftschlüsse, wie jeder Saz in denselben müsse beschaffen seyn, und wie man sie zusammenordne, und wie viel denn daraus folge. Willst du denn nicht schauen, ob einer, der sich unanständig aufführt, seinem Titel entspreche, ehe du seine Kunst beschuldigest? Hier hingegen, so bald dir däucht, daß einer schlecht handelt, sagst du gleich, und so gar wenn du nüchtern bist: Schauet mir den Philosophen! Gerade als wenn es schiklich und billig wäre, den noch einen Philosophen zu nennen, der also handelt. Oder sage mir: War es zu Folge seiner Philosophie

losophie gehandelt? Du sagst nicht: Da schauet mir den Zimmermann, oder da schauet mir den Virtuosen, wenn du hörst, daß er zu des Nachbars Weibe geht, oder wenn du ihn naschen siehest. Also merkest auch du selbst einigermassen wol, was die Benennung des Philosophen verspricht, aber du glitschest von der Hauptsache wieder ab, und verwechselst die Begriffe auf die ungeschikteste Weise.

Allein auch die so genannten Philosophen selbst fangen das Geschäft bey äussern und gemeinen Dingen an. Sie legen einen Mantel um, lassen den Bart wachsen, und sagen so gleich: Ich bin eine Philosoph. Es wird hergegen niemand sagen: Ich bin ein Virtuose, wenn er eine Cithar, und ein Klöppelchen gekauft hat; und niemand: ich bin ein Schmiede, wenn er nur das Lederkäppgen aufgesezt und das Schurzfell angegürtet hat. Der Habit muß sich zwar zu der Kunst schiken: Den Namen aber erhält man von der Kunst, und nicht von dem Habit. Es war derowegen eine weise Rede von Euphrates, da er sagte: „Ich habe mit Fleiß eine geraume Zeit in geheim philosophisch gelebt, und das ist mir nüzlich gewesen. Denn einmal wußte ich, daß ich jede rechtschaffene Handlung um keiner Zuschauer willen, sondern um meiner selbst willen that. Mir selbst zu gefallen aß ich mäßig, ich beobachtete die Regeln der Ehrbarkeit in der Mine, in dem Gange, und das alles mir selbst und Gott zu Gefallen. Hienächst, wie ich meine Uebungen in der Einsamkeit machte, so lief auch nur ich allein Gefahr dabey. That

ich etwas schändliches oder ungeziemendes, so war die Philosophie ausser Gefahr in übeln Ruf zu kommen, und die Layen hatten das Aergernis nicht, einen fehlenden Philosophen zu sehen. Alle, die meine Absicht nicht wußten, verwunderten sich, warum ich, der ich doch mit allen Philosophen Umgang pfloge, und immer bey ihnen stekte, doch selbst keine Profeßion vom philosophischen Leben machte. Was verschlug es mir aber, daß man mich an keinen äusserlichen Wahrzeichen für einen Philosophen erkannte, wenn man indeß in meinen Handlungen den Philosophen sah? Siehe, wie ich esse, wie ich trinke, wie ich schlafe, wie ich erdulde, wie ich mich enthalte, wie ich Dienste leiste, worauf meine Begierde, wogegen mein Abscheu gerichtet sey, wie ich meinen Beziehungen, den natürlichen und hinzugekommenen treu bin, wie ich sie nicht verwechsle, wie ich mir in der Collision derselben zu rathen weiß. Darnach beurtheile mich, wenn du kannst. Bist du aber so blind und dumm, daß du den Vulkan selbst für keinen guten Schmied ansehen würdest, wenn du die Ledermüze nicht auf seinem Kopf sähest, so verschlägt es mir gewiß sehr wenig, wenn ich von einem so albernen Richter nicht erkennet werde.„

Auf gleiche Weise war der Philosoph an Socrates sehr vielen unsichtbar. Sie kamen zu ihm, und ersuchten ihn, daß er sie an Philosophen empfehlen möchte. Ward er je, wie wir, böse darüber? Sagte er: Hältst du denn nicht gerade mich selbst für einen Philosophen? Nein, er gieng mit ihnen, und empfahl sie, und es war ihm daran

allein

allein schon genug, daß er wirklich ein Philosoph war: Mit allen Freuden begleitete er sie, und es plagte ihn im geringsten nicht, daß sie ihn nicht für einen Philosophen ansahen. Denn er dachte an sein Hauptgeschäft. Welches ist das Hauptgeschäft eines Ordnung- und Tugend-liebenden Menschen? Viele Lernjünger zu haben? Keineswegs. Dafür mögen die sorgen, denen es der Mühe werth dünkt. Ist es die vollständigste Auslegung schwerer Kunstregeln? Auch damit mögen sich andere schleppen. Womit gieng er denn um? Was war er, und was wollte er am liebsten seyn? Er legte sich einzig darauf, zu wissen, wovon der Nuzen und Schaden des Menschen abhienge. Wenn noch ein Mensch im Stande ist, mir Schaden zuzufügen, so schaffe ich nichts mit meiner Philosophie. Wenn ich noch auf einen andern warten muß, der mir Nuzen schaffe, so bin ich nichts; will ich etwas, und es geschieht nicht, so bin ich unglüklich. Auf einem so grossen Kampfplaz durfte er alle und jede auffodern, und meines Bedünkens hat er auch allezeit den Plaz behauptet. Wie erhielt er das? Meinet ihr dadurch, daß er sich selbst meldete, und selbst sagte: ich bin der Mann dazu. Ey wol nicht, sondern dadurch, daß er der Mann in der That war. Narrheit ists und Hochmuth, wenn einer selbst sagt: Ich habe mir vor allen Affecten und Paßionen völlige Ruhe geschaffet: Ihr sollet wissen, ihr Menschen, daß ich, derweil ihr über nichtswertige Dinge in der gröstен Bewegung seyd, einer vollkommenen Gemüthsruhe genieſſe. Wäre es dir nicht genug, keine Schmerzen zu haben, wenn du nicht ausrie-

fest: Kommet herbey ihr alle, die ihr Podagra, oder Migräne, oder Fieber habt; ihr Lahmen und ihr Blinden kommet und sehet, wie ich so gesund bin, wie mir nicht das geringste fehlet. Das wäre ja blosse Eitelkeit und Beleidigung; ausgenommen du seyest ein Aesculap, und könnest den Leuten zeigen, daß sie auch unter deiner Cur von ihren Krankheiten genesen sollen, und dürfest ihnen deine eigene Gesundheit zum Exempel geben. Denn ein solcher Mann ist der Cyniker, den Zeus des Zepters und des Diadems gewürdiget hat; der darf sagen: Damit ihr sehet, ihr Menschen, daß ihr die Glükseligkeit und Gemüthsruhe nicht suchet, wo sie ist, sondern, wo sie nicht ist, siehe, so bin ich euch von Gott zu einem Exempel gesendet worden. Ich habe weder Haus, noch Haabe, weder Weib noch Kinder, nicht einmal eine Matraze, keinen Rok, kein einiges Geschirr, und doch schauet, wie gesund ich bin. Probieret mich, und wenn ihr gesehen habt, daß ich über alle Unruhen des Gemüthes hinaus bin, so höret denn, was ich für Arzneyen habe, und wodurch mir zu solcher Gesundheit geholfen worden. Das ist denn menschenliebend und edel. Aber betrachtet, wessen Werk das ist. Es ist nur das Werk Jupiters, oder eines, den Jupiter dieses Amtes würdig gefunden hat: Es erfodert einen Mann, der den Layen im geringsten niemal eine schwache Seite sehen lasse; die dem Zeugnis, so er für die Tugend, und wider die äussern Dinge ablegt, seine Kraft und Glaubwürdigkeit benehmen möchte: Einen Mann, den ihr niemal erblassen gesehn, noch Thränen abwischen; und noch mehr,

einen

einen Mann, der keine Sehnsucht, kein Verlangen nach irgend einer Sache, nach keiner Person, nach keinem Orte, nach keiner Lebensart hat; dem es nie geht, wie den Kindern, die gern Herbst oder Urlaubtage hätten: einen Mann endlich, den überall sein Gewissen dekt, wenn andere Wände und Thüren und Thürhüter hiezu vonnöthen haben. Ihr hingegen wischet nur auf jenes äusserliche; und kaum ist euch ein Gelust zum Philosophenstand angekommen, so wie etwa einem kranken Magen ein Gelust nach einem gewissen Trächtgen, davon ihm alsobald wieder ekeln wird, so nehmet ihr schon den Zepter, wollet schon als Könige auftreten. Da trägt jener schon das lange Haar, geht im Mantel daher, läßt die Schulter entblößt, zanket mit jedem, der ihm aufstößt, besonders sezt es Zank ab, wenn ihm einer in einem Ueberroke entkömmt. Mensch, gewöhne dich der Kälte nur erst für dich selbst, schau für deinen eigenen Trieb, ob er nicht ein Gelust eines kränklichten Magens oder einer schwangern sey. Du thätest sehr wol, wenn du Sorge trügest zur Zeit noch unbekannt zu seyn, und noch eine Weile nur für dich selbst ein Philosoph wärest. Du weist ja, wie die Früchte wachsen. Man muß umgraben, und pflügen, der Samen muß eine Zeit in der Erde verborgen liegen, er muß allmählig wachsen, damit er endlich zu Früchten gedeye: bringt er die Aehre, ehe dem Halm das Gelenke gewachsen ist, so giebt es unvollkommene Frucht, wie aus den adonischen Gärten. Ein solches Pflänzgen bist auch du, du hast geblühet, ehe du hättest sollen, der Winter wird dich versengen. Gieb Achtung,

was die Bauern von der Saat sagen, wenn die Wärme allzufrühe kömmt. Es ist ihnen angst, die Saamen möchten geil werden, und hernach, wenn ein einziger Reif darüber kömmt, zu Schanden gehen. So nimm auch du dich in Acht, Mensch, du bist geil aufgeschossen, du bist von der Zeit darauf gewischt, in einem gewissen Ruf zu stehen, du paßiereſt unter gewissen Leuten für etwas, und bist doch nur ein Narr unter andern Narren. Du wirst erfrieren, oder bist vielmehr schon unterhalb an der Wurzel erfroren, nur oberhalb grünet es noch ein wenig an dir, und darum meint man, du lebeſt und sprosseſt noch. Laß uns doch in der Ordnung der Natur zur Zeitigung gelangen. Warum entkleideſt du uns? Warum thust du uns Gewalt an? Wir mögen die Luft noch nicht erleiden. Laß erst die Wurzel ihre rechte Grösse gewinnen, laß sie das erste Gelenk, denn das zweyte, denn das dritte bekommen: alsdenn wird die Frucht mit eigener Gewalt ihre natürliche Grösse und Stärke zeigen, wenn ich auch gleich nicht wollte. Denn wie könnte es anders seyn, als daß einer, der von solchen Begriffen und Grundsäzen schwanger und voll ist, seine Stärke fühle, und mächtige Triebe zu Handlungen habe, zu denen er gemachet ist? Es verkennet ja kein Stier seine Natur und seine Kräfte, wenn ihm etwan ein wildes Thier aufstößt; er wartet ja nicht, bis ihn jemand hezet, so wenig, als ein Hund, wenn er ein Gewild siehet. Wie sollte denn ich, wenn ich die Stärke und Bereitschaft eines tugendhaften Mannes habe, noch warten dürfen, bis du mich zu Handlungen, die mir zukommen, in den Stand stelleſt?

stellest? Noch zur Zeit aber habe ich, glaube mirs, diese Stärke noch nicht. Warum willst du denn, daß ich vor der Zeit verwelke, wie du selbst verwelket bist?

Neunte Rede.

An einen, der in Schamlosigkeit verfallen war.

Siehest du einen in Würden, so halte dafür, die seyen dir dadurch ersezt, daß du der Würden entbehren kannst. Siehest du einen in Reichtümern, so schau, was du anstatt dessen habest. Wenn du nichts an dessen statt hast, so bist du elend. Wenn du aber das dafür hast, daß du Reichtümer leicht vermissen kannst, so wisse, daß du mehr als dieser, und etwas weit schäzbareres hast. Ein andrer hat ein schönes Weib. Du hast das, daß es dich nicht nach einem schönen Weibe gelüstet. Meinest du, das sey wenig? Wie hoch würden es nicht diese Leute selbst, die in Reichtümern und Würden und im Besiz schöner Weiber sind, rechnen, wenn sie im Stande wären, ihr Geld, ihre Würden, und selbst diese schönen Weiber, die sie lieben, und die sie haben, gering zu achten? Ist dir unbekannt, was es für ein Ding um den Durst im Fieber ist? Er hat keine Gleichheit mit dem Durst eines gesunden Menschen. Wenn dieser getrunken hat, so ist er befriediget. Jener hergegen hatte für einen Augenblik Wollust, und sogleich ekelt ihm, das Wasser wird ihm zu Galle,

er speyt sich, er hat Grimmen, er hat schon wieder, und izt noch heftigern Durst. Ein solches Ding ist es um den Gelust nach Reichtum, um den Gelust nach Würden, um den Gelust bey einem schönen Weibe zu liegen. Dabey ist Eifersucht, dabey ist Sorge beraubet zu werden, dabey sind schändliche Reden, schändliche Gedanken, ungeziemende Handlungen. -- Was verliere ich dabey? -- Mensch, du wareſt schamhaft, und izt bist du es nicht mehr. Hast du nichts verloren? Anstatt des Chrysippus, und des Zeno, lieſest du den Aristides und den Evenus. Hast du nichts verloren? Anstatt des Socrates und des Diogenes bewunderst du izt den, der die meisten verführen, und überreden kann. Du wollteſt gerne schön seyn, und da du es nicht bist, künstelst du an deinem Leib. Du zeigst dich gern in einem schimmernden Kleide, damit du die Augen des Frauenzimmers auf dich zieheſt; und wenn du feine Bomade oder so was kriegeſt, und dich parfumieren kannst, so hältst du das für ein sonderbares Glük. Vordem dachteſt du auf nichts dergleichen, sondern wo du ehrbare Reden hören, wo du schäzbare Männer sehen, wo du dich in edeln Gesinnungen stärken könneſt. Derowegen schlieſest du damalen auch als ein Mann, giengst aus als ein Mann, trugeſt ein männliches Kleid, und führteſt Reden, die einem tugendhaften Manne geziemten. Denn sagst du mir: ich habe nichts verloren. Können die Menschen nichts verlieren, als Geld? Kann man die Scham nicht verlieren? Kann man den Anstand, die gute Aufführung, nicht verlieren? Oder sind das Sachen, die man ohne Schaden verlieren kann?

Es

Es mag seyn, daß du allen dergleichen Verlust izt nicht mehr für Schaden achtest. Aber es ist eine Zeit gewesen, da du dieses für den einzigen Schaden und Nachtheil rechnetest, der einem Menschen begegnen könne; eine Zeit, da du ängstliche Sorge trugest, daß dich niemand von solchen Reden und Handlungen wegbringe. Siehe izt bist du wirklich davon weggebracht, und das nicht von jemand anderm, sondern von dir selbst. Kämpfe mit dir selbst, ringe dich selbst in die Ehrbarkeit, in die Scham, in die Freyheit zurüke. Wenn dir einer von mir gesagt hätte, es seze mir jemand mit Gewalt zu, daß ich Ehebrüche begehe, daß ich ein solches leichtfertiges Kleid trage, daß ich mich parfumiere; wärest du nicht gegangen, und hättest den Menschen, der so schlimm an mir handelte, mit eigener Hand erwürget? Willst du denn izt dir selbst nicht zu Hülfe kommen? Und wie viel leichter ist diese Hülfe zu leisten? Du must niemand umbringen, niemand binden, niemandem Schmach anthun, nicht vor Gericht gehen: sondern du must nur mit dir selbst reden, dem du am meisten gehorchen wirst, und den niemand besser überreden könnte. Und da verdamme zuerst das Geschehene. Hernach, wenn du es verdammt hast, so gieb die Hofnung deiner Verbesserung nicht verloren. Es müsse dir nicht gehen, wie den feigen Menschen, die, wenn sie einmal eine Schwachheit begangen haben, sich denn auf immer drein ergeben, und als wie von einem Strome haben hinreissen lassen. Lerne lieber beym Trillmeister, wie du es machen sollst. Ist der Knabe zu Boden gebracht worden, so sagt er zu ihm: Steh auf,

mache diesen Kampf noch einmal, bis du geschikt und stark wirst. So mache es du auch. Denn glaube nur sicher, es ist kein lenksamers Ding, als die Seele des Menschen. Man muß nur wollen, so ists gethan, so ist sie wieder in der Ordnung. Man darf aber auch nur einschlummern, so ist sie verloren. An uns selbst liegt beydes, Untergang oder Rettung. -- Was wird es mir für Nuzen bringen, wenn ich diesem Rath folge? -- Frägst du nach einem grössern Nuzen, als dieser ist, daß du aus einem schamlosen ein schamhafter, aus einem ungesitteten ein gesitteter, aus einem treulosen ein redlicher, aus einem ausschweifenden ein nüchterner Mensch werden wirst. Wenn dir das nicht wichtig genug ist, wenn du nach andern grössern Vortheilen frägst, so fahre in deinem Thun immerfort, dir kann auch kein Gott mehr helfen.

Zehnte Rede.

Was man verachten, und woran uns etwas gelegen seyn solle.

Es sind allemal äussere Dinge, worüber die Menschen verlegen sind, und sich nicht zu helfen wissen. „Was soll ich machen? Wie wird es gehen? Wie wird es ablaufen? Wenn es doch nur nicht so oder so kömmt? Das alles ist die Sprache solcher Leute, die sich mit Dingen, die nicht von dem freyen Willen abhangen, zu schaffen machen. Denn wo sagt einer: Wie habe ich mich in Acht zu nehmen, daß ich keinem falschen Saz Beyfall gebe,

gebe, und keinem wahren meinen Beyfall versage? Wenn einer von so guter Art ist, daß er sich hierüber Sorge machet, so will ich ihn erinnern: Laß dir nicht angst seyn. Die Sache steht in deiner Gewalt. Es soll dir nicht fehlen. Halte nur dein Urtheil zurük, bis du die Sache nach der Regel der Natur untersuchet hast. So wollte ich auch einem, der sich seiner Begierde oder seines Abscheus halber Sorge machte, sagen: Laß dir nur nicht angst seyn, daß jene vergeblich sey und ihres Ziels verfehle, oder daß dieser seinem Gegenstand nicht entfliehe. Allervorderst wollte ich diesen Menschen dafür küssen, daß er das, woraus sich die andern so viel machen, und alle ihre Besorgnisse bey seite sezt, und nur für seine eigenen Handlungen, bey denen er selbst ist, Sorge trägt. Demnach wollte ich ihm sagen: Wenn du sicher seyn willst, das Ziel deiner Begierde allezeit zu erreichen, und allezeit dem zu entfliehen, was du verabscheuest, so begehre niemal etwas fremdes, und verabscheue niemal etwas, das nicht in deiner Gewalt ist; sonst müßte dir nothwendig oft fehlschlagen, was du gewünschet, und wiederfahren, was du gefürchtet hast. So aber wirst du nie verlegen seyn. Jene Worte: Wie wird es gehen? Wie wird es ablaufen? Wenn es doch nur nicht so oder so kömmt? werden keine statt finden. Ist nicht jeder Austrag etwas, das nicht von unserm freyen Willen abhängt? -- Ja. -- Ist hergegen nicht das Wesentliche des Guten und des Uebels etwas, das unsern freyen Willen angeht? -- Ja. -- Hiemit steht es in deiner Macht, dich in jedem Falle, er mag kommen, wie er will, der

Natur

Natur gemäß zu verhalten. Kann dir das jemand verwehren? -- Nein. -- So sage mir nur nicht mehr: Wie wird es gehen? Denn es mag gehen, wie es will, so wirst du es wol anwenden, und der Fall wird allezeit für dich ein Glük seyn. Oder was wäre Hercules für ein Mann gewesen, wenn er gesagt hätte: Wenn mir nur kein grosser Löwe, nur kein grosser Eber aufstößt! wenn ich nur keine wilden Menschen antreffe! -- Warum solltest du dich darüber bekümmern? Stößt dir ein grosser Eber auf, so wirst du nur einen desto rühmlichern Kampf kämpfen; stossen dir lasterhafte Menschen auf, so wirst du die Erde von Bösewichten befreyen. -- Aber wenn es mir das Leben kostete? -- So stirbst du als ein tugendhafter Mann, und hast eine Heldenthat vollführt. Denn da du doch einmal sterben must, so kann es kaum anders seyn, als daß dich der Tod über irgend einem Geschäft antreffe, entweder beym Pflügen oder Graben, oder in Kaufmannsgeschäften, oder in Bedienung des Consulats, oder in dem dich ein verderbter Magen, oder ein Durchfall plagt. Bey was für einem Geschäfte wolltest du dich nun am liebsten vom Tode antreffen lassen? Ich für mein Theil wollte wol am liebsten, daß er mich über einer menschenfreundlichen, wolthätigen, gemeinnüzigen, tapfern That anträfe. Kann ich mich aber nicht über etwas von solcher Grösse, so kann ich mich doch über etwas finden lassen, welches mir niemand verwehren kann, welches jedermann vergönnet ist, daß ich mich selbst verbessere, daß ich mein Vermögen, die sinnlichen Vorstellungen recht zu brauchen, cultiviere, daß ich mich nach der Herrschaft über die

Affecten

Affecten bestrebe; daß ich mich jeder Beziehung, worinne ich stehe, gemäß verhalte; daß ich, wenn ich je das Glük haben könnte, auch noch in das dritte Hauptstük der Philosophie mögte gekommen seyn, und mir die untrügliche Gewißheit im Urtheilen erwürbe. Sollte mich der Tod über dergleichen Arbeit betreten, so bin ich zufrieden, daß ich meine Hände zu Gott aufheben und sagen kann: „Ich habe die Kräfte und Gelegenheiten, die du mir gegeben hast, deine Regierung zu erkennen, und ihr gehorsam zu seyn, nicht verabsäumet. Ich habe dir für mein Theil keine Unehre gemachet. Siehe, wie ich die Sinnen, siehe, wie ich die anerbornen Begriffe gebraucht habe. Habe ich jemalen Beschwerde gegen dich geführt? Bin ich jemalen über eine Begebenheit unzufrieden gewesen, oder habe ich gewünschet, daß sie sich anderst eräuget hätte? Habe ich jemalen unterlassen, was meine Relationen erfoderten? Ich danke dir für meine Geburt, und allen Vorschub zu einem vernünftigen Leben. Ich habe, was du mir gegeben hast, gebraucht, so lang es dir gefiel, es mir zu lassen. Ich bin zufrieden. Empfange es zurüke, und ordne es nun anderwärts, wo es dir beliebt. Denn es war alles dein; du hast es mir gegeben.„ Ist es dir nicht genug, in solcher Gesinnung abzuscheiden? Kann ein besseres und glükseligeres Leben seyn, als das Leben eines Menschen, der so gesinnet ist? Und welcher Ausgang ist glükseliger, als der seinige? Wenn es aber so um einen stehen soll, so muß man sich nicht geringer Sachen bemächtigen, und nicht geringer Sachen entbehren. Es geht nicht an, daß du gern Bürgermeister

wärest, und dich zugleich in diesen Stand sezest: Du kannst nicht dein Landgut erweitern, und dir zugleich diese Güter erwerben; nicht auf eine Menge Bedienten, und zugleich auf die Verbesserung deines innern Zustandes trachten, sondern, wenn deine Wünsche auf fremde Dinge gehen, so kömmst du um deine eigenen. Die Natur der Sache bringt das mit sich. Es wird nichts ohne Mühe und Arbeit. Das soll dich nicht befremden. Wenn du gern Bürgermeister wärest, must du manche Nacht ungeschlafen seyn, viel Besuche machen, manche Hand küssen, vor mancher Thüre zu tode lang warten, vieles reden und thun, das einem Freyen übel ansteht, vielen Presente machen, und einigen alle Tage Hofessen schiken. Und was wird denn endlich daraus? Zwölf Bündel Stäbe trägt man vor dir her, du sizest drey oder viermal auf dem Thron, du giebst Schauspiele im Circus, und der ganzen Bürgerschaft eine grosse Mahlzeit. Oder zeige mir einer, was es mehrers, als das sey. Dafür hergegen, daß du Herr über deine Paßionen seyest, daß dein Gemüth nichts verunruhige, daß du jede Nacht ruhig schlafest, und jeden Morgen munter erwachest, daß du von keiner Forcht, von keiner Angst nichts wissest; dafür wolltest du nichts aufwenden, darüber keine Mühe haben? Du wolltest im Gegentheil, wenn du unter der Bestrebung nach diesen wichtigen Dingen, etwas verlierst, oder einige Unkosten vergeblich sind, oder ein andrer davon trägt, was dir hätte werden sollen, über solche Begebenheiten dich kränken? Willst du nicht gegen einander halten, was für Sachen du erlangest, und anstatt welcher Sachen du sie erlangest, von welchem

Werth

Werth jene, von welchem hingegen diese seyen, die du dafür einbüssest. Willst du, daß dich so grosse Sachen nichts kosten sollen? Wäre das wol möglich? Das sind Geschäfte von ganz unterschiedener Natur, die gar nichts mit einander gemein haben. Du kannst nicht die äussern Dinge, und deine vernünftige Seele, schlechterdings nicht, zugleich bearbeiten. Verlangst du jene, so seze diese hintan, sonst wirst du weder das eine noch das andere haben, und immer wird dich das eine in dem andern stören. Verlangst du aber dieses, so must du jene fahren lassen. Es wird Oel verschüttet werden, es werden Geschirre verloren gehen. Ich hingegen werde gesezten Gemüthes seyn. Das Haus wird in meiner Abwesenheit in Brand kommen, und meine Bücher werden im Rauch aufgehen. Ich hingegen werde die sinnlichen Vorstellungen der Natur gemäß brauchen. Aber ich werde nichts mehr zu essen haben. Wenn es mit meiner Armuth so weit kömmt, so ist Sterben mein Hafen. Der Tod ist doch der Hafen und die Zuflucht aller Menschen. Man darf sich derowegen über nichts, was in dem Leben vorfällt, beschweren. Du begiebst dich weg, so bald du willst, und denn macht dir der Rauch keine Ungelegenheit mehr. Warum sollte dir denn angst seyn? Was sollte dich ungeschlafen legen? Sagest du nicht geradezu, wenn du nur nachgedacht hast, woran dein Gut, und dein Uebel liegt? Beydes liegt an mir, jenes kann niemand nehmen, und eben so wenig kann mir jemand wider meinen Willen dieses zufügen? Warum streke ich mich denn nicht ganz bequem auf mein Lager, und schlafe ganz

fest?

fest? Meine Sachen sind in völliger Sicherheit. Für die fremden Sachen, da sehe der zu, der sie bekömmt, wie es ihm von dem, der Gewalt darüber hat, mag vergönnet seyn. Wer bin ich, daß ich haben wollte, es solle damit so oder anders seyn? Ist mir die Auswahl unter denselben überlassen? Bin ich zum Verwalter derselben bestellt? Mir genüget an den Dingen, worüber ich Gewalt habe. Diese muß ich in den allerschönsten Stand stellen. Die andern mag ich haben, wie es dem beliebt, der darüber Herr ist. Wird einer, der das vor Augen hat, auch noch eine schlaflose Nacht haben, sich auch auf seinem Bethe von einer Seite auf die andere werfen? Welche Wünsche könnten ihn beunruhigen? Wen könnte er betrauern? Einen Patroklus, einen Antilochus, einen Menelaus? Wenn hat er einen seiner Freunde für unsterblich gehalten? Wenn hat er nicht vor Augen gehabt, daß morgen oder übermorgen, entweder er selbst, oder einer von ihnen, sterben müsse? -- Freylich, aber ich habe doch allezeit gemeinet, er sollte mich überleben, und meinem Sohn sein Glük machen. -- Du wareſt hiemit ein Narr, und hast etwas gemeint, das allezeit ungewiß war. Warum klagst du denn nicht dich selbst an, sondern sizest da, und weinest wie ein kleines Kind? — Aber er besorgte meine Tafel. -- Ja, weil er lebte, Narr; izt aber kann er nicht mehr, sondern Automedon wird dieß Amt verwalten; und wenn Automedon stirbt, so wirst du wieder einen andern finden. Wenn der Kessel, worinn man dir das Fleisch siedet, zerbricht, must du alsdenn vor Hunger sterben, weil du den gewöhnli-

wöhnlichen Kessel nicht mehr hast? schikest du nicht hin, einen neuen einzukaufen? --

„ Nein, mir könnte, sagt er, kein grösseres Uebel begegnen. --

So ist dir das ein Uebel? Und anstatt demselben abzuhelfen, verweisest du lieber deiner Mutter, daß sie dir es nicht vorher gesagt hat, damit du auch von derselben Zeit an dein Leben in Schmerz und Jammer hättest zubringen mögen? Was dünket euch? Meinet ihr nicht, Homer habe dieses mit Fleiß erdichtet, um uns in einem Beyspiele sehen zu lassen, daß die vom besten Adel, die allerstärksten, die allerreichsten, die allerschönsten, wenn sie keine richtigen Begriffe haben, sehr leicht die allerelendesten und unglükhaftesten seyn können.

Eilfte Rede.

Von der Reinlichkeit.

Es giebt Leute, die es in Zweifel ziehen, daß das Gesellige ein wesentliches Stük von der Natur des Menschen sey; und doch zweifeln hergegen, däucht mir, eben dieselben Leute nicht, daß die Reinlichkeit allerdings eine Eigenschaft unsrer Natur sey, und wenn sie irgend etwas von der Natur der andern Thiere unterscheide, so sey es gewiß auch diese. Darum hält man sich darüber auf, wenn man ordentlich ein Thier sich säubern sieht, und sagt, es thut wie ein Mensch: und so auch, wenn jemand auf ein Thier schilt, pflegt

man, als zur Vertheidigung desselben, zu sagen: Es ist eben kein Mensch. Wir halten hiemit die Reinlichkeit für einen Vorzug des Menschen, den er ursprünglich und geradezu von den Göttern habe. Denn da diese von Natur rein und lauter sind, so haben auch die Menschen, in so ferne sie durch die Vernunft mit den Göttern verwandt sind, in so weit einen Trieb, die Reinlichkeit und Lauterkeit zu behaupten. Da es aber schlechterdings unmöglich ist, daß ihre Substanz, die einen solchen Zusaz von Materie bekommen hat, durchaus rein sey, so bemühet sich der Mensch vermittelst seiner Vernunft, seine Substanz wenigstens so rein zu machen, als sie es fähig ist. Die erste und vornehmste Reinigkeit so wol als Unreinigkeit, ist hiemit an der Seele. Die Unreinigkeit der Seele fällt nicht so leicht wie die leibliche, ins Auge. Jedoch forsche man nur ein wenig nach, so wird man bald finden, was das sey, wodurch die Seele zu ihren Wirkungen unrein wird. Ihre Wirkungen sind, einen Trieb oder eine Abneigung fassen, begehren, verabscheuen, Anstalten zu etwas machen, etwas ausführen, Beyfall zu etwas geben. Was ist nun dasjenige, welches die Seele zu diesen ihren Verrichtungen unsauber und unrein mache? Nichts anders, als verkehrte Urtheile. Die Unreinigkeit der Seele bestehet hiemit in falschen Begriffen, und wenn ihr hingegen richtige Begriffe beygebracht werden, so wird sie gereiniget, und eine reine Seele ist diejenige, welche richtige Begriffe hat. Denn nur allein eine solche macht ihre Geschäfte ohne Vermengung und ohne Beflekung. Man muß aber auch in Ansehung des Leibes

bes auf etwas diesem ähnliches, so weit er dessen fähig ist, Fleiß und Kunst anwenden. Es war eine Unmöglichkeit, daß dem Menschen, dessen Säfte so gemischet sind, wie sie sind, kein Roz fliesse. Deswegen hat ihm die Natur Hände gegeben, und die Nasenlöcher zu Canälen gemachet, damit er sich dieses Schleims entledigen könnte. Wenn ihn denn einer einschnaubt oder einschlürft, so sage ich, er thüe etwas, das wider des Menschen Natur sey. Es war eine Unmöglichkeit daß die Füsse nicht kotigt und besudelt würden, da sie solche Wege zu betreten haben. Darum hat uns die Natur mit Wasser und Händen versehen. Es war eine Unmöglichkeit, daß sich nichts unsaubers vom Essen an den Zähnen samle. Darum heißt uns die Natur die Zähne abspühlen. Warum? Damit wir Menschen, nicht Wölfe, nicht Schweine, seyen. Es war eine Unmöglichkeit, daß nicht von dem Schweisse, von dem anliegenden Gewande etwas unsauberes, etwas das Reinigung erheischte, an dem Leibe zurükbliebe. Dafür haben wir Wasser, Oel, Hände, Leinwand, Schwämme, Salpeter, und was des Geräthes mehr ist, alle solche Unsauberkeit wegzubringen. Das wolltest du unterlassen? Es feget doch ein Schmied den Rost von seinem Eisen, und hat eigene Werkzeuge hiezu in Bereitschaft, und du selbst, wenn du nicht alle Reinlichkeit und Säuberlichkeit verloren hast, lassest, so oft du essen willst, die Schüssel waschen; und du wolltest deinen Leib nicht waschen und rein machen? -- Wofür aber das? -- Erstens, damit du thuest, was Menschen geziemt: Demnach, daß du denen, die zu dir

kommen, nicht beschwerlich seyest. Das bist du einigermassen, obwol du es nicht wahrnimmst. Oder meinest du, es stehe dir an, von übelm Geruche zu seyn? Gesezt, du findest nichts unanständiges darinn, werden denn, die so bey dir sizen, neben dir speisen, oder dich umarmen, auch so denken? Geh entweder in eine Einöde, wo du am besten wäreſt, oder lebe sonst abgesondert, und habe deinen Geruch für dich allein. Denn es ist billig, daß du deine Unsauberkeit allein geniessest. Da du hingegen in einer Stadt bist, wirst du es schwerlich entschuldigen können, wenn du dich so nachläßig und unbescheiden aufführest. Würdest du wol, wenn dir die Natur ein Pferd übergeben hätte, dasselbe aus der Acht lassen, und vernachläßigen. So laß dir nun seyn, dein Leib sey dir, wie ein Pferd, anvertraut worden. Wasche ihn, trökne ihn, mache, daß niemand Ekel oder Abscheu davon haben dürfe. Wem ekelt aber vor einem garstigen, stinkenden, leimfärbigten Menschen nicht noch mehr, als vor einem, der mit Koth beschmieret ist? Der üble Geruch des leztern ist nur von aussen, und liegt ihm nur auf der Haut: des erstern aber kömmt daher, daß er sich innerlich keinen Rath anthut, und gleichsam innwendig faul ist. -- Aber Socrates badete sich auch selten. -- Er hatte indeß einen glänzendreinen Leib, von so lieblicher und angenehmer Farbe, daß er auch bey den feinsten und adelichsten Herren wol gelitten war, und daß man bey Mahlzeiten lieber ihm, als den allerschönsten Männern zur Seite saß. Er hätte sich, wenn er hätte wollen, gar niemalen weder baden noch waschen dürfen.

dürfen. Doch war es, so selten er es that, von so grosser Wirkung. Bade dich also auch nur selten, und wenn du nicht willst in warmem, so sey es in kaltem Wasser. -- Aber Aristophanes sagt doch:

Barfüsser, leimenfärbigte Gesichter.

- - Das ist eine Kleinigkeit. Er sagt Ja auch von ihm, er gehe in den Lüften, und stehle Kleider auf dem Kampfboden. Indeß bezeugen alle die von Socrates geschrieben haben, ganz das Gegentheil, daß man ihn mit Lust nicht nur gehört, sondern auch beschauet habe. So liest man auch das gleiche von Diogenes. Denn unser Cörper darf gar nicht so aussehen, daß er die Leute von der Philosophie abschrekte, sondern wir müssen, wie in der ganzen übrigen Aufführung, so auch in der Pflege des Leibes, lauter Proben eines frohen und ruhigen Gemüthes sehen lassen. „Sehet, ihr Menschen, ich habe nichts, und es mangelt mir doch nichts. Sehet, wie ich, obwol ohne Haus, ohne Bürgerrecht, ein Landesverwiesener, wenn ihr wollet, doch ein ruhigers und glüklicheres Leben führe, als alle Reichen und Bürger der besten Städte. Schauet meinen Leib an, sehet, er verschlimmert sich unter der rauhen Lebensart nicht. „Wenn mir das einer sagte, der in dem Aufzuge, und in der Mine, einem zum Tode verurtheilten glieche, so würde mich gewiß kein Gott überreden, daß ich ein Anhänger einer Philosophie werde, die solche Leute machet. Nein, ich bedankte mich, und wenn ich auch ein Meister in derselben werden könnte. Ich will

wahrhaftig viel lieber, daß ein junger Mensch, in seinem ersten Triebe zur Philosophie ganz aufgeputzt und gekräuselt, als garstig und in straubigtem Haare zu mir komme. Denn so sähe ich, daß er sich doch auch ein Bild von dem Schönen machet, daß doch auch ein Hang nach dem Anständigen bey ihm ist; er wendet doch Fleiß und Kunst auf dasjenige, worinn nach seiner Vorstellung das Schöne und Anständige bestehet. Man darf ihn nur zurechte weisen, und ihm sagen: Jüngling, du suchest das Schöne, und das ist recht. Laß dir also sagen, daß dasselbe da wächst, wo du die Vernunft hast. Suche es da, wo du das Wollen und Nichtwollen, die Triebe, die Begierden und Verabscheuungen hast. Denn das sind Vorzüge deiner Natur. Dein Leib hingegen ist an und vor sich selbst nichts als Leimen. Warum machest du dir so vergebene Arbeit mit ihm? Du wirst es, wenn dich auch anders nichts dessen belehren könnte, mit der Zeit wol selbst erfahren, daß er nichts ist. Kömmt mir hergegen ein kothigter, garstiger Kerl, mit einem Bart bis an die Knie, was kann ich dem sagen? Durch was für ein Gleichnis könnte ich reizen? Befleißt er sich auf etwas, das dem Schönen gliche, so daß ich ihn davon auf dieß hinüberführen und sagen könnte: Das Schöne ist nicht da, sondern da. Willst du, daß ich ihm sage: Das Schöne besteht nicht darinn, daß man kothigt sey, sondern daß man Vernunft zeige? Es ist ihm ja gar nichts um das Schöne zu thun; er hat ja nur nicht den mindesten Schein desselben an sich. Geh und raisonniere mit einem Schweine, daß es sich nicht im

Schlamme

Schlamme wälze. Polemon ward durch Xenokrates Reden darum gerührt, weil er ein Jüngling war, der das Schöne liebte. Die Bestrebung nach dem Schönen war schon bey ihm entbrannt, als er zu dem Philosophen kam; nur suchte er dasselbe noch am unrechten Orte. Selbst diejenigen Thiere, die gern um die Menschen sind, hat ja die Natur nicht unsäuberlich gemachet. Wälzet sich ein Pferd, oder ein Hund von guter Art im Kothe? Nein, sondern ein Schwein, und stinkende Gänse und Würmer, und Spinnen; nur solche Thiere thun es, die von der Gesellschaft des Menschen am weitesten entfernt sind. Wolltest denn du, der du ein Mensch bist, dich nicht einmal wie ein Thier, das sich zu den Menschen gesellet, betragen? Willst du lieber ein Wurm oder eine Spinne seyn? Willst du dich nicht etwan auch einmal da oder dort, nach Belieben baden? Willst du dich nicht abwaschen? Willst du nicht rein und sauber unter die Leute gehen, damit du der Gesellschaft angenehm seyest? Wolltest du wol so vollen Rozes und Speichels, wie du bist, so gar mit uns in die Tempel gehen, wo es ein Verbrechen ist, auszuspüken, oder auch nur sich zu schneuzen?

Wie? Sollte ich mich denn nach der Kunst aufputzen? -- Gar nicht. Du sollst nur rein und schön halten, was uns die Natur heißt, die Vernunft, die Urtheile, die Handlungen; den Leib aber nur so weit, daß er keinen Ekel erweke. Wenn man dir sagt, man müsse sich nicht in Purpur kleiden, must du deswegen einen mit Koth

beschmierten oder zerlumpten Mantel tragen? -- Aber woher bekomme ich einen schönen Mantel? -- Mensch, du hast Wasser, geh und wasche ihn. Das wäre doch ein liebenswürdiger Jüngling, (der hierüber viel Erinnerens bedürfte.) Das wäre doch ein Greis, dem es wol anstühnde zu lieben, und der viel Gegenliebe verdiente, (welcher sich aus aller Unfläterey nichts machte!) Dem möchte wol ein jeder seinen Sohn in die Unterweisung schiken! Dem möchten junge Knaben und Töchtern zulaufen, daß er ihnen vielleicht etwa gar auf einem Misthaufen Lectionen hielte! Pfuy! Eine jede Ausschweifung geht schon von der menschlichen Natur ab. Diese aber wäre eine solche, wobey die Menschlichkeit fast ganz verschwunden wäre.

Zwölfte Rede.

Von der Achtsamkeit auf sich selbst.

Wenn du für eine kleine Zeit die Achtsamkeit auf dich selbst fahren lassest, so bilde dir nicht ein, daß du dieselbe, so bald du nur willst, wieder haben könnest; sondern denke immer daran, daß du wegen des Fehlers, den du dir heute nachsiehest, nothwendiger Weise auch für das Künftige in deinem Verhalten schlechter und nachläßiger seyn werdest. Für das erste pflanzt sich die allerleidigste Gewohnheit, dich nicht in acht zu nehmen. Hiernächst eine Gewohnheit, die Achtsamkeit aufzuschieben. Es wird zur Gewohnheit, daß man es immer

mer weiter und noch weiter hinaussezt, glükselig zu seyn, anständig und ehrbar zu handeln, sich der Natur gemäß zu verhalten. Wäre es zuträglich, die Achtsamkeit aufzuschieben, so würde es noch zuträglicher seyn, sich derselben gänzlich abzuthun: Ist es aber nicht zuträglich, warum bleibst du nicht lieber immerfort achtsam auf dein Verhalten? -- Ich will heute spielen. -- Wie? Gehört denn nicht auch dazu eine Aufmerksamkeit? -- Ich will singen. -- Und warum nicht auch das mit Aufmerksamkeit? Ist denn wol irgend eine Rolle des Lebens davon befreyet? Ist eine einzige, wobey die Achtsamkeit nichts zu schaffen hätte? Würdest du irgend eine Unachtsamkeit besser, und mit Achtsamkeit schlechter spielen? Zeige mir eines unter den Geschäften des Lebens, das besser von denen verrichtet werde, die unachtsam sind. Baut der Baumeister fleißiger, wenn er nicht Achtung giebt? Führt der unachtsame Steuermann das Schiff sichrer? Oder kömmt auch von kleinern Werken eines durch Unachtsamkeit vollkommener heraus? Merkest du nicht, daß, wenn du einmal den Verstand lässest spazieren gehen, es nicht mehr bey dir steht, ihn zurükzurufen, ihn auf das Geziemende oder auf das Ehrbare oder auf die Ordnung zurichten; sondern alles thust, was dir einfällt, und lediglich deinen Neigungen folgest?

Worauf soll ich denn Acht haben? -- Allerfoderst auf jene allgemeine Grundsäze. Die must du immer an der Hand haben, und ohne dieselben nicht einschlafen, nicht erwachen, nicht essen, nicht trinken, nicht conversieren: ohne die Grundsäze,

sage ich: Es ist kein Mensch Herr über des andern Willen. Nur allein an der Beschaffenheit des Willens liegt das Gute und das Uebel. Es ist demnach niemand Herr, mir Gutes zu verschaffen, oder Uebel zuzufügen, sondern nur ich allein habe solche Macht über mich. Halte ich nun einmal fest auf diesen Grundsäzen, wie könnten mich denn äussere Dinge noch verunruhigen? Welcher Tyrann, welche Krankheit, welche Armuth, welcher Anstoß könnte mir noch fürchterlich seyn? -- Aber ich gefalle dem Herrn N. gar nicht. -- Ist denn dieser Herr meine Handlung? Ist er mein Urtheil? -- Nein. -- Was liegt mir denn daran? -- Aber er steht doch in einiger Achtung. -- Da mag er zusehen, und diejenigen, die ihn für etwas halten. Ich habe schon meinen Herrn, dem ich gefallen, dem ich unterthänig, dem ich gehorsam seyn muß, Gott nemlich, und denen, die nächst Gott sind. Der hat mich mir selbst empfohlen, und hat meinen freyen Willen mir allein unterworfen, nachdem er mir zu dem rechten Gebrauch desselben Grundregeln gegeben hat. Wenn ich diesen in meinen Schlüssen richtig folge, so kehre ich mich im geringsten nichts an die, so etwas anders sagen. Der Trugschlüsse halber bin ich ausser allem Kummer. Warum verdrießt es mich denn, wenn man mich in grossern Sachen tadelt? Woher kömmts, daß mir dieß Unruhe machet? Nur daher, daß ich in diesem Capitel noch ungeübet bin. Denn eine jede Wissenschaft sezt uns in Stand, die Unwissenheit, und die Unwissenden in derselben zu verachten: ja nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die

Künste

Künste haben das. Laß einen Schuster, laß einen Zimmermann kommen, welchen du willst; er wird nur lachen über die Urtheile deren, die seine Arbeit nicht verstehen. Man muß hiemit für das erste diese Grundsäze bey der Hand haben, und nichts ohne dieselben thun, sondern die Seele muß einzig auf diesen Zwek hinzielen, und nach keinem äussern nach keinem fremden Dingen streben, sondern so, wie es der, in dessen Macht alle Dinge stehen, geboten hat, durchaus nach denen Dingen streben, die von unserm freyen Willen abhangen, nach den übrigen nur so weit, als es uns vergönnet ist.

Für das Zweyte müssen wir bedenken, wer wir seyen, und was unsere Benennung sey, und uns bemühen, nach der Natur der Beziehungen, die Pflichten abzumessen, und daraus zu beurtheilen, wenn es z. Ex. sich schike zu singen, wenn es sich schike zu spielen, in wessen Gegenwart es sich thun lasse; was sich bey izigen Umständen nicht schiken würde; ob die Gesellschaft uns, oder ob wir sie verachten würden; wenn es sich spotten lasse, wen man etwa auslachen dürfte; worinn und gegen wen man etwa Gefälligkeit haben, und wie man bey der Gefälligkeit zugleich seinen Character bewahren könnte. Gehest du in irgend einem dieser Stüke von dem geraden Wege der Schiklichkeit und Ordnung ab, so ist sogleich Schaden für dich vorhanden; ein Schaden, der nicht von aussen herrührt, sondern aus der Handlung selbst erwächst. --

Wie? Ist es denn möglich, sich schon vor allen Fehlern sicher zu stellen?

Das ist unmöglich, aber so viel ist doch möglich, daß man immerfort dahin abziele, keinen Fehler zu begehen.

begehen. Denn es ist doch schon etwas erwünschtes, wenn wir dadurch, daß wir in unserer Aufmerksamkeit niemal nachlassen, uns auch nur über einige Fehler wegsezen. Wenn du hergegen izt sagst: Von dem morndrigen Tag an will ich achtsam seyn; so sollst du wissen, daß das so viel gesagt ist, als: Heute will ich noch schamlos, unbesonnen, niederträchtig seyn; es soll noch in andrer Gewalt stehen, mir Betrübnis zuzustatten; heute will ich noch zornig werden, noch neidisch seyn. Schau, wie grosse Uebel du dir selbst gestattest.

Aber Morgen ist denn alles gut.

Wie viel besser ists, es sey heute schon. Wenn es dir morgen Nuzen bringt, so bringt es dir heute noch viel mehr, nemlich, daß du denn auch morgen aufmerksam seyn könnest, und es nicht etwa wieder bis übermorgen aufschiebest.

Dreyzehnte Rede.

An diejenigen, die ihre Geheimnissen leicht ausschwazen.

Wenn uns bedünkt, es habe jemand offenherzig von seinen Sachen mit uns geredet, so reizt uns das nicht wenig an, ihm hinwieder unsere Geheimnisse zu vertrauen, und wir halten diese Erwiederung für Offenherzigkeit, oder ehrliche Einfalt. Denn einmal däucht es uns etwas unbilliges zu seyn, daß wir des andern Umstände und Anliegen sollten vernommen haben, und ihm dagegen nichts von den unsrigen anvertrauen. Für das andre, denken wir, man werde uns nicht für Leute von

edler

edler Einfalt ansehen, wenn wir unsere Sachen verschweigen. Es begegnet wirklich oft, daß wir den Verweis hören müssen: Ich habe dir alle meine Sachen erzählt, und du verbirgst mir die deinigen recht sorgfältig. Ist das auch Manier? Ueberdas glaubt man, es sey dem sicher etwas anzuvertrauen, der uns allbereits seine Geheimnisse vertrauet hat; und es dünkt uns ganz wahrscheinlich, er werde unsere Sachen wol nicht ausschwazen, aus Beysorge, wir möchten etwa die seinigen auch ausbringen. Allein so werden die unvorsichtigen Leute in Rom von den Soldaten berüket. Es sizt ein Soldat in einen gemeinen Bürger verkleidet neben dich hin, und hebt an, auf den Cäsar zu schelten. Weil er den Anfang des Scheltens gemachet hat, siehst du das für ein Pfand an, daß du dem Mann trauen dürfest, und sagst auch kek alles heraus, was du denkest. Denn führt man dich gebunden und gefangen hinweg. So geht es uns insgemein. Kann ich aber, so wie jener seine Geheimnissen mir sicher anvertrauet hat, die meinigen auch einem jeden vertrauen? Ich halte geheim, was ich gehört habe, wenn ich ein ehrlicher Mann bin. Dieser hingegen ist kaum von mir weggegangen, so erzählt er schon überall, was ich ihm im Vertrauen gesagt habe. Werde ich es denn inne, daß er es so gemachet hat, und bin ich seines gleichen, so bringe ich, um mich zu rächen, gleichfalls unter die Leute, was ich von seinen Geheimnissen weiß: ich stifte andern, und andere mir Händel. Wenn ich aber betrachte, daß der Mensch nicht von andern Menschen geschädigt wird, sondern, daß einem jeden seine eigenen Handlungen schaden oder nüzen,

so

so halte ich steif darüber, daß ich das nicht thue, was mir der gethan hat, der ein Verräther an mir worden ist. Was ich indeß leide, muß ich für die Strafe meines Plauderns nehmen. -- Aber es ist eine Unbilligkeit, wenn du dem, der dir seine Geheimnissen eröfnet hat, die deinigen nicht hinwieder anvertraueſt. -- Habe ich dich gebeten, Mensch, daß du mir deine Geheimnissen sageſt? Haſt du mir dieselben auf die Bedingungen entdeket, daß du alsdenn hinwieder die meinigen vernehmeſt? Wenn du ein Schwäzer biſt, und alle Leute, die du antrifſt, für Freunde anſieheſt, sollte ich drum auch so seyn? Wie? wenn du mir deine Sache sicher haſt anvertrauen können, und er hingegen unsicher ist, dir etwas anzuvertrauen? Meineſt du, ich sollte unvorsichtig drein fahren? Wie, wenn ich ein wolgebundenes Faß hätte, und du hingegen ein lekes, und du kämeſt und übergäbeſt mir deinen Wein, daß ich denselben in mein Faß lege, und wollteſt hernach an mich zürnen, daß ich dir meinen Wein nicht auch anvertraue, da du doch ein lekes Faß haſt? Kannſt du das billig finden? Du vertrauſt deine Sache einem Manne von Ehre und Treue, der keinen andern Schaden oder Nuzen kennt, als den, der aus seinen eigenen Handlungen erwächst, und der sich aus den äuſſern Dingen nichts machet. Du foderſt hergegen, daß ich meine Sache dir anvertraue, einem Mann, der seinen freyen Willen in keinen Ehren hält, der nur ein einträgliches Amt, oder eine Landvogtey, oder eine hohe Stelle bey Hofe zu erlangen wünscht, solltest du auch darüber, wie Medea, deine eigenen Kinder ermorden. Kanſt du das mit einiger Billigkeit von mir fodern? Zeige

mir

mir nur, daß du ein Mann von Ehre und Treue und Beständigkeit seyest; zeige mir, daß du Grundsäze wahrer Freundschaft habest; zeige mir, daß dein Geschirr nicht löcherigt sey, so sollst du sehen, daß ich nicht warten werde, bis du mir deine Sachen vertraueſt, sondern ich werde zuerst kommen, und dich bitten, daß du meine Sachen hören wolleſt. Denn, wer wollte nicht gern ein gutes Geschirr brauchen? Wer verachtet einen wolgesinneten und treuen Rathgeber? Wer wollte nicht herzlich froh seyn über einen Mann, der an unsern schweren Umständen Theil nimmt, und durch solche Theilnehmung unsere Last erleichtert? -- Recht, aber ich bin vertraulich gegen dir, und das du bist gegen mir nicht. -- Darauf antworte ich dir: Erstens bist auch du nicht vertraulich, sondern du bist schwazhaft, und kannst um deßwillen nichts bey dir selbst behalten: Oder wenn du vertraulich bist, so vertraue die Sachen mir allein. Dahingegen sizest du zu jedem Müßiggänger, den du antrifft, und sagst zu ihm: Bruder, ich habe keinen redlichern, keinen treuern Freund, als dich; ich bitte dich, höre mich ein wenig an, wie meine Sachen stehen. Und auf diese Weise redest du Leute an, die du noch gar nicht kenneſt. Wenn du aber auch vertraulich gegen mir wäreſt, so wäreſt du es gewiß darum, daß du mich als einen Mann von Ehre und Treue, kennteſt, nicht weil ich dir meine Sachen offenbare. Erlaube mir also, daß ich hierüber auf gleiche Weise denke. Oder zeige mir, daß einer, der einem andern seinen Zustand offenbart, schon dadurch ein Mann von Ehre und Treue sey. Wenn das wäre, so wollte ich herumlaufen, und allen Menschen meine

Sachen

Sachen erzählen, wenn ich denn deswegen schon ein Mann von Ehre und Treue wäre. Allein das ist nicht von solchem Belange, sondern es gehören Grundsäze, und zwar nicht alltägliche, dazu. Wenn du hiemit siehest, daß einer nur nach denen Dingen trachtet, die nicht von seinem freyen Willen abhangen, und daß sein Gemüth ein Sclave von denselben ist, so glaube sicher, daß ein solcher Mensch tausend Herren habe, die ihn zwingen, und ihm verwehren können. Es braucht eben kein Pech noch Folterrad, aus ihm herauszubringen, was er weiß; sondern etwan ein Wink eines Kammermädchens, ein gutes Wort eines Cäsarianers, ein Gelust nach einer Ehrenstelle, nach einer Erbschaft, und hundert andere dergleichen Dinge können ihn schon schwazen machen. Man muß hiemit überhaupt behalten, daß niemandem, als solchen Leuten, die Treue und Grundsäze haben, Geheimnisse zu vertrauen sind. Wo findet man aber die heut zu Tage so leicht? Oder zeige man mir den Mann, der so gesinnet sey, daß es immer bey ihm hejsse: Ich bekümmere mich nur um meine Sachen, nur um die Dinge, die man mir nicht verwehren kann, die ihrer Natur nach frey sind. Nur in diesen finde ich das Wesen des Guten. In andern Dingen mag es gehen, wie das Schikfal will: Es gilt mir gleich.

Epictets Handbuch.

Erster Abschnitt.

Der wichtigste Unterschied der Dinge ist dieser, daß die einen in unsrer Gewalt stehen, die andern nicht. In die erstere Classe gehören Urtheil, Trieb, Begierde, Abscheu, mit einem Worte alles, was unsere Wirkung ist. In die leztere Classe aber gehöret, der Leib, die Habschaft, der Ruf, die Würden; kurz alles, was nicht unsere Wirkung ist. Die Dinge, so in unserer Gewalt stehen, sind ihrer Natur nach frey, können nicht verwehrt noch verhintert werden. Die hergegen, so nicht in unserer Gewalt stehen, sind einer ohnmächtigen und knechtischen Natur, können verwehret werden, und gehören einem andern zu. Behalte derowegen, daß du, so oft du Dinge, die von knechtischer Natur sind, für frey, und die, so andern angehören, für eigentümlich hältst, in Hinternissen, in Klagen, in Unruhen gerathen, und gegen Gott und Menschen Beschwer-

den führen wirst. So oft du hergegen nur das, was dein ist, für dein ansiehest, was hingegen andern angehört, für das, was es ist, für etwas fremdes oder andern zustehendes; so wird dich kein Mensch niemal zwingen, kein Mensch dir verwehren, du wirst gegen niemand Beschwerde führen, niemanden anklagen, wirst nichts wider deinen Willen thun, es wird dir niemand Schaden zufügen, du wirst keinen Feind haben; denn es wird dir von niemanden etwas begegnen können, das dir schädlich wäre.

Wenn du nun nach so grossen Dingen strebest, so gedenke, daß du dich nicht mit einem mittelmäßigen Eifer damit abgeben darfst, sondern, daß du einige Sachen gänzlich must fahren lassen, andere noch zur Zeit aufschieben. Wolltest du jene Dinge, Würden und Reichtümer noch dazu haben, so würdest du vielleicht auch nur die nicht erlangen, weil du zugleich nach den erstern strebest: Ganz gewiß aber würdest du diese verfehlen, durch welche allein Glükseligkeit und Freyheit zu erhalten sind.

Lerne über eine jede rauhe Vorstellung sagen: Du bist Vorstellung, und nicht die Sache selbst, die ich mir vorstellen will. Hernach prüfe sie nach den Grundregeln, die du hast; allerfoderst, und am meisten nach dieser, ob es eine Vorstellung von einem Dinge sey, das in unsrer Gewalt oder von einem, das nicht in unsrer Gewalt steht. Ist sie von der leztern Classe, so sey mit dem Urtheil gefaßt: Das Ding geht mich hiemit nichts an.

Zweeter

Zweeter Abschnitt.

Behalte, daß uns die Begierde verspricht, wir sollen erhalten, was wir begehren, der Abscheu hergegen, es soll uns nicht wiederfahren, was wir verabscheuen; und daß der unglüklich ist, der nicht erhält, was er begehrt, und der übel daran ist, dem wiederfährt, wogegen er Abscheu hat. Wenn du also nur solche Sachen verabscheuest, die ihrer Natur nach in deiner Gewalt stehen, so wird dir nichts wiederfahren können, das du verabscheuest. Wenn du hergegen Krankheit oder Tod oder Armuth verabscheuest, so wirst du Widerwärtigkeit erfahren. Gestatte dir derowegen keinen Abscheu gegen Dinge, die von Natur nicht in deiner Gewalt sind, sondern laß ihn nur gegen solche walten, die von Natur in deiner Gewalt sind. Der Begierde entschlage dich noch zur Zeit gänzlich. Denn wenn du etwas begehrtest, was nicht in deiner Gewalt stühnde, so müßtest du nothwendiger Weise unglüklich seyn: Und was die Dinge betrift die in unsrer Gewalt sind, so hast du vorizo die Einsicht noch nicht, in wie weit es tugendhaft sey, dieselben zu verlangen. Nur Triebe und Abneigungen magst du haben, jedoch nur sachte mit Bedingung, und gemäßigt.

Dritter Abschnitt.

Bey jedem Ding, das dich belustiget, oder dir Dienste leistet, oder davon du Liebhaber bist, frage dich allemal: Von welcher Natur und Beschaf-

fenheit ist es? und fange das bey dem geringsten an. Ist dir ein Krug lieb, so sage dir selbst, das liebe Ding sey ein Krug. Denn so wird es dich nicht verunruhigen, wenn er zerbricht. Wenn du dein Söhnchen oder dein Weib küssest, so sage dir, du küssest einen Menschen. Denn so wird es dich nicht verunruhigen, wenn er stirbt.

Vierter Abschnitt.

Wenn du dich mit einem Geschäfte abgeben willst, so erinnere dich, von welcher Natur und Beschaffenheit dasselbe sey. Willst du in ein Bad gehen, so stelle dir vor, wie es in einem Badhause zugehe, daß die einen davon eilen, andere sich zudrängen, andere mit Scheltworten ausfahren, andere stehlen. Du wirst dich mit dem Geschäfte sicherer abgeben, wenn du dir gerade anfangs darüber sagst: Baden ists, was ich verlange, und dabey will ich mich in Acht nehmen, daß sich mein freyer Wille der Natur der Dinge gemäß verhalte. Und so denn auch bey jedem andern Geschäfte. Davon wirst du den Vortheil haben, daß dir, wenn eine Hinterniß gegen dein Baden aufstößt, so gleich der Gedanke gegenwärtig ist; ich wollte ja nicht schlechterdings nur baden, sondern ebensowol mich in Acht nehmen, daß sich mein freyer Wille der Natur der Dinge gemäß verhalte. Ich würde mich aber hierüber schlecht in Acht nehmen, wenn ich über Zufälle ungehalten seyn wollte.

Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Nicht die Sachen, sondern die Urtheile und Meinungen von den Sachen, verunruhigen die Menschen. Der Tod ist z. Er. nichts erschreckliches; sonst wäre er auch dem Socrates so vorgekommen; sondern das Urtheil von dem Tode, daß er etwas erschreckliches sey, das ist das Erschreckliche. So oft wir also verhindert, oder verunruhiget, oder betrübet werden; so laßt uns niemal andern, sondern allezeit uns selbst, das ist unsern Meinungen oder Urtheilen, Schuld geben. Einem Menschen, der keine Philosophie hat, steht es zu, andere anzuklagen, wo er selbst schlecht gehandelt hat. Einem, der angefangen hat, Philosophie studieren, steht es zu, in solchem Falle nur sich selbst anzuklagen; und wer Philosophie studiert hat, sollte niemal weder andere noch sich selbst anzuklagen haben.

Sechster Abschnitt.

Erhebe dich mit keinem Vorzuge, der nicht dein eigen ist. Wenn sich das Pferd erhübe und sagte: Ich bin schön, so wäre das noch erträglich. Wenn du hingegen dich erhebst, und sagst, ich habe ein schönes Pferd, so sollst du wissen, daß du dich mit der Schönheit des Pferdes erhebest. Was ist denn dein? Der Gebrauch der Vorstellungen. Wenn du dich hiemit in dem Gebrauche der Vorstellungen der Natur gemäß verhältst, so magst du dich damit erheben. Denn so erhebst du dich mit einem Gute, das dein eigen ist.

Siebenter Abschnitt.

Gleichwie es auf einer Seereise, wo man etwan landete, und du ausstiegest, sich mit frischem Wasser zu versehen, noch wol angienge, daß du so im Vorbeygang auch ein Müschelgen, oder eine hübsche Zwiebel aufhübest, indeß aber doch deine Gedanken auf das Schiff gespannet halten, und beständig Acht haben müßtest, ob der Steuermann rufe, damit du sogleich auf den Ruf jenes alles liegen lassest, und man dich nicht gebunden, wie Schaafe, in das Schiff hineinschleppen müsse: Also, wenn dir anstatt der Muschel, oder der Zwiebel in dem Leben ein artiges Weib, ein allerliebstes Söhnchen zu Theil wird, so wird dir erlaubt seyn, dich daran zu ergözen. Aber wenn der Steuermann ruft, so lauf zu dem Schiffe, und laß jenes alles fahren, und bekümmere dich nichts mehr darum. Bist du allbereits ein Greis, so begieb dich auch nicht mehr weit von dem Schiffe weg, damit du auf jeden Ruf sogleich daseyest.

Achter Abschnitt.

Verlange nicht, daß sich die Begegnissen zutragen, wie du es gerne hättest, sondern laß dir gefallen, daß sie sich zutragen, wie sie sich zutragen, so wird es dir immer nach Wunsche gehen.

Neunter Abschnitt.

Eine Krankheit ist eine Hinternis des Körpers, aber nicht des freyen Willens; es sey denn, daß er

sie

sie selbst dazu macht. Das Hinken ist eine Hinternis des Fusses, aber nicht des freyen Willens. Und so sage das über jeden Zufall. Denn du wirst allemal finden, daß er nicht dir, sondern etwas anderm eine Hinternis ist.

Zehnter Abschnitt.

Bey einem jeden Zufall gieb sogleich Achtung auf dich selbst, und forsche nach, was für ein Vermögen du zum Gebrauche desselben habest. Siehest du eine schöne Person, so wirst du ein Vermögen finden, das hieher gehöret, die Enthaltsamkeit. Wenn dir eine schwere Arbeit auf den Hals kömmt, so wirst du die Beharrlichkeit dienlich finden. Wenn dir Schimpf und Schmach begegnet, so wird dir Geduld zu statten kommen. Wenn du dich an diese Denkensart gewöhnest, werden dich die sinnlichen Vorstellungen nie hinreissen.

Eilfter Abschnitt.

Sage niemal von keiner Sache, ich habe sie verloren, sondern ich habe sie zurükgegeben. Ist dir dein Söhnchen gestorben, so ist es zurükgegeben. Ist dir dein Weib gestorben, so ist es zurükgegeben. Ist dir dein Landgut genommen worden, so ist hiemit auch das zurükgegeben worden. Aber der ist doch ein böser Mensch, der es mir genommen hat. Was liegt dir daran, durch wen es der, so dirs gegeben, wieder abgefodert habe? so lange er es dir aber vergönnet, so trage Sorge dazu, als

zu einer Sache, die einem andern angehört, wie Reisende zu der Herberg.

Zwölfter Abschnitt.

Wenn du in der Philosophie gute Schritte machen willst, so entschlage dich folgender Gedanken: Ich werde in Hunger und Mangel gerathen, wenn ich nicht zu meinen Mitteln Sorge trage. Der Junge wird ein Bösewicht werden, wenn ich ihn nicht abstrafe. Denn es ist besser von Kummer und Furcht befreyet, verhungern, als mit unruhigem Herzen in grösstem Ueberflusse leben: Besser, der Junge werde ein Bösewicht, als du unglükselig. Fange derowegen dieß bey Kleinigkeiten an. Wird dir Oel verschüttet, wird dir Wein gestohlen, so sage darüber: Um diesen Preis erlangt man ein gesetztes Gemüth, ein geruhiges Herz. Umsonst kriegt man nichts. Rufst du deinem Junge, so denke daran, es sey möglich, daß er nicht erscheine, oder wenn er erscheint, nicht ausrichte, was du haben wolltest: So wird es ihm doch nicht zu lieb, daß er es in seiner Gewalt hätte, dich aus deiner ruhigen Fassung zu bringen: Dir hingegen wird es gänzlich gelingen, ruhig zu bleiben.

Dreyzehnter Abschnitt.

Wenn du in der Philosophie glükliche Schritte machen willst, so bequeme dich, in äussern Dingen für einen Dummkopf, und für einen Thoren

zu

zu paßieren. Der Ruf, daß du dich darauf verstehest, soll dich nie anfechten; und wenn es auch einigen bedünken wollte, du seyest darinn kein schlechter Mann, so seze ein Mistrauen in dich selbst. Denn du sollst wissen, daß es nicht leicht ist, für seinen freyen Willen Sorge zu tragen, daß er sich der Natur gemäß verhalte, und zugleich sich mit den äussern Dingen abzugeben, sondern daß, wer das eine cultiviert, das andere nothwendiger Weise vernachläßiget.

Vierzehnter Abschnitt.

Wenn du wünschtest, daß deine Kinder, dein Weib, deine Freunde nie stürben, so bist du ein Thor. Denn so wolltest du, daß die Dinge, die nicht in deiner Gewalt sind, in deiner Gewalt wären, und daß die fremden Dinge dein eigen wären. So wärest du auch ein Narr, wenn du wolltest, daß dein Junge keine Fehler begienge: Denn so wolltest du, daß das Laster nicht Laster, sondern etwas anders wäre. Wenn du hingegen solche Begierden haben willst, denen es nicht fehlschlagen könne, so kannst du das. Uebe dich derowegen in dem, was du kannst.

Wer es in seiner Macht hat zu verleihen oder zuentziehen, was ein anderer gern hätte oder nicht gern hätte, der ist Herr über denselben. Wer hiemit frey seyn will, der muß nichts wünschen und nichts scheuen, was in anderer Leute Gewalt stehet; sonst ist er nothwendiger Weise ein Knecht.

Fünfzehnter Abschnitt.

Behalte, daß du dich in dem Leben, wie an einer Mahlzeit aufführen sollst. Wird etwas herumgeboten, und gelangt an dich, so magst du darnach langen, und bescheidenlich davon nehmen. Geht es vorbey, so halt es nicht zurüke. Kömmt es noch nicht an dich, so lechze nicht von weitem darnach, sondern warte, bis es an dich gelangt. So verhalte dich in Ansehung der Kinder, in Ansehung eines Weibes, in Ansehung der Würden, in Ansehung der Reichtümer, so wirst du einst ein würdiger Gast der Götter seyn. Wenn du aber von dem, was dir aufgestellt worden, nicht nimmst, sondern es verachtest, so wirst du nicht nur ein Gast, sondern ein Mitregent der Götter seyn. Denn weil Diogenes und Heraklitus und ihres gleichen also handelten, hiessen sie mit Recht, wie sie es in der That waren, göttliche Männer.

Sechszehnter Abschnitt.

Siehest du jemand in Trauer und Thränen, daß ihm sein Sohn verreiset oder gestorben ist, oder daß er um Haab und Gut kommen ist, so nimm dich in Acht, daß dich die Vorstellung nicht hinreisse, als wenn diese äussern Dinge, über die er klagt, wahre Uebel wären; sondern unterscheide sogleich bey dir selbst, und sey gefaßt zu sagen: Nicht das, was ihm begegnet ist, plagt ihn, (denn einen andern plagt es nicht,) sondern seine Meinung von dem Begegnis. Jedoch mache dir

kein

kein Bedenken dich in Worten zu ihm herabzulassen, und auch wol gar mit ihm zu seufzen. Nimm dich aber dennoch in Acht, daß du nicht von Herzen seufzest.

Siebenzehnter Abschnitt.

Gedenke, daß du ein Acteur eines solchen Schauspieles bist, wie der Poet eines hat machen wollen, eines kurzen, wenn ihm ein kurzes, eines langen, wenn ihm ein langes zu machen beliebt hat. Hat er dir die Rolle eines Armen geben wollen, so siehe zu, daß du die geschikt spielest; so auch, wenn du die Rolle eines Lahmen, eines Regenten, eines Privatmanns hast. Denn das kömmt dir zu, die aufgegebene Rolle wol zu spielen; hingegen die Rolle für dich auszuwählen, kömmt einem andern zu.

Achtzehnter Abschnitt.

Wenn ein Rabe Unglük gekrähet hat, so soll dich die sinnliche Vorstellung nicht hinreissen, sondern unterscheide alsobald bey dir selbst, und sage: Dieß prophezeyt nicht mir, sondern entweder meinem Leibe, oder meiner Habschaft, oder meinem Credit, oder meinen Kindern, oder meinem Weibe. Mir ist lauter Glük prophezeyet, wenn ich will. Denn was auch immer von diesem vorbedeuteten sich zutrage, so steht es in meiner Gewalt, Nuzen davon zu haben.

Neun-

Neunzehnter Abschnitt.

Du kannst unüberwindlich seyn, wenn du dich in keinen Kampf einlässest, wo der Sieg nicht gänzlich in deiner Gewalt stühnde. Wenn du derowegen einen in hohem Range, einen, der grosse Macht, oder sonst ein grosses Ansehen hat, siehest, so nimm dich in Acht, daß du nicht von der Vorstellung hingerissen, ihn glüklich preisest. Denn wenn die wahren Güter nur Dinge sind, die in unserer Gewalt stehen, so wird weder Neid noch Eifersucht statt finden, und du selber wirst weder General, noch Gouverneur, noch Syndik, sondern nur frey zu seyn wünschen. Der einzige Weg aber, der dich dahin führet, ist die Verachtung der Dinge, die nicht in unsrer Gewalt sind.

Zwanzigster Abschnitt.

Besinne dich, daß nicht der, so einen schilt, oder schlägt, Schmach anthut, sondern der Begriff, oder die Meinung von ihm, als ob er Schmach anthäte. Wenn dich hiemit einer in Zorn gejagt hat, so wisse, daß dich deine eigene Meinung in Zorn gejagt hat. Derowegen bemühe dich allervorderst, daß dich keine sinnliche Vorstellung übernehme. Denn wenn du nur einmal Zeit und Weil nimmst, so wird es dir schon leichter fallen, Herr über dich selbst zu seyn.

Ein

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Laß dir Tod und Verbannung, und alles andere, was erschreklich scheint, täglich vor Augen schweben, am allermeisten aber den Tod; so wirst du niemal niederträchtig denken, und nichts zu heftig wünschen.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Wenn du Lust hast, ein Philosoph zu werden, so mache dich nur gleich gefaßt, daß man dich auslachen, daß der Pöbel sein Gespött über dich treiben, und sagen werde: Er ist uns einsmals als ein Philosoph zurükekommen. Woher bringt er uns diese stolze Mine? Eine stolze Mine sollst du eben nicht annehmen, aber auf denen Dingen, die dir die grössesten Güter dünken, so fest halten, als ob du von Gott auf diesen Posten commendiert wäreſt. Besinne dich, daß, wenn du auf diesen Sachen beharren wirst, ebendieselben, die dich izt auslachen, nachwärts dich bewundern werden; wenn du hergegen dich von ihnen überwinden liessest, ein doppeltes Gelächter auf dich wartet.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Wenn es dir je begegnete, daß du deinen Fleiß auf äussere Dinge kehrtest, und dich darauf legen wolltest, jemandem zu gefallen, so wisse, daß du

deinen

deinen Stand verloren hast. Laß dir deswegen überall genügen, daß du wirklich ein Philosoph bist. Wolltest du aber gern auch noch dazu dafür angesehen werden, so sieh dich selber dafür an. Das wird genug seyn.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Folgende Gedanken sollen dich niemal plagen: Ich werde mein Leben lang keine Ehrenstelle erhalten, ich werde nirgend nichts seyn. Denn wenn es ein Uebel ist, ohne Stand und Rang zu seyn, so können andere nicht machen, daß du in einem Uebel stekest; so wenig sie machen können, daß Schande auf dir hafte. Ist denn das deine Handlung, eine Ehrenstelle zu erlangen, oder an eine hohe Tafel gezogen zu werden? Keineswegs. So ist es eben so wenig deine Handlung, wenn du ohne Ehrenstelle bleibst. Und wie solltest du nirgend nichts seyn, der du nur in denen Dingen, die in deiner Gewalt stehen, und worinn du von sehr grossem Verdienste seyn kannst, etwas zu seyn, Pflicht hast? Aber denn werden deine Freunde keine Hülfe haben? Was nennest du, keine Hülfe von dir haben? Geld werden sie keines von dir haben, zu Bürgern von Rom wirst du sie nicht machen. Wer hat dir denn gesagt, daß dieß unter die Dinge gehöre, die in unserer Gewalt stehen, daß dieß nicht Handlungen seyen, die von andern abhangen? Wer kann einem andern geben, was er selbst nicht hat? So erwirb etwas, sagt man, damit wir es auch zu geniessen haben.

haben. Wenn ich ohne Verlezung meiner Ehre und Treue, und Großmuth, Reichtümer erwerben kann; zeiget mir nur, wie das zu machen sey, so will ich erwerben. Wenn ihr aber fodert, daß ich meine Güter verlieren solle, damit ihr Dinge, die nicht Güter sind, erlangen möget, so schauet doch, wie unbillig und unbescheiden ihr seyd. Oder was wollet ihr denn lieber? Geld, oder einen treuen und ehrliebenden Freund? So helfet mir denn lieber, ein solcher zu bleiben, und verlanget nicht, daß ich Sachen thüe, wodurch ich diesen Character verlöre. -- Aber das Vaterland wird von mir keine Hülfe haben. -- Ich frage wieder: Von was für Hülfe redest du? Keine Säulengänge, keine Bäder wird es durch dich haben. Denn es hat auch keine Schuhe durch den Schmied, und keine Waffen durch den Schuster. Es ist aber schon genug, wenn ein jeder sein Werk wol ausrichtet. Wenn du dem Vaterland noch einen andern zu einem treuen und ehrliebenden Bürger machest, schaffest du ihm damit keinen Nuzen? -- O, ja! -- So wirst du selbst hiemit ihm auch kein unnüzer Bürger seyn. -- Was werde ich aber für eine Stelle in dem Staate bekleiden? -- Welche du immer kannst mit Beybehaltung der Treue und des Gewissens. Wenn du aber aus Begierde dem Vaterlande nüzliche Dienste zu leisten, Ehre und Treue in die Schanze schlägst, was für Nuzen wird ihm wol ein Mann schaffen, der ehr- und treulos worden ist?

Fünf

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Ist jemand an einer Mahlzeit über dich hinaufgesezt worden, hat man einen andern früher, als dich, besuchet, ist ein andrer vor dir ein Rathsglied worden, so sollst du, wenn das Güter sind, Freude haben, daß jener sie erlanget hat. Sind es aber Uebel, so kränke dich nicht daß sie dir nicht worden sind. Besinne dich, daß, da du nicht mit jenen die gleichen Sachen thust, um Dinge zu erhalten, die nicht in unsrer Gewalt sind, du auch nicht gleicher Vorzüge kannst gewürdiget werden. Denn wie könnte wol der, so nie an den Thüren der Grossen gesehen wird, das gleiche haben, wie der, so sich dort fleißig einfindet? Der, so den Patron nie begleitet, das gleiche haben, wie der, so ihn ordentlich begleitet? Der nie Lobsprüche ertheilt, das gleiche, wie der, so damit ganz freygebig ist? Du würdest hiemit ungerecht und unersättlich seyn, wenn du, ohne den Preis auszulegen, wofür jene Sachen feil sind, dieselben umsonst bekommen wolltest. Was kostet zum Ex. ein Salat? Etwan einen Obolus. Wenn hiemit einer seinen Obolus zahlt, und einen Salat bekömmt, du hergegen keinen ausgiebst, und keinen bekömmst, so denkst du nicht, daß du minder habest, als der, so bekommen hat: Denn wie derselbe seinen Salat hat, so hast du deinen Obolus, den du nicht ausgegeben. Gerade so verhält es sich auch hier. Du bist an die Mahlzeit eines Herrn nicht geladen worden: Du hast nemlich dem Herrn auch nicht gegeben, was es kostet, an seine Tafel geladen

zu

zu werden. Es kostet Schmeicheley, es kostet Aufwart. So gieb den Werth, um den es feil ist, wenn dir etwas daran liegt. Wenn du aber das nicht auszahlen, und doch jenes bekommen willst, so bist du unersättlich, und nicht wohl bey Sinnen. Hast du denn anstatt der Mahlzeit nichts? Allerdings hast du, das nemlich, daß du den Mann nicht lobtest, den du nicht loben magst; daß du den Stolz, womit er seine Gäste empfängt, nicht erfahren hast.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Wir können aus denen Sachen, worüber nicht der mindeste Zwist unter den Menschen ist, zur Einsicht in den Willen oder in das Gesez der Natur gelangen. Wenn zum Ex. des Nachbars Kind ein Glas, oder etwas anders bricht, so kann man alsobald sagen: Das ist ein gemeiner Zufall. Du sollst also wissen, daß du, wenn auch dein Glas zerbricht, eben so gesinnet seyn must, wie wenn eines andern seines zerbricht. Bringe nun dieß auch auf grössere Fälle. Es stirbt einem andern sein Sohn, sein Weib. Da ist niemand, der nicht sagte: Das ist ein menschlicher Zufall. Aber so bald einem sein eigener Sohn oder sein eigen Weib stirbt, so ist nichts, als: — Ach wehe mir! O, ich Elender! Wir sollten uns doch entsinnen, wie es uns sey, wenn wir hören, daß dies andern begegnet.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Gleichwie man eine Zielscheibe nicht darum aufstekt, daß sie verfehlt werde; also ist auch das Unglük nicht darum in der Welt, daß es uns nie treffe.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Wenn jemand einem jeden, der dich antrift, Gewalt über deinen Leib ertheilte, würdest du dich entrüsten? Wenn du hingegen einem jedweden Gewalt über dein Gemüth einräumest, daß es, wenn er dich schimpft und schmähet, in Unruhe und Unordnung gebracht werde, solltest du dich dessen nicht schämen?

Neun und zwanzigster Abschnitt.*

Dreyßig-

* Man würde hier nur von Wort zu Wort die fünfzehnte des dritten Buches der Reden Epictets, die Arrian nachgeschrieben hat, wieder zu lesen bekommen, wenn ich diesen Abschnitt lieferte. Der Einfall, diese Rede hieher zu sezen, hat doch nicht allen Abschreibern des Handbuches gefallen. Der salamankische Codex, und des Harrisius seiner, haben diese Wiederholung nicht. Auch Simplicius und der Paraphrast sind diesen Abschnitt vorbeygegangen.

Dreyßigster Abschnitt.

Durch die Verhältnisse, worinn wir gegen andere stehen, sind uns durchaus auch die Pflichten gegen ihnen bestimmt. Dieser ist dein Vater. Dadurch ist dir angesagt, du müssest Achtung für ihn haben, du müssest ihm in allen Sachen nachgeben, du müssest es dulden, wenn er dir harte Worte, wenn er dir Schläge giebt. -- Aber er ist ein böser Vater. -- Stehest du denn von Natur in einer Verbindung mit einem guten Vater? -- Nein, sondern nur mit einem Vater. -- Mein Bruder ist ungerecht gegen mir. -- So bleibe deswegen du in der Ordnung, in deren du gegen ihn stehen sollst, und schau nicht auf das, was er thut, sondern was du zu thun hast, wenn sich dein freyer Wille der Natur gemäß verhalten soll. Denn es wird dir niemand Schaden zufügen, wenn du es nicht selbst willst. Du wirst nur dennzumal geschädigt seyn, wenn du dir den Begriff machest, man thüe dir Schaden. Auf gleiche Weise wirst du aus der Benennung des Nachbars, des Bürgers, des Feldherrn -- die Pflicht finden, wenn du dich gewöhnest, die Verhältnisse zu betrachten.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Du must wissen, daß das vornehmste Stük der Ehrfurcht gegen die Götter darinn besteht, daß du richtige Begriffe von ihnen habest; daß du glaubest, das sie seyen, und das Ganze, wol, weislich

und recht regieren, und daß deine Stelle in der Reihe der Dinge dir es zur Pflicht mache, ihnen zu gehorchen, und dich in allen Begegnissen gelassen, gutwillig, nach ihnen zu richten, weil alles von der vollkommensten Intelligenz geleitet und ausgeführt wird. Auf die Weise wirst du niemal weder Tadel noch Klage gegen die Götter haben, als ob sie keine Sorge für dich trügen. Diese Gesinnung aber ist nicht möglich, wofern du nicht von denen Dingen, die nicht in unsrer Gewalt sind, abstehest und das Gute und Uebel nur in denen Dingen sezest, die in unsrer Gewalt sind. Denn wenn du irgend etwas von jenen Dingen für ein Gut oder Uebel hieltest, so würdest du nothwendiger Weise, so bald du nicht erlangtest, was du gern hättest, oder so bald dir wiederführe, was du nicht gern hättest, diejenigen tadeln und hassen, welche Ursächer dessen sind. Denn das ist einem jeden lebendigen Geschöpfe angebohren, daß es alles, was ihm schädlich däucht, und die Ursachen desselben, fliehet, und einen Widerwillen dagegen hat; hingegen dem, was ihm nüzlich ist, und den Ursachen desselben, nachhängt und sie hoch schäzt. Es ist daher schlechterdings unmöglich, daß einer, der glaubt, er werde beschädigt, über das froh sey, was ihm seiner Meinung nach den Schaden zufügt; und eben so wenig ist es möglich, daß er über den Schaden selbst froh seyn könnte. Daher kömmts, daß selbst ein Sohn auf den Vater schimpft, wenn er ihm Dinge, die ihn Güter zu seyn bedünken, vorenthält. Nichts anders hat Eteokles und Polynices wider einander in die Waffen gebracht, als daß sie die unumschränkte Herrschaft

schaft für ein Gut hielten. Aus einer solchen Ursache rührt es her, daß der Bauer, daß der Schiffer, daß der Kaufmann auf die Götter schimpft; daß die, so Weiber oder Kinder verlieren, auf die Götter schimpfen. Denn es ist ein unauflösliches Band zwischen unsern Vortheilen und der Religion, so daß derjenige, der sich befleißt, Begierde und Abscheu auf die rechten Gegenstände zu richten, sich dadurch zugleich auch auf die Religion befleissiget. Was denn Trankopfer und Schlachtopfer und Erstlinge betrift, so gebührt sich, daß ein jeder dieselben nach Landesgebrauch, reinlich, nicht obenhin, nicht kärglich aber auch nicht über sein Vermögen abstatte.

Zwey und dreißigster Abschnitt.

Wenn du zum Wahrsager gehest, so besinne dich, daß du noch nicht weist, wie die Sache, worüber du ihn fragen willst, ausfallen werde, sondern, daß du eben deswegen kömmst, hierüber bey ihm nachzuforschen. Von welcher Natur und Beschaffenheit aber die Sache sey, das wußtest du schon, da du hingiengest, wenn du anders ein Philosoph bist. Denn wenn es eine Sache ist, die nicht in unsrer Gewalt steht, so folgt nothwendig, daß sie weder ein Gut noch ein Uebel sey. Bringe hiemit weder Begierde noch Abscheu mit dir zum Wahrsager; sonst giengest du zitternd zu ihm: sondern gehe, als einer, der deutlich eingesehen hat, daß es eine gleichgültige Sache ist, was er immer für einen Austrag dir vorherverkündige, daß es

nichts für dich zu bedeuten hat, es mag auch herauskommen, wie es wolle. Denn man wird doch allezeit den Zufall wol anwenden können, und das wird doch niemand verwehren. Geh also guten Muthes zu den Göttern, gleich als zu Rathgebern, und wenn dir denn etwas angerathen worden, so gedenke, wen du zu Rath gezogen habest, und wen du verachten würdest, falls du nicht folgtest. Laß dir aber nach der Lehre des Socrates nur über solche Dinge wahrsagen, wo die ganze Frage einen zufälligen Austrag anbetrift, und wo weder Vernunft noch Kunst Mittel an die Hand geben, die Sache, warum es zu thun ist, deutlich einzusehen. Wo man sich hiemit für einen Freund, oder für das Vaterland, in Gefahr begeben soll, da braucht es nicht den Wahrsager zu fragen, ob man sich in die Gefahr begeben solle. Denn wenn dir der Wahrsager anzeigt, das Opfer habe schlimm ausgesehen, so ist dir gewiß Tod, oder Stümmlung, oder Exilium prophezeyet. Allein die Vernunft erwählt und empfiehlt dem allem ungeachtet, daß du dich für den Freund, für das Vaterland, der Gefahr aussezest. Gieb derowegen auf den grössern Wahrsager, auf den Pythius, Achtung, welcher den aus dem Tempel herausgejagt hat, der seinen Freund nicht von den Mördern gerettet hatte.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Zeichne dir nun einmal einen Character, mache dir ein Muster, welches du in deiner ganzen Aufführung,

führung, du magst einsam oder in Gesellschaft seyn, durchaus befolgen wollest.

Du sollst mehrentheils schweigen, oder nur das nothwendige, und das mit wenig Worten reden. Wir wollen uns selten, und nur wenn uns die Umstände einladen, in Discurs über etwas einlassen; niemalen aber über alltägliche Sachen, niemalen über Fechter, über das Pferdrennen, über Kämpfer, über Speisen oder Getränke, Dinge, worüber man an allen Eken schwazt. Am allerwenigsten wollen wir von den Leuten reden, mit persönlichem Lob oder Tadel, oder persönlichen Vergleichungen uns abgeben. Wenn du je der Mann dazu bist, so lenke den Discurs deiner Gesellschaft durch deine Reden auf das herum, was sich zu reden geziemt. Hast du aber nur Fremde und Unbekannte um dich her, so schweige.

Lache selten, und über wenige Dinge, und nicht ausgelassen.

Weigere dich des Eydes, wenn es möglich ist, in allen Fällen, oder doch wenigstens, wo es dir nur immer erlaubt ist.

Geh mit Leuten, die nicht von deinem Orden sind, und mit Idioten an keine Mahlzeit. Wenn es aber etwan seyn muß, so nimm dich auf das äusserste in Acht, daß du dich ja in keinem Stüke in die Lebensart des Pöbels vergehest. Denn du must wissen, daß man von einem unsaubern Cameraden, dem man allzunahe kömmt, nothwendig auch besudelt wird, wenn man auch für sich selbst noch so rein wäre.

Was deinem Leibe dienet, Speise, Trank, Kleider, Haus, Gesind, damit versiehe dich bloß zur Nothdurft. Alles hingegen, was auf Pracht oder Ueppigkeit hinauslaufen würde, sey von dir verbannet.

Der fleischlichen Vermischung sollst du dich, ehe du dich verheyrathest, so viel dir möglich ist, enthalten. Geniessest du sie aber, so bleibe wenigstens innert den Schranken der Gesetze. Enthältst du dich derselben gänzlich, so sey eben auch nicht strenge und tadelsüchtig gegen die, so sich derselben bedienen; und laß es überall unvermeldet, daß du des Dinges entbehrest.

Wenn dir jemand hinterbringt, daß der oder der Böses von dir sagt, so vertheidige dich nicht gegen das, was gesagt wird, sondern gieb zur Antwort: Der Mann weiß meine andern Fehler, die ich noch habe, nicht, sonst hätte er nicht bloß dieses gesagt.

Es ist nicht vonnöthen, daß du viel in die Schauspiele gehest. Wenn es aber etwa die Umstände erfodern, daß du hingehest, so laß keine Parteylichkeit für irgend jemand andern, als dich selbst bliken; das will sagen: Wünsche nicht, daß es anders gehe, als es geht, und laß dir allezeit gefallen, daß der den Preis erhalte, der ihn erhält: Denn so wirst du keine Widerwärtigkeit haben. Enthalte dich hergegen, jemandem zuzujauchzen, oder zuzulächeln, oder wegen jemandes in grosser Bewegung zu seyn. Wenn du weggeheſt, so sprich nicht viel über das, was geschehen ist, in so weit es nichts zu deiner Verbesserung dienet:

Denn

Denn es würde nur verrathen, daß du dir aus dem Schauspiele etwas grosses machest.

Geh nicht in die Vorlesungen gewisser Leute; und gieb nicht so leicht ihr Zuhörer ab. Wenn du aber je zuhörest, so behalte ein ernsthaftes und gesetztes Wesen bey, ohne jedoch über jemanden verdrießlich zu seyn.

Wenn du dich mit jemanden in eine Unterredung einlassen willst, insonderheit, wenn es einer wäre, der in dem Ansehen eines grossen Manns steht, so stelle dir vor, was hierinnfalls ein Socrates oder ein Zeno gethan hätte; so wirst du nicht verlegen seyn, dich auf die gehörige Weise nach den vorfallenden Umständen zu richten.

Wenn du bey einem grossen Herrn einen Besuch ablegen willst, so stelle dir vor, daß du ihn nicht zu Hause antreffen möchtest, daß man dir den Zutritt versperren, daß man die Thüre nicht aufmachen möchte, daß er sich nichts um dich bekümmern dürfte. Und wenn es dem allen ungeachtet Pflicht ist, zu ihm zu gehen, so ertrage denn, was geschieht, und sage nimmermehr bey dir selbst: Es hat sich der Mühe gelohnet, diesen Gang zu thun. Denn das wäre die Sprache eines Idioten, eines Menschen, den äusserliche Dinge verlegen machen.

Es sey ferne von dir, daß du in dem gemeinen Umgange oft und ohne Maaß und Ziel dieser und jener deiner eigenen Thaten und Abentheuer

erwähnest. Denn so angenehm es dir seyn mag, deiner Abentheuer zu erwähnen, so wenig möchte es andern angenehm seyn zu hören, was dir begegnet ist.

Laß es ferne von dir seyn, Schnaken zu sagen oder Possen zu reissen. Denn das ist ein Character, in welchem man leicht in das Pöbelhafte ausglitschet, und der zugleich machen kann, daß andere ihre Ehrfurcht für dich verlieren. Eben so gefährlich ist es auch, in Zotten oder garstige Reden auszuschweifen. Wenn derowegen so was auf das Tapet käme, so gieb dem, der sich also vergeht, wenn es die Umstände erlauben, einen Verweis; wo nicht, so laß durch ein Stillschweigen, durch ein Erröthen, durch eine saure Mine merken, daß du Verdruß an solchen Reden habest.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Wenn du dir ein Bild von einer Wollust machest, so sey, wie bey andern sinnlichen Vorstellungen, wol auf deiner Hut, daß du nicht von demselben hingerissen werdest. Die Sache mag ein wenig auf dich warten: Nimm einen kleinen Aufschub, und betrachte dich in zweyerley Zustande: In demjenigen, da du die Wollust geniessen würdest, und in demjenigen, da du nach dem Genusse Nachreu empfinden, und dich selbst ausschelten würdest. Diesem halte entgegen, wie du mit dir selbst so wol zufrieden seyn, und wie du dich selbst loben wirst, wenn du dich enthalten hast. Dünkt es

dich

dich aber, die Umstände erlauben dir, dich vorizo mit der Sache abzugeben, so nimm dich in Acht, daß dich ihre Schmeicheley, ihre Annehmlichkeit und ihr Reiz nicht überwinde; sondern betrachte auf der andern Seite, wie ein viel grösseres Gut es sey, wenn du dir bewußt bist, daß du einen solchen Sieg erhalten hast.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Wenn du etwas thust aus deutlicher Einsicht, daß man es thun müsse, so scheue dich nicht, es vor Jedermanns Augen zu thun, wenn auch gleich der grosse Haufe ganz andrer Meinung darüber seyn mögte. Denn wenn die Handlung nicht recht ist, so unterlasse sie. Ist sie aber recht, warum solltest du dir denn vor denen fürchten, die dich ohne Grund darüber tadeln?

Sechs und dreyßigster Abschnitt.

Gleichwie sich die Worte: Es ist Tag, es ist Nacht, richtig in einen disjunctiven Saz bringen lassen: (Es ist entweder Tag oder es ist Nacht;) hingegen in einem complexen Saz: (wenn es Tag ist, so ist es auch zugleich Nacht) falsch wären; also ist es zwar in Ansehung deines Leibes gar wol gethan, wenn du an einem Gastgebote das grössere Stük auslieset; in Ansehung aber der Theilsamkeit, so man an einem Gastgebot zu beobachten hat, ist es sehr schlecht gehandelt.

delt. Wenn du derowegen bey jemandem zu Gaste bist, so besinne dich, daß du nicht bloß auf den Werth zu sehen hast, den die Trachten für deinen Leib haben, sondern dich auch in Acht zu nehmen hast, daß dein Betragen gegen den Gastgeb denjenigen Werth und Anstand habe, den es haben soll.

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Wenn du eine Rolle übernimmst, deren du nicht gewachsen bist, so spielst du nicht nur dieselbe schlecht, sondern versäumst indessen eine andere, die du vollkommen gut spielen könntest.

Acht und dreyßigster Abschnitt.

Wie du dich im Gehen in Acht nimmst, daß du auf keinen Nagel tretest, oder den Fuß nicht verrenkest; also nimm dich auch in Acht, daß du die oberste Kraft deiner Seele nicht beschädigest. Wenn wir das bey allen unsern Handlungen in Obacht nähmen, würden wir überall desto sichrer zu Werke gehen.

Neun und dreyßigster Abschnitt.

Unser Leib ist das Maaß für die Habschaft, wie der Fuß für den Schuh. Wenn du hiemit bey den Bedürfnissen desselben bleibst, so behaltest du das Maaß. Wenn du aber über dieselben hinaus-

gehest,

gehest, so kann es nicht mehr anders seyn, als daß du fortgerissen wirst, wie an einem gähen Absturz. Wie wenn du beym Schuhe über die Bedürfnis des Fusses hinausgehest, so lassest du einen vergoldeten, denn einen purpurnen, denn einen gestikten machen. Denn was einmal über das Maaß hinaus ist, hat keine Schranken mehr.

Vierzigster Abschnitt.

Die Mädchen werden von dem vierzehnten Jahre an, von den Mannspersonen schon Jungfrauen, Fräulein, Gebieterinnen genennet. Weil sie nun wol sehen, daß sie weiter keine Verdienste, als die Fähigkeit zum Beyschlafe besitzen, so fangen sie an, sich auf den Puz zu legen, und alle ihre Hofnungen auf die cörperlichen Reize zu sezen. Es würde demnach eine würdige Sorgfalt seyn, ihnen zu verstehen zu geben, daß man sie nicht anders in Ehren halte, als in so fern man gute Sitten, Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit an ihnen wahrnimmt.

Ein und vierzigster Abschnitt.

Es ist ein Zeichen eines schlechten Kopfes, wenn man mit Sachen, die den Cörper angehen, viel Zeit zubringt; wenn man zum Ex. lange auf dem Fechtboden, lange bey Tische, lange beym Glase bleibt, wenn man sich lange über dem Nachtstuhle, lange in den Armen des Weibes verweilet. Dergleichen

gleichen Dinge muß man als Nebensachen verrichten. Nur auf das Gemüth soll Zeit und Fleiß angewendet werden.

Zwey und vierzigster Abschnitt.

Wenn dir jemand Böses thut oder Böses nachredet, so denke, er thue, oder rede es, weil er meint, es gehöre sich. Es kann hiemit nicht seyn, daß er sich nach deinem Begriff richte, sondern er richtet sich nach seinem; so daß, wenn er einen falschen Begriff hat, der Schade seinerseits ist, weil er sich betrüget. Denn wenn einer einen connexen Schluß, der wahr ist, für falsch hält, so schadet dieß nicht dem Schlusse, sondern ihm, der sich irret. Wenn du diesen Grundsaz hegest, wirst du jeden, der dich beschimpft, mit Sanftmuth ertragen. So oft dir also jemand übel begegnet, so sage: Sein Begriff bringt es nicht anders mit.

Drey und vierzigster Abschnitt.

Eine jede Sache läßt sich von zwo Seiten anschauen: Von der einen ist sie erträglich, von der andern unerträglich. Thut dir dein Bruder Unrecht, so schau es nicht von der Seite an, daß er dir Unrecht thut, denn das ist die unerträgliche Seite der Sache; sondern lieber von der Seite, daß er dein Bruder ist, daß ihr mit einander auferzogen worden; so wirst du es von der Seite anschauen, nach welcher es erträglich ist.

Vier

Vier und vierzigster Abschnitt.

Man macht Schlüsse, in denen keine Folge ist, wenn man sagt: Ich bin reicher als du, hiemit bin ich besser; ich bin beredter, hiemit bin ich besser, als du. Das hingegen wären Schlüsse von klärerer Folge: Ich bin reicher, als du; hiemit ist meine Habschaft besser, als die deine. Ich bin beredter, als du; hiemit sind meine Ausdrüke besser, als die deinigen. Allein du selbst bist weder Habschaft noch Ausdruk.

Fünf und vierzigster Abschnitt.

Geht einer früher, als man pflegt ins Bad, so sage nicht, er thut übel; sondern nur, er geht früher, als andere Leute. Trinkt einer viel Wein; so sage nicht: er thut übel, sondern, er trinkt viel. Denn woher weist du, daß er übel handelt, ehe du seinen Begriff eingesehen und beurtheilt hast? Wenn du dieß in Acht nimmst, so wird es dir nie begegnen, daß du dein Urtheil über andere, als solche Sachen fälleſt, wovon du dir einen deutlichen Begriff gemachet hast.

Sechs und vierzigster Abschnitt.

Nenne dich niemal selbst einen Philosophen, und rede unter Idioten nicht viel von Kunstregeln, sondern handle nur nach den Regeln und Lehrsäzen.

An

An einer Mahlzeit zum Ex. predige nicht, wie man essen solle, sondern iß, wie man soll. Erinnere dich, daß Socrates gerade auf diese Weise alle Pralerey unterlassen hat. Es kamen Leute zu ihm, die ihn ersuchten, daß er sie Philosophen empfehlen mögte; und er führte sie bey denselben auf. So ertrug er die Verachtung.

Wenn man derowegen unter Idioten über eine Kunstregel oder über einen Lehrsaz der Philosophie zu Rede wird, so schweige du lange dazu. Denn es ist von grosser Gefahr, sogleich wieder von dir zugeben, was du nicht verdauet hast. Sagt denn einer zu dir: Du weissest nichts; und bist du darüber gar nicht empfindlich, denn glaube, daß du einen guten Anfang in dem Werke eines Philosophen hast. Die Schafe zeigen den Hirten nicht an gespeytem Grase, wie viel sie gefressen haben, sondern verdauen ihre Weide, und tragen Wolle und Milch. So spiegle du vor den Idioten keine philosophischen Kunstregeln und Lehrsäze, sondern verdaue dieselben wol, und laß denn Handlungen sehen, die aus denselben erwachsen sind.

Sieben und vierzigster Abschnitt.

Wenn du es in Ansehung des Leibes zu der Ordnung gebracht hast, daß du dich mit geringen und wolfeilen Sachen begnügen kannst, so ziere dich nicht damit. Trinkest du nur Wasser, so sage nicht bey jedem Anlaß, du trinkest Wasser, (sondern gedenke einmal, wie weit uns noch in der

rauhen

rauhen und harten Lebensart die Armen übertreffen; hiernächst, wenn wir auch dieses preiswürdige hätten, wie viel andere Tugenden hingegen uns mangeln, die sich an andern finden.) Wenn du aber Uebungen in Arbeit, in Geduld und Enthalsamkeit anstellen willst, so thue es für dich selbst, und nicht vor dem Pöbel damit zu scheinen. Umarme keine Statuen, sondern wenn dich etwa stark dürstet, so nimm ein Maul voll kaltes Wasser, und spey es sogleich wieder aus, und sage es keinem Menschen.

Acht und vierzigster Abschnitt.

„Der Stand und Character eines Idioten.„ Er erwartet allen Nuzen oder Schaden nicht aus sich selbst, sondern beydes nur von den äussern Dingen. „Der Stand und Character eines Philosophen.„ Er erwartet allen Nuzen und Schaden nur aus sich selbst. — „Eigenschaften eines Mannes, der in der Philosophie zunihmt.„ -- Er schilt niemand, er lobet niemand, er beschwert sich über niemand, er klagt niemanden an, er redet nicht von sich selbst als ob er etwas wäre, oder etwas wüßte. Wenn er Hinternissen oder Widerstand antrift, so giebt er sich selbst Schuld. Wenn ihn jemand lobet, so lachet er bey sich selbst über den Lobredner. Wenn ihn jemand schilt, so vertheidigt er sich nicht. Er tritt sachte einher, wie einer, der noch nicht recht gesund ist, und trägt Sorge, daß er keinen der genesenden Theile erschüttere, ehe sie ihre Festigkeit erlanget haben. Der Begierde hat er sich

gänzlich abgethan. Den Abscheu läßt er nur gegen solche Dinge walten, die der Natur nicht gemäß, und dabey in unsrer Gewalt sind zu vermeiden. Er erlaubt sich keine andern, als sanfte und gemäßigte Triebe: Hält man ihn für einen Thoren, oder Unwissenden, so bekümmert er sich nicht darüber. Und mit einem Worte, er stehet allezeit gegen sich selbst auf der Hut, wie gegen einen Feind und Verräther.

Neun und vierzigster Abschnitt.

Wenn einer stolz darauf ist, daß er den Chrysipp verstehen und auslegen kann, so sage bey dir selbst: Wenn Chrysipp nicht dunkel geschrieben hätte, so hätte dieser nichts, worauf er stolz thun könnte. Allein was will ich? Die Natur der Dinge kennen lernen, und ihr folgen. Ich frage hiemit nach, wer sie mir erklären könne, und da man sagt, Chrysippus könne es, so gehe ich zu ihm. Allein ich verstehe seine Schriften nicht. Ich suche derowegen einen Ausleger; und bis dahin sehe ich noch nichts, worauf einer stolz seyn dürfte. Habe ich nun einen Ausleger gefunden, so bleibt mir übrig, von den Lehren Gebrauch zu machen; und gerade dieß allein ist, was mir ein Ansehen geben kann. Wenn ich mir bloß aus dem Auslegen was grosses mache, so bin ich anstatt eines Philosophen nichts anders, als ein Grammatiker geworden, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich nicht den Homer, sondern den Chrysipp auslege. Ich sollte mich also vielmehr schämen, wenn mich einer

ner anspricht, ihm über den Chrysipp zu lesen, daß ich ihm keine Handlungen zeigen kann, die den Lehren gleichförmig sind.

Fünfzigster Abschnitt.

Bleibe nun bey allen diesen Vorschriften, als wie bey Gesezen, und als wenn es ein grosses Verbrechen wäre, davon abzugehen. Sagen dann die Leute von dir, was sie wollen: Daran kehre dich nicht: Denn das ist schon nicht mehr deine Sache.

Wie lange wolltest du es aufschieben, dich selbst der grössesten Güter zuwürdigen, und den Unterschied der Dinge, den dich die Vernunft lehret, durchaus zu befolgen? Du hast nun die Lehrsäze empfangen, denen du Beyfall geben sollst, und du hast ihnen Beyfall gegeben. Auf was für einen Lehrer wartest du denn noch, daß du es auf denselben verschieben wolltest, deine Verbesserung vorzunehmen? Du bist kein junger Knabe mehr, sondern allbereits ein völliger Mann. Wenn du dir nicht Ernst seyn lassest, wenn du zauderst, und Aufschub über Aufschub machest, und Vorsaz über Vorsaz fassest, und immer wieder einen andern Tag ansezest, da du anfangen wollest, Sorge und Fleiß auf dich zu wenden, so wirst du unvermerkt dein Zunehmen vereiteln, und ein Idiot bleiben, und als ein Idiot sterben. Würdige dich derowegen gerade izt, als ein Mann zu leben, als einer der Schritte nimmt in der Weisheit, und mache dir es zu einem heiligen Gesezе, jedem

wahren Guten, was du kennen lernst, nachzuhängen. Fällt dir etwas mühsames oder angenehmes, etwas das Ruhm oder etwas das keinen Ruhm bringt, vor, so denke, izt müsse gekämpfet seyn, die olympischen Spiele seyen bereits angegangen, izt finde kein Aufschub nicht statt. Denn durch einen einzigen Tag oder eine einzige Handlung sind deine Progresse entweder verloren oder erhalten. Auf diese Weise ist Socrates zur Vollkommenheit gelanget, der sich bey jedem Vorfall aufmunterte, auf nichts anders, als auf die Vernunft Acht zu haben. Du bist freylich noch kein Socrates: Du must aber doch leben, wie einer, der ein Socrates werden will.

Ein und fünfzigster Abschnitt.

Das erste Capitel und nothwendigste der Philosophie ist das, so uns lehrt nach Regeln handeln. Z. Ex. Man muß nicht lügen. Das andere, das, so die Beweise der Regeln enthält: worauf es sich z. Ex. gründe, daß man nicht lügen müsse. Das dritte ist das, so von der Gewißheit und von den wesentlichen Theilen eines Beweises handelt, und z. Ex. die Fragen beantwortet: Warum ist das ein Beweis? Was ist ein Beweis? Was ist eine Folge? Was ist Widerspruch? Was ist Wahrheit? Was Lüge? Das dritte Capitel ist hiemit um des zweyten, und das zweyte um des ersten willen nothwendig. Das Nothwendigste aber und womit wir uns unser Lebenlang beschäftigen müssen, ist das erste Capitel. Wir kehren hingegen diese Ordnung

um.

um. Denn wir halten uns nur bey dem dritten Capitel auf, und widmen demselben allen unsern Fleiß. Das erste hingegen sezen wir aus der Acht. Daher kömmt es, daß wir lügen; indeßen aber in dem Beweise, daß man nicht lügen müsse, wol beschlagen sind.

Zwey und fünfzigster Abschnitt.

Mit folgenden Gedanken muß man auf alle Fälle gefaßt seyn:

Wo immer meine Stell', o Zeus und weise Parzen,
Von euch bestimmt sey, führet mich.
Ich bin bereit zu folgen. Widersezt' ich mich,
So wär' ich feig, und müßte doch.
Dem diamantnen Schiksal sich gelassen fügen:
Nur das heißt weise seyn, und Gott erkennen.

Und zum dritten noch dieses:

Gefällt es den Göttern, o Crito, daß es so gehen solle, nun so gehe es immerhin so! Anytus und Melitus können mich wol um das Leben bringen, aber schaden können sie mir doch nicht.

Stüke
von Epictets Schriften,
aus dem Stobaeus, Antonius und Maximus.

Ein Leben, darein sich das Glük menget, gleichet einem reissenden Waldwasser. Denn es ist ungestüm, führt viel Schlamm, man kömmt schwerlich hinüber, es verübet Gewalt, macht grosses Geräusch und währt nicht lange.

Eine Seele, die der Tugend anhangt, ist einer fortwährenden Quelle gleich. Denn sie ist rein, und sanft, und trinkbar, und süß und mittheilsam, und reich, und unschädlich und unerschöpflich.

Wenn du willst tugendhaft werden, so must du zuerst glauben, du seyest lasterhaft.

Ein Mensch, der die meiste Zeit recht thut, und bekennt, daß er zuweilen fehle; ist besser, als einer, der sagt, er sündige selten, und sich doch öfter vergeht.

Halte deine Leidenschaften in scharfer Zucht, sonst werden sie dir zur Ruthe.

Verabscheue was nicht wahr ist, noch weit mehr, als du dich dessen, was nicht Mode ist, und womit du nicht schimmern kannst, schämest.

Willst

Willst du in einen guten Ruf kommen, so lerne wol reden, und wenn du dieses gelernt hast, so befleisse dich guter Handlungen. Davon wirst du die Frucht eines guten Rufes unfehlbar einernten.

Freyheit, Knechtschaft, ist ein Tugend- ein Laster-Name, in so fern beyde Werke des Willens sind. Wofern sie aber nicht von unserm Willen herrühren, so gehen sie weder Tugend noch Laster im geringsten nichts an. Die Seele pflegt über den Leib und alle diejenigen Sachen des Leibes, die von dem freyen Willen nicht abhangen, *) zu herrschen, und niemand ist Knecht, der ein freyes Gemüth hat.

Dem Leib legt das Schiksal, der Seele das Laster, Fesseln und Bande an. Dein Leib sey ledig, deine Seele aber gebunden, so bist du ein Knecht. Dein Leib sey gebunden, deine Seele hingegen erlediget; dann bist du ein Freyer.

Die Fessel des Leibes löset so wol die Natur durch den Tod, als das Laster durch Geld auf. Die Fessel der Seele hingegen löset die Tugend durch Wissenschaft und Erfahrung und Uebung auf.

*) Vielleicht sollte man κοινώνητα anstatt ακοινώνητα lesen: Diejenigen Sachen des Leibes, so von dem freyen Willen abhangen. Oder wenn das leztere die wahre Lesart ist, so wird unter der Herrschaft, von der hier geredet wird, so viel zu verstehen seyn, daß sich die Seele über den Leib und leibliche Dinge, die nicht in ihrer Gewalt stehen, kann wegsezen und gleichgültig machen.

Willst du ruhig und vergnügt leben, so schau, daß du ein Hausgesind von lauter tugendhaften Leuten habest. Ein solches wirst du haben, wenn du die, welche gern in deinen Diensten sind, unterweisest, diejenigen aber, welche ungern bey dir sind, und sich immer unnüzer machen, laufen lassest. Bosheit und jedes Sclavenlaster wird mit ihnen zugleich dein Haus räumen; und an den andern, die bey dir bleiben, bleibt dir Treue und Ehre und Freyheit zurüke.

Die Menschen versüssen ihr Trank mit dem Geschenke der Bienen. Welche Schande, daß sie das Geschenk der Götter, die Vernunft (die Rede) durch das Laster verbittern.

Kein Freund des Geldes, oder der Wollust, oder der Ehre, sondern nur der Freund der Tugend ist zugleich ein Freund der Menschen.

Gleichwie du dich bedanktest, in einem grossen und zierlichen und an Gold reichen Schiff zu fahren, wenn du wüßtest, daß es zu Grund gehen sollte: also wähle dir auch nicht, in einem grossen und kostbaren Palast zu wohnen, obgleich du darinn von häufigen Sorgen bestürmet würdest.

Wenn wir an eine Mahlzeit eingeladen sind, so nehmen wir vorlieb, was kömmt; und man würde den für einen Ungesitteten halten, der zu dem Hauswirth sagen würde, er sollte Fische oder Kuchen aufstellen. Und doch verlangen wir in der Welt Sachen von den Göttern, die sie nicht geben; obwol dessen, was sie uns gegeben haben, so viel ist.

Das

Das sind mir lächerliche Leute, die sich mit Dingen, die nicht in unsrer Gewalt sind, groß dünken. -- Ich bin besser als du; denn ich habe viele Morgen Landes, und du leidest Hunger. -- Ich bin ein Altbürgermeister. -- Ich bin Landvogt. -- Ich habe ein krauses Haar. -- Es würde wol kein Pferd zum andern sagen: Ich bin besser, als du; denn ich kriege Heu und Haber im Ueberfluß, ich habe einen goldenen Zaum und ein gestiktes Equipage; sondern es würde sich dem andern vorziehen, wenn es ein besserer Läufer wäre. Und so ist ein jedes Thier durch seine Tugend oder durch seine Gebrechen besser oder schlechter, als ein anderes. Hat denn etwa der Mensch allein keine Tugend, wonach man ihn schäzen könnte? Muß man auf sein Haar, auf seine Kleider, auf seine Ahnen sehen?

Die Kranken haben es ungern, wenn ihnen der Arzt keinen Rath giebt; sie nehmen es auf, als schäze er sie verloren. Warum hat man für den Philosophen nicht auch so viel Achtung, daß man sich, wenn er uns keine Lehren noch Erinnerungen giebt, die Gedanken mache, er sehe uns für Leute an, die nimmermehr werden klug werden.

Wer gesunden Leibes ist, mag Frost und Hize ausstehen; so mag auch, wer gesunder Seele ist, gegen Zorn und Betrübnis, und Freude, Stand halten.

Untersuche dich, ob du lieber wollest reich oder glükselig seyn. Wählest du Reichtum, so wisse,

daß er kein wahres Gut ist, und nicht allezeit in deiner Macht stehet. Wählest du hergegen Glükseligkeit, so kannst du versichert seyn, daß sie ein wahres Gut und in deiner Macht ist. Denn der Reichtum wird dir vom Glük auf eine Zeitlang geliehen: Die Glükseligkeit hergegen hast du von deinem freyen Willen.

Wenn du eine Schlange, oder eine Nater, oder einen Scorpion in einem elfenbeinernen, oder goldenen Käfigen sähest, würden sie dir um dieser kostbaren Materie willen doch keine allerliebsten Thierchen seyn, noch würdest du sie deswegen glüklich schäzen; sondern du hättest dennoch, weil es giftige Thiere sind, Abscheu und Grauen vor ihnen. Also, wenn du das Laster in Reichtum und Hoheit siehest, must du nicht über den Glanz des Stofes, worinn es schimmert, erstaunen, sondern immer die verdorbenen Sitten verachten.

Reichtum ist kein Gut. Ueppigkeit ist ein Uebel. Mäßigkeit ist ein Gut, und diese räth uns, mit gemeinen Sachen vor lieb zu nehmen, und wahre Güter zu erwerben. Reichtum hergegen reizt uns zur Ueppigkeit, und zieht uns von der Mäßigkeit ab. Es ist derowegen kaum möglich, daß der Reiche mäßig, oder der Mäßige reich sey.

Wenn du auf einem Schiffe wärest erzeuget und gebohren worden, so würdest du dir deswegen eben nicht alle Mühe geben, Steuermann in demselben zu seyn. Denn das Schiff ist kein Stük von deiner Natur, so wenig es der Reichtum

tum wäre, (wenn du gleich von reichen Eltern erzeuget wäreſt.) Die Vernunft aber iſt ein weſentliches Stük deiner Natur. Da hiemit dieſe dir angebohren iſt, und zu deiner Natur gehört, ſo ſiehe dieſe für dein Eigentum an, und bearbeite ſie mit allem Fleiſſe.

Wenn du in Perſien wäreſt gebohren worden, ſo würdeſt du dich wol nicht beſtreben, in Griechenland zu wohnen, ſondern trachten, daß du dort ein glükliches Leben führeſt. Warum beſtrebſt du dich denn, wenn du in der Armuth gebohren biſt, reich zu ſeyn; und nicht vielmehr gerade in der Armuth glüklich zu leben?

Gleichwie es beſſer iſt, auf einer kleinen Kutſche in einem ſchmalen Raum geſund zu liegen, als ſich auf einem breiten Bethe krank herumzuwälzen; alſo iſt es vorzüglicher, bey kleinen Glüksgütern eingeſchränket glükſelig zu leben, als bey groſſem Reichtum ein unglükliches Leben zu haben.

Unmuth kömmt nicht von der Armuth, ſondern von den Begierden her; und was uns von Kummer entlediget, iſt nicht der Reichtum, ſondern eine geſunde Vernunft. Wenn du hiemit geſunde Vernunft beſizeſt, ſo wirſt du weder Reichtum geluſten, noch über Armuth Beſchwerde führen.

Ein Pferd iſt nicht muthig und ſtolz auf ſeine Krippe, noch auf ſeinen Geruſt und Schmuk; und eben ſo wenig ein Vogel auf ſein Gefieder,

oder sein Nest; sondern jenes über die Geschwindigkeit seiner Füsse, dieses seiner Flügel. Also erhebe dich auch nicht wegen deiner Tafel, noch wegen deiner Kleider, noch überhaupt wegen deiner äusserlichen Umstände; sondern suche deinen Werth in Güte und Wolthätigkeit.

Gut leben und kostbar leben ist zweyerley. Das erstere erlangt man durch Mäßigkeit und Vergnügsamkeit, und gute Ordnung und Sittsamkeit, und Sparsamkeit. Das leztere entsteht aus Unmasse und Ueppigkeit und Unordnung und Mangel der Sitten. Jenes gereichet zu wahrem Lob, dieses läuft auf Schande hinaus. Wenn du hiemit gut leben willst, so suche nicht durch Pracht Lob zu erjagen.

Laß allezeit die erste Sättigung des Appetits dein Maaß im Essen und Trinken seyn. Der Appetit sey deine Nebentracht und dein Nachtisch. So wirst du weder zuviel zu dir nehmen, noch eines guten Koches ermangeln, und wirst allezeit mit jedem Trunk zufrieden seyn.

Laß es an deinen ordentlichen Mahlzeiten nicht nachläßig und finster aussehen, sondern speise allezeit nett und doch häuslich; damit weder die Seelen der Tischgenossen in ihrer Erwartung betrogen und unruhig werden, und die Vergnügungen des Leibes, wie du sie ihnen giebst, verachten; noch ihre Leiber, wenn sie hernach anderswo einsmals zu einer reichen Tafel kommen, schwelgen und sich krank essen.

Siehe

Siehe zu, daß du nicht so fast von dem, was in den Magen kömmt, als von der Frölichkeit deines Gemüthes fett werdest: Denn jenes geht weg und wird zu Koth; diese aber bleibt allezeit rein und ganz, auch wenn sich die Seele absondert.

Bedenke an jeder Mahlzeit, daß du beydes Leib und Seele zu bewirthen hast, und daß die Sachen, die du dem Leibe giebst, sich bald wieder abführen; was du hergegen der Seele giebst, ihr allezeit bleibt.

Wenn du eine kostbare Mahlzeit giebst, so bringe keine üble Laune mit an die Tafel. Denn die kostbaren Trachten hüpfen nur durch den Leib, und sind in kurzer Zeit wieder daraus weg. Wenn du aber üble Laune annihmst, so erstreken sich ihre Folgen sehr weit hinaus. Hüte dich also, daß du nicht, von verdrießlichem Humor übernommen, deine Gäste bey grossen Unkosten beschimpfest; sondern trachte lieber bey einer häuslichen Mahlzeit ihnen durch ein sanftes und leutseliges Betragen Freude zu machen.

Laß an deinen Mahlzeiten die Zahl der Aufwärter nicht gröffer, als der Gäste seyn. Denn es ist lächerlich, daß sich eine Menge Leute mit wenigen Tellern Geschäfte machen sollten.

Es ist sehr wol gethan, daß du so wol bey den Zurüstungen zu einem Gastgebote, als an der Tafel selbst, wenn du bey deinen Gästen sizest, die

Knechte

Knechte und Aufwärter unter dem Commando hältst. Wollte dir aber solches Geschäft alsdenn beschwerlich und verdrießlich fallen, so bedenke, daß du doch gemächlich da sizest, essest, trinkest, schwazest, und in völliger Freyheit bist; sie hergegen, die dich bedienen, müde und überdrüßig sind, nicht essen, nicht trinken, nicht reden dürfen, und immer zu Gebote stehen müssen. So wirst du weder die Unanständigkeit begehen in Zorn auszufahren, noch durch ein wildes Wesen andere schwierig zu machen.

Zank und Streit ist zwar überall ungereimt, am allerunschiklichsten aber in einer Zechgesellschaft. Denn ein Trunkener wird einen Nüchtern so wenig berichten, als der Nüchterne einen Trunkenen überzeugen kann. Wo demnach nüchterne Sinnen fehlen, da wird am Ende des Wortwechsels nicht das geringste ausgerichtet seyn.

Die Heuschreken sind musicalische, die Schneken hergegen stumme Thiere. Diese lieben die Feuchtigkeit, jene die Wärme. Der Thau hat Reiz für diese, sie kriechen hervor, so bald er bald fällt. Jene hergegen machet die hohe Mittags-Sonne munter, und an derselben singen sie. Wenn du derowegen ein musicalischer Mann von wolgestimmter Seele bist, so laß dieselbe, wenn sie in lustiger Gesellschaft von Wein bethauet worden, nicht hervorrüken, und sich besudeln; sondern wenn sie in ernsthaften Versammlungen von der Vernunft angefeuert worden, dann gebiete ihr, zu weissagen, und Götterspräche von Recht und Wahrheit zu singen.

Betrachte

Betrachte jeden, mit dem du Umgang hast, in drey Absichten, ob er besser oder schlechter, als du, oder ob er dir gleich sey. Ist er besser, so must du ihn hören, und ihm folgen. Ist er schlechter, so must du ihm nicht folgen. Ist er dir gleich, so must du mit ihm übereinstimmen, und niemal mit ihm in Zank gerathen.

Es ist besser, du gebest der Wahrheit statt, und überwindest die Ehrsucht; als daß du der Ehrsucht Raum gebest, und von der Wahrheit überwunden werdest.

Wenn es dir um die Wahrheit zu thun ist, so wirst du nicht suchen den Sieg, auf was Weise es immer seyn möchte, zuerhalten; und wenn du die Wahrheit gefunden hast, so wirst du sicher seyn, den Sieg nimmer zu verlieren.

Die Wahrheit ist sich ihres Sieges selbst bewußt, der Wahn hat ihn nur in der Bestimmung andrer.

Es ist besser mit einem einzigen Freyen, frey, und ohne Kummer zu leben, als in Gesellschaft vieler ein Sclave zu seyn.

Arbeite nicht an einem Gemüthszustande, von dem du entfernt zu seyn wünschest. Du willst entfernt seyn von Sclaverey, so hüte dich, daß du dich nicht sclavisch bedienen lassest. Denn wenn du es wohl leiden magst, daß man dir sclavisch diene, so verräth dieß ein sclavisches Gemüth an

dir

dir selbst. Freyheit hat mit Sclaverey so wenig Gemeinschaft, als Tugend mit Laster.

Gleichwie ein Gesunder sich nicht gern von Kranken bedienen läßt, und überhaupt lieber unter gesunden, als kranken Leuten, wohnt; also würde es ein freyer Mann nicht dulden, daß ihn Sclaven bedienen, oder daß sich seine Hausgenossen knechtisch gegen ihn bezeigen.

Wenn du keine Sclaven um dich haben willst, so mache dich selbst aller Sclaverey los. Du wirst frey seyn, wenn du dich der Gelüste entledigest. Ein Aristides, ein Epaminandas, ein Lykurg haben die Zunamen eines Gerechten, eines Gottes, eines Erlösers, nicht durch Reichtum, nicht durch ein Gefolge von Sclaven erhalten, sondern weil sie, die arm gelebt, Griechenland von Sclaverey befreyet haben.

Wenn du den Wolstand deines Hauses sicher stellen willst, so ahme dem Spartiaten, Lykurg, nach. Denn wie dieser die Stadt nicht mit Mauern umgeben, sondern die Einwohner mit Tugend verschanzet, und dadurch dem Staat auf immer die Freyheit bewahret hat; also baue du auch keinen grossen Hof um dein Haus her, und umstelle es nicht mit hohen Thürmen, sondern mache die Einwohner durch Wolleben, Treue und Freundschaft stark, so wird nichts schädliches in dasselbe hineinkommen, wenn sich auch das ganze Heer des Lasters davor lagern würde.

Bekleide deine Zimmer nicht mit Portraits und Gemählden, sondern bemahle sie mit Mäßigkeit und Bescheidenheit. Denn jenes ist etwas äusserliches und nur eine schmeichelnde Bezauberung des Auges; diese hingegen ein angeborner, unauslöschlicher und immerwährender Schmuk des Hauses.

Versiehe dein Haus lieber mit einer Schaar Freunde, als mit einer Heerde Rindvieh.

So ähnlich dem Hunde der Wolf, so ähnlich ist auch der Schmeichler, der Buhler, der Schmarozer dem Freunde. Nimm dich derowegen in Acht, daß du nicht anstatt wachsamer Hunde, unvermerkt verderbliche Wölfe hineinlassest.

Wer sich viel Mühe giebt, daß man gegypsete und glänzende Wände in seinem Hause bewundere, der versteht sich noch schlecht auf das Schöne. Wer hingegen seinen Sitten durch gesellige Güte einen Glanz giebt, der ist beydes ein Freund des Schönen und ein Freund der Menschen.

Wenn du Kleinigkeiten vorzüglich bewunderst, so wird man dich keiner grossen Sachen fähig achten. Wenn du hingegen Kleinigkeiten verachtest, so wirst du dich in grosse Achtung sezen.

Es ist nichts kleiner und niedriger, als Weichlichkeit, Gewinnsucht und Hochmuth; nichts hergegen grösser und erhabener, als Edelmuth, Sanftmuth und Menschenliebe.

Man giebt uns für mürrische Philosophen aus, daß wir dafür halten, die Wollust sey nicht vor sich selbst ein Gut, sondern nur eine Folge der wahren natürlichen Güter, der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Freyheit. Wie aber? Sollte sich wol unsere Seele, welche sich über die kleinern Güter des Leibes erfreut, und davon eine heitere Ruhe empfindet, wie Epikur sagt; sollte diese nicht von ihren eigenen weit grössern Gütern einige Wollust fühlen? Einmal mir hat die Natur ein Gefühl der Ehre gegeben, und ich erröthe, so oft ich glaube, ich habe etwas schändliches gesagt. Diese natürliche Regung erlaubt mir nicht, daß ich die Wollust zu einem Gut, und zum Endzwek des Lebens mache.

Platons Republik ist zu Rom in den Händen vieler Damen, weil er der Meinung ist, man sollte die Weiber gemein haben. Sie hängen nemlich bloß an den Worten, und verstehen den Gedanken des Mannes nicht. Er misräth die Ehe, wo ein Mann bey seinem Weib in einer so eingeschränkten Verbindung lebt, die dem allgemeinen Wolwollen nachtheilig ist, und hält in so fern für gut, daß die Weiber gemein seyen. Er wollte einen solchen Ehestand, der dem gemeinen Besten und der allgemeinen Liebe nachtheilig wäre, aufheben, und eine andere Art von Ehestand einführen. Allein die Menschen sind überhaupt gar froh, wenn sie etwas erhaschen, womit sie ihre Sünden vertheidigen können. Indessen lehrt die Philosophie, daß man ohne zureichenden Grund, nicht einmal einen Finger ausstreken solle.

Dieje-

Diejenigen Ergözungen, die man am seltensten genießt, gewähren die empfindlichste Lust.

Wer Maaß und Ordnung überschreitet, benihmt den reizendesten Ergözungen allen ihren Reiz.

Agrippin verdient deswegen ein grosses Lob, daß er ein Mann von sehr grossen Verdiensten, sich selbst niemalen lobte, ja so gar, wenn ihn andere lobten, darüber erröthete. Das war ein solcher Mann, der auf ein jedes Ungemach, das ihm widerfuhr, eine Lobschrift verfertigte, ein Lob des Fiebers, wenn er das Fieber hatte, ein Lob der Schmache, wenn er geschmähet ward, ein Lob des Exiliums, wenn er verwiesen ward. Er war eben im Begriff zu Mittag zu speisen, als ihm einer mit der Botschaft kam, Nero habe ihn des Landes verwiesen. Wir speisen hiemit, sagte er, in Aricia zu Mittag.

Diogenes pflegte zu sagen, nur diejenige Bemühung sey gut und ehrbar, welche die Ergözung und Stärke der Seele, nicht des Leibes, zum Endzwek habe.

Gleichwie eine richtige Waage von einer richtigen nicht berichtiget, und von einer falschen nicht verurtheilet wird; also wird ein gerechter Richter weder von einem Gerechten zu recht gewiesen, noch von einem Ungerechten bestrafet.

Wie das Gerade keines Richtscheides vonnöthen hat, also bedarf die Gerechtigkeit des Rechts nicht.

Suche vor keinem andern Richterstuhl Recht, bis du dich selbst vor der Gerechtigkeit gerichtet hast.

Wenn du gerechte Urtheile sprechen willst, so siehe nicht auf die Parteyen, nicht auf die Sachwalter, sondern auf den Handel selbst.

Du wirst am sichersten seyn, daß du nicht unrecht richtest, wenn du dich in deinem ganzen übrigen Verhalten vor allem Unrecht sorgfältig hütest.

Es ist besser, du sprechest ein gerechtes Urtheil, und der Verfällte schreye ohne Grund über dich; als daß du ungerecht richtest, und von der Natur mit Recht beschulten werdest.

Gleichwie der Stein, der das Gold probiert, nicht hinwieder vom Golde probiert wird; also soll die Unschuld dessen, der auf dem Richterstuhl sizt, über alle Prüfung erhaben seyn.

Es ist schändlich, wenn ein Richter von andern vor das Recht gefodert wird.

Gleichwie nichts gerader ist, als das Gerade, also ist auch nichts rechter als das Recht.

Wer muß Lykurgen, den Lacedämonier, nicht hoch achten? Als ihm von einem jungen Bürger ein Aug ausgestossen ward, und die Bürgerschaft diesen in seine Gewalt gab, daß er ihn nach Belieben abstrafen mögte, hat er sich nicht nur des

Abstrafens

Abstrafens enthalten, sondern ihn unterwiesen, und einen tugendhaften Mann aus ihm gemachet. Er brachte ihn hernach in die Gemeine, und als sich die Lacedämonier verwunderten, sagte er: Ich habe diesen als einen bösen und frefelhaften Buben von euch empfangen, hier gebe ich euch denselben als einen bescheidenen und guten Bürger wieder.

Als Pittacus von einem eine Unbille erlitten, und Gewalt hatte, ihn zu strafen, unterließ er es, und sagte: Verzeihung ist besser, als Rache; denn jenes ist ein Zeichen einer zahmen, dieses einer wilden Natur.

Wir handeln unserer Natur am gemässesten, wenn wir den Trieb zu dem, was recht, und dem, was nüzlich ist, mit einander verknüpfen und vereinbaren.

Nur die unedelsten und thörichtsten Menschen bilden sich ein, daß sie sich verächtlich machen würden, wenn sie nicht gerade ihren ersten Feinden auf alle Weise Schaden zufügten; denn wir nennen den einen verachtungswürdigen Menschen, der darauf bedacht ist, den grössesten möglichen Schaden zuzufügen. Der erwirbt sich hingegen unsere Hochachtung, der darauf denkt, den grössesten möglichen Nuzen zu schaffen.

Wenn du in Heftigkeit und Dräuungen ausbrichst, so laß es dir eine Regel seyn, vorher dir selbst zu sagen: Der Mensch ist ein zahmes Geschöpf; so wirst du nichts wildes thun, und dir selbst vor Reue und Verantwortung seyn.

Man muß wissen, daß Begriffe und Grundsäze nicht leicht bey dem Menschen haften, wenn er dieselbigen nicht alle Tage sagt und hört, und zugleich auf sein Leben anwendet.

Nicias war so emsig über seiner Arbeit, daß er seine Knechte öfters fragen mußte, ob er im Bade gewesen sey, ob er zu Mittag geessen habe?

Archimedes vertiefte sich in seinen mathematischen Problemen so sehr, daß er oft der Pflege seines Leibes darüber vergaß. Wenn ihn denn seine Knechte mit Gewalt vom Pulte wegnahmen, und mit Oele salbten, zog er noch auf dem beschmierten Leibe seine Figuren.

Als man den Schiffherrn Lampis fragte, wie er seinen Reichtum erworben hätte, antwortete er: Den grossen mit wenig Mühe; den kleinen hingegen mit saurer Arbeit.

Als Periander den Solon, der in einer Trinkgesellschaft stillschweigend da saß, fragte, ob er aus Mangel an Worten, oder aus Narrheit so stillschweige; antwortete dieser: Es kann kein Narr bey den Gläsern stille seyn.

Sey allezeit am meisten auf das bedacht, was das sicherste für dich ist. Schweigen ist sichrer, als reden. Wenigstens rede nichts, das ohne Verstand und Vernunft wäre.

Gleich-

Gleichwie die Thürme an den Seehäfen mit wenig Reisern eine grosse Flamme unterhalten, die den Schiffleuten, so auf der hohen See herumirren, gute Dienste leistet; also wird ein reicher Mann an seinen Mitbürgern, die mit Hunger und Mangel zu kämpfen haben, zu einem grossen Wolthäter, wenn er sich selbst mit wenigem vergnügt.

Wenn du unternehmen wolltest, ein Schiff zu leiten, würdest du doch vorher die Kunst des Steuermanns erlernen. Warum wolltest du denn, der du dich dem Staate wiedmest, die Staatskunst verabsäumen, die dich lehrt, den Staat wie ein Schiff zu regieren.

Wenn du Willens bist, zur Zierde der Stadt etwas beyzutragen, und Verehrungen in die Tempel zu weihen; so weihe dir selbst vorher die allerschönste Verehrung, und ziere dich mit Sanftmuth und Gerechtigkeit und Wolthätigkeit aus.

Du wirst dich um den Staat verdienter machen, wenn du den Bürgern eine edlere Denkensart einflössest, als wenn du höhere Häuser bauest. Denn es ist besser, daß in kleinen Häusern grosse Seelen wohnen, als daß Sclaven in grossen Palästen nisten.

Laß nicht Steine aus Euböa und Sparta kommen, um eingelegte Wände von mancherley Farbe zu haben, sondern schmüke die Gemüther der Bürger und Regenten mit Griechenlands Weisheit aus. Denn Gesinnungen und Sitten der Männer, nicht Holz und Steine, machen, daß Staaten florieren.

Wenn du eine Löwenzucht haben wolltest, so würdest du dich nicht um die Pracht der Löwengrube bekümmern, sondern mehr darnach fragen, wie es um die Löwen stehe. Also wenn du ein gutes Haupt der Stadt seyn willst, so laß dir die Pracht der Gebäude weniger, als die Tugend, und Mannhaftigkeit der Einwohner angelegen seyn.

Gleichwie ein guter Bereiter, gute Füllen zwar füttert, aber ungeschlachten auch nicht Hunger läßt, sondern beyde gleich füttert, die leztern aber schärfer züchtigt, und sie zwingt, den erstern gleich zu werden, also macht es auch ein vorsichtiger und staatskluger Regent. Er giebt sich Mühe, die einen zu wolgesinnten Bürgern zu machen, die andern aber läßt er auch nicht sich vollends verderben. Er läßt den einen wie den andern Nahrung zukommen; er schulet aber die, so nicht nach der Vernunft, und nach den Gesezen gehen wollen, mehr, und spornet sie stärker an.

Gleichwie keine Gans von dem Schnattern, und kein Schaaf von dem Blöken erschrikt, so soll dir auch das Geschrey des hirnlosen Pöbels keine Furcht einjagen.

Wie dich der Pöbel, wenn er etwas von dem Deinigen begehrt, nicht schüchtern machet, also laß dich auch nicht schüchtern machen, und entwegen, wenn das Volk etwas Ungerechtes an dich begehrt.

Was

Was dem Staat gehört, das entrichte, ehe man dirs abfodert; so wird man dir nie abfodern, was ihm nicht gehört.

Wie die Sonne nicht Bitten und Beschwörungen erwartet, ehe sie aufgeht, sondern sogleich hervorglänzt, und jedermann willkommen ist; also warte du auch nicht mit deinen Wolthaten, bis man dich mit Ceremonien und Schmeicheleyen und Lobsprüchen einlade; sondern sey aus eigenem Triebe wolthätig, so wirst du so lieb, wie die Sonne seyn.

Ein Schiff muß mehr, als einmal ankern, und das Leben mehr, als einmal, Hofnung fassen, ehe beyde in den Hafen gelangen.

Man muß die Hofnung, so wie den Schritt, nicht über das Mögliche erstreken.

Man fragte den Thales, was die allergemeinste Sache sey? Die Hofnung, antwortete er: Denn diese haben auch die, so sonst nichts haben.

Es ist nothwendiger, die Seele, als den Leib, zu heilen. Denn es ist ja besser, todt zu seyn, als lasterhaft zu leben.

Pyrrho sagte: es sey einerley, leben, oder todt seyn. Es fragte ihn einer hierüber: Warum stirbst du denn nicht? Eben darum, antwortete er, weil es einerley ist.

Es ist wunderbar, sagte Xenophon, daß unsere Natur ins Leben so verliebt ist. Für das unlustigste und garstigste Ding, für den Leib, haben wir Zärtlichkeit, und machen ihm Aufwart. Wenn wir nur fünf einzige Tage dem Leibe eines andern so aufwarten müßten, wir würden es nicht ausstehen. Denn siehe, wie dir das gefiele, wenn du morgens, so bald du aufstehest, einem andern müßtest die Zähne reiben, und wenn er seine Nothdurft verrichtet hat, ihn an demselben Theil säubern müßtest. Es ist in der That wunderlich, daß wir eine Sache lieben, deren wir alle Tage so mühsame Pflege zu leisten haben. Ich fülle ihn an, diesen Sak, und denn leere ich ihn wieder aus. Was könnte beschwerlichers seyn? Allein ich muß die Dienste thun, die mir Gott auferlegt hat. Darum bleibe ich da, und dulde mich, diesen armseligen Leib zu waschen, zu speisen, anzukleiden. Da ich noch jünger war, und er mir noch etwas anders gebot, ertrug ich es auch. Warum könnet ihr euch denn nicht darein schiken, wenn euch die Natur, die euch den Leib gegeben, denselben wieder nihmt? Er ist mir lieb, sagst du. Die Natur hat dir freylich auch das gegeben, daß er dir lieb sey: Izt aber sagt eben dieselbe, wie ich schon erinnert habe: Lege ihn nun wieder hin, und sey der Mühe entlediget.

Wenn ein Alter lange nicht stirbt, so klagt er über die Götter, daß er izt, da er nunmehr Ruhe haben sollte, noch immer geplaget seyn muß. Der Tod kömmt ihm endlich: Denn will er länger leben, und beschikt den Arzt, und bittet ihn, daß

er

er doch an Ernst und Fleiß nichts ermangeln lasse. Die wunderlichen Menschen! Sie wollen nicht leben und nicht sterben.

Ein kürzeres, aber besseres Leben, ist einem längern und schlimmern allerdings vorzuziehen.

Da wir Kinder waren, übergaben uns die Eltern einem Aufseher, der überall Sorge trüge, daß uns kein Leid wiederfahre. Da wir aber Männer worden, giebt uns Gott unserm angebohrnen Gewissen in Verwahrung. Diesen Hüter sollen wir hiemit nicht verachten: Denn das würde einerseits Gott mißfallen, anderseits würden wir unserm eigenen Gewissen feind seyn.

Wir müssen den Reichtum als eine Materie brauchen, und immer etwas, nur nicht immer einerley daraus machen.

Die Tugend ist für jedermann wünschenswerther, als der Reichtum, welcher den Unverständigen ein gefährliches Ding ist. Denn bey grossen Mitteln wird sich das Laster vermehren, und je thörigter einer ist, desto übermüthiger wird er, wenn er es im Vermögen hat, seine rasenden Gelüste zu erfüllen.

Was sich nicht gebührt zu thun, das laß dir auch nicht in den Sinn kommen.

Besinne dich wol, ehe du redest, oder handelst. Denn es steht dir hernach nicht frey, deine Worte oder Handlungen zurükzunehmen.

Wer recht thut, ist an einem jeden Ort sicher.

Die Raben piken den Todten die Augen aus, die keine Augen mehr brauchen. Die Schmeichler verderben die Seelen der Lebenden, und machen die Augen des Verstandes blind.

Die Drohung eines Schmeichlers ist so viel zu achten, als der Zorn eines Affen.

Gieb denen Statt, die dir nüzlich rathen wollen, nicht denen, die aus Schmeicheln ihr Werk machen. Denn jene sehen auf deinen wahren Vortheil, diese hingegen nur auf das, was den Reichen gefällt, richten sich nach ihrer Meinung, wie der Schatten nach dem Zeiger, und halten ihnen allezeit ihren Beyfall bereit.

Wer andern Erinnerungen geben will, der schaue zuallererst, ob es Leute seyen, die ein Gefühl der Ehre haben, und sich um einen guten Namen bekümmern. Denn wer verschämt hat, ist unverbesserlich.

Es ist besser Erinnerungen geben, als zu Schanden machen. Denn jenes ist sanftmüthig und freundlich, dieses hingegen hart und höhnisch. Jenes verbessert die Fehler, dieses rükt sie nur vor.

Theile

Theile dem Fremdling und dem Dürftigen mit, nach deinem Vermögen. Denn wer den Dürftigen nichts giebt, der wird auch nichts empfangen, wenn er zu armen Tagen kömmt.

Es nam jemand einen Seeräuber, der an die Küste verschlagen worden, und vom Sturm übel zugerichtet war, in sein Haus auf, gab ihm Kleider, und reichte ihm alles Nothwendige dar. Als dieser von einem andern darüber ausgeschulten ward, daß er schlimmen Leuten Gutes thäte, sagte er, ich habe nicht dem Menschen, sondern der Menschheit Ehre bewiesen.

Man muß sich nicht jede Vergnügung, sondern nur die so einen ehrlichen Endzwek hat, gefallen lassen.

Ein Vernünftiger widersteht den Wollüsten, ein Thor ist ihr Sclave.

Wenn die Wollust, als ein Köder zu irgend einer Bosheit aufgesekt ist, so lokt sie lekerhafte Seelen an den Angel des Verderbens.

Du solltest es rathsamer finden deine Gelüste zu strafen, als von ihnen gestrafet zu werden.

Es ist keiner frey, der seiner Begierde nicht mächtig ist.

Die Weinrebe bringt drey Trauben, einen Trauben der Lust, einen Trauben der Völlerey, und einen Trauben der Schande.

Sey

Sey beym Wein nicht wortreich, um deine Gelehrsamkeit zu spiegeln. Denn die Galle steigt da gar zu leicht in die Zunge.

Wer mehr, als drey Gläser trinkt, ist ein Trunkenbold. Machen sie ihn gleich nicht betrunken, so hat er doch das Maaß überschritten.

Du hast es noch mehr vonnöthen, die Lehre von Gott täglich zuwiederholen, als täglich zu essen.

Du solltest noch öfter an Gott denken, als Athem hohlen.

Wenn du stets daran denkest, daß Gott bey allem, was du mit deiner Seele, oder mit deinem Leibe thust, als Aufseher zugegen ist; so wirst du dich niemal weder in deinen Gottesdienstlichen noch gemeinen Handlungen versündigen, und Gott wird immer bey dir wohnen.

So lustig es ist, vom Lande auf die See hinauszuschauen, so angenehm ist es, an überstandene Mühe und Arbeit zurükzudenken.

Das Gesez will das Leben der Menschen beseligen; es kann es aber nicht, wenn wir selbst wollen unglüklich seyn: Es beweist seine Kraft nur an denen, die ihm gehorchen.

Wie den Kranken die Aerzte Erlöser sind, so sind es die Gesezе denen, die Unrecht leiden.

Die

Die wahresten Geseze sind die gerechtesten.

Dem Geseze, und den Obern, und dem Weisern folgen, ist Sittsamkeit.

Was man dem Geseze zuwider machet, ist so viel als nicht gemachet.

Im Glük einen Freund zu finden, ist sehr leicht: Im Unglük hingegen ist es die schwerste Sache von der Welt.

Die Unverständigen befreyet die Zeit von Betrübnis. Die Verständigen aber, die Vernunft.

Der ist ein vernünftiger Mann, der sich nicht härmt wegen dessen, was er nicht hat; sondern froh ist, über das, was er hat.

Als man Epictet fragte, was unsern Feinden den grössesten Verdruß machen könnte, sagte er: Wenn wir uns in den Stand stellen, uns auf das beste zu verhalten.

Es soll sich kein verständiger Mann einer Staatsbedienung entäussern. Denn es ist Gottlosigkeit, sich den wichtigen Diensten, die man andern leisten könnte, und die ihnen unentbehrlich sind, zu entziehen: Und es ist Feigheit, wenn man den Nichtswerthigen Plaz machet: Denn der ist ein Thor, der lieber will unter einer schlimmen Obrigkeit stehen, als selbst eine gute Obrigkeit seyn.

Es steht einem Fürsten nichts besser an, als daß er niemandem verächtlich oder stolz begegne, sondern allen auf gleiche Weise gebührend vorstehe.

Es hat wol öfter Leute gegeben, die in der Armuth, aber selten, die in Reichtum und Hoheit ein glükliches Leben geführet haben. Das Gute der Armuth hat etwas so vortrefliches, daß kein gesezmäßiger Mann die Armuth an schändlichen Reichtum tauschen würde. Oder ist wol jener reichste Bürger von Athen, Themistokles, Neokles Sohn, bey seiner Armuth an Tugend, besser gewesen, als Aristides oder Socrates? Sein Reichtum ist mit ihm verschwunden, und hat keinen Namen hinterlassen. Denn einem Nichtswürdigen fährt im Tode alles dahin. Nur die Tugend ist ewig.

Die Natur der Welt war allezeit so, ist und wird immer so seyn, und es ist nicht möglich, daß es jemalen anders gehe, als wie es izt geht. Nicht allein die Menschen, und die andern lebendigen Geschöpfe auf Erde, sondern auch die Himmelscörper stehen unter diesem Wechsel und unter dieser Veränderung: ja selbst die vier Elemente wechseln und ändern sich durch einander ab. Erde wird zu Wasser, Wasser zu Luft. Diese verändert sich wieder in die andern, und dieser Wechsel geht immer so im Kreis herum fort. Wer die Mühe nimmt, dieses zu beobachten, und sich zu einer willigen Ertragung aller natürlich nothwendigen Begebenheiten anzuschiken, der wird sein

Leben

Leben in lauter Ordnung, Ebenmaaß und Harmonie zu bringen.

Wer mit seinen gegenwärtigen Umständen und mit dem Theil, den ihm das Schiksal beschehret hat, unzufrieden ist, der versteht nichts von der Kunst zu leben. Wer sich hingegen mit Vernunft und Muth darein zu schiken weiß, der verdient für einen tugendhaften Mann gehalten zu werden.

Alles steht unter den Gesezen der Natur * und und muß dem Ganzen dienen, die Erde, das Meer, die Sonne, die Sternen, die Gewächse und Thiere der Erde. Auch unser Leib steht unter ihren Gesezen; er ist gesund oder krank, jung oder alt, und geht durch die und diese Veränderungen, wenn es die Natur will. Es ist derowegen vernünftig und billig, daß das, was wir in unserer Gewalt haben, nemlich unsere Urtheilskraft, nicht das einzige sey, was sich gegen sie auflehne. Denn sie ist gewaltig, und stärker als wir, und berathet uns besser, als wir selbst, und ihre Regierung erstrekt sich nicht nur über das Allgemeine, sondern auch über uns insbesonder. Empöreſt du dich wider sie, so schändest du deine Vernunft,

* Eigentlich der Welt; παντα υπακουει τω κοσμω. Die Stoiker nennen die oberste Intelligenz, die alles ordnet und regiert, die Weltseele, oder die Welt, in einem unschuldigen, nicht spinosistischen Sinne.

Vernunft, und richtest nichts anders aus, als daß du dich vergebens anstrengest, und dich in Verdruß und Plagen stürzest.

Wir fuhren von Cassiopeia nach Brundusium, über das jonische Meer, eine gefährliche See. Die erste ganze Nacht rasete ein Wind auf die Seite unsers Schiffes zu, und trieb Wellen über Wellen in dasselbe hinein. Unser Volk machte ein grosses Geschrey, und stekte bis über die Knie im Wasser, als endlich der Tag anbrach. Aber die Gefahr und der tobende Sturm verminderte sich nicht: Im Gegentheil die Wirbelwinde kamen häufiger, ein schwarzer Himmel, dampfende Kugeln und gewisse fürchterliche Gestalten von Wolken, die man Typhonen nennt, hiengen niedrig über das Schiff her, als wenn es von denselben sollte unterdrüket werden. Es war ein berühmter stoischer Philosoph auf dem Schiffe, den ich zu Athen kennen gelernet hatte, ein Mann von grossem Ansehen der bey den jungen Leuten, die unter ihm lernten, Achtung und Aufmerksamkeit zu unterhalten wußte. Ich sahe in dieser grossen Gefahr und in dieser Empörung der Luft und der See mit Fleiß auf ihn, und war begierig zu beobachten, in welcher Gemüthsverfassung, und ob er herzhaft und unerschroken wäre. Ich gewahrete keine Zaghaftigkeit an dem Mann, er hielt sich, als ob er vor allem Schaden sicher wäre: Man hörte kein Wehklagen, kein Jammergeschrey von ihm, wie die andern alle erhuben; nur allein in der Veränderung seiner Gesichtsfarbe und Entstellung seiner Mine

war

war er von den andern nicht viel unterschieden. Nachdem der Himmel wieder helle worden, und die See ausgewütet, und nun alle Gefahr vorbey war, trat ein gewisser reicher Grieche aus Asien, ein Mann, wie leicht zu sehen war, der grossen Staat machte, zu dem Stoiker hin, ein ganzer Wollüstling von Leib und Seele. Der sagte mit spöttelnder Mine: Was ist das, mein Philosoph? Warum hast du dich, da Gefahr war, gefürchtet, und bist so blaß worden? Nachdem sich der Philosoph ein wenig besonnen hatte, ob es ihm anstühnde, ihm eine Antwort zu geben, sagte er endlich: Wenn es den Anschein gehabt hat, als wenn ich mich vor diesem gewaltigen Ungewitter ein wenig entsezt hätte, so bist du mir nicht würdig, daß ich dir die Ursache davon erkläre. Doch jener Aristipp mag dir an meiner statt antworten, welcher in gleichen Umständen von einem Manne, der völlig von deinem Gelichter war, ist gefraget worden, warum sich ein Philosoph fürchte, da er hingegen nicht den geringsten Kummer hätte. Er hat ihm geantwortet, es sey ein grosser Unterschied zwischen ihnen beyden, sie haben nicht gleiche Ursache sich zu fürchten: Du magst für das Leben eines nichtswürdigen Kerls wol gleichgültig seyn; ich hingegen bin für das Leben Aristipps in Sorgen. * Mit diesen Worten hat sich der Stoiker

* Aristipp hielt sich nach seinem innern und äussern Zustande für glüklich; weil er aber kein zukünftiges

ker von jenem reichen Asiaten losgemachet. Nachdem wir aber nahe an Brundisium kommen waren, und sich die Winde ganz geleget hatten, fragte ich ihn, was wol seine Furcht für eine Ursache möge gehabt haben, die er jenem, der ihn nicht auf die anständigste Weise darüber angesprochen, anzuzeigen entmüßiget hätte. Da antwortete er mir gar gefällig und freundlich: Weil du ein Verlangen

künftiges Leben glaubte, so mußte ihm grauen, das gegenwärtige zu verlieren, und er mußte trachten, es so lange fortzusezen, als nur immer möglich war. Leute hingegen, die durch Unwissenheit, oder Armuth, oder durch beydes unglüklich waren, hatten seines Bedünkens bey einem solchen elenden Leben nichts zu verlieren, und mögten also wol für dasselbe ganz gleichgültig seyn. Diese Meinung ist in der Erzählung Aelians deutlicher, als in dieser Stelle. Auf den Vorwurf: Wie? auch du, Aristipp, fürchtest dir so sehr, als immer einer aus dem gemeinen Haufen? erwiedert er daselbst: Das ist vernünftig; denn ihr andern hättet nur ein unglükseliges, ich hingegen ein glükseliges Leben zu verlieren. IX. B. 20. Cap.

langen hast, dir das erklären zu lassen, so höre, was unsere Alten, die Stifter der stoischen Secte von diesem zwar kurzen, aber nothwendigen und natürlichen Schreken gehalten haben; oder lies es vielmehr, sagte er, und zog aus seinem Felleisen die Discursen der Philosophen Epictets hervor, die von Arrian gesammelt worden, und die bekanntermassen mit den Schriften Zenons und Chrysipps völlig übereinstimmen. Er legte mir in dem fünften Buche * dieser Discurse, die griechisch geschrieben sind, folgende Stelle vor: Die sinnlichen Vorstellungen in unserer Seele, welche die Griechen φαντασιας (Erscheinungen oder Bilder) nennen, von welchen die Seele des Menschen, bey dem ersten Anschein einer Sache, gerühret wird, sind nicht freywillig, und stehen nicht in unsrer Willkühr, sondern dringen sich mit einer gewissen eigenen Gewalt den Menschen auf. Die anzustellenden Untersuchungen oder Bewährungen hingegen, welche sie συγκαταθεσις (Beyfall, Zustimmung) nennen, wodurch dieselben Vorstellungen betrachtet und beurtheilet werden, die sind freywillig, und geschehen nach der Willkühr des Menschen. Wenn demnach ein fürchterlicher Knall vom Himmel, oder ein schrekliches Geraſſel von einem Einsturz gehört wird, oder ein einsmaliges

* Von acht, oder wie andere wollen zwölf Büchern Arrians, darinn er Epictets Reden und Disputationen geliefert, sind nebst dem Handbuch nur vier übrig geblieben.

Zeichen, von ich weiß nicht was für einer Gefahr erscheint, oder sonst was dergleichen begegnet, so kann es nicht anders seyn, als daß auch des Weisen Gemüth ein wenig bewegt werde, daß er in einander fahre und erblasse: nicht aus dem Grunde, daß er zum voraus glaube, es sey ein Uebel vorhanden, sondern weil gewisse schnelle unvorsezliche Bewegungen schon da sind, ehe der Verstand oder die Vernunft ihr Amt verrichten könnten. Aber alsobald hernach versagt auch der Weise solchen sinnlichen Vorstellungen, solchen erschrekenden Bildern seinen Beyfall, und stimmt ihnen nicht zu, sondern verwirft und verachtet sie, und es dünkt ihn, es sey da gar nichts zu fürchten. Dieses nun wäre der Unterschied, den sie uns zwischen der Seele des Weisen und des Unweisen angeben, daß der Unweise dafür hält, die Sachen seyen wirklich so entsezlich und grausam, wie sie ihm bey den ersten Vorstellungen, die sein Gemüth angefallen, vorgekommen sind; und daß er diese Vorstellungen, so wie sie zu allererst sind, als wenn die Sachen selbst in der That fürchterlich wären, ferner billiget, ihnen gänzlich beyfällt und zustimmt: Der Weise hingegen, nachdem sich seine Farbe und Mine einen Augenblik verändert hat, diesen sinnlichen Vorstellungen keinen Beyfall giebt, sondern auf seiner Meinung, die er von dergleichen Bildern allezeit gehabt hat, steif und fest bleibt, daß sie nemlich gar nicht zu fürchten seyen, sondern durch einen falschen Anschein und leeres Schrekns Furcht einjagen. Aulus Gellius, XIX. B. 1. Cap.

Von

Von folgenden Sprüchen ist es nicht so gar gewiß, daß sie alle von Epictet seyen.

Bey der Vergnügsamkeit ist, wie auf einem kurzen und lustigen Weg, viel angenehmes, und wenig Mühe.

Begieb dich in die Vergnügsamkeit: Denn das ist eine haltbare Festung.

Halte die Wahrheit in höhern Ehren, als selbst deine Freunde. Denn die Affecten, die uns so oft in der Wahl der Freunde bestimmen, die verwirren und verdunkeln Recht nnd Wahrheit gar zu leicht.

Die Wahrheit ist ein unsterbliches und ewiges Gut. Sie giebt uns eine Zierde, die nicht mit der Zeit verwelkt, und nimmt uns die Freymüthigkeit niemal, die man bey einer gerechten Sache hat. Mit ihr haben wir allezeit das Recht und das Gesez auf unsrer Seite, und sie unterscheidet, richtig, was ungerecht ist, und bestraft es.

Eine unzeitige Freymüthigkeit nüzt so wenig, als ein stumpfes Gewehr.

Die Natur hat dem Menschen nur eine Zunge, aber zwey Ohren gegeben, und lehrt uns dadurch, daß wir noch einmal mehr hören, als reden sollen.

Es ist nichts von Natur angenehm oder widrig, sondern alles wird so durch Gewohnheit.

Erwähle dir die tugendhafteste Lebensart, denn die Gewohnheit wird dir dieses angenehm machen.

Befleisse dich lieber, wol unterrichtete, als reiche Kinder, zuhinterlassen. Denn die Hofnungen deren, die zur Weisheit und Tugend unterwiesen sind, sind besser, als die Schäze der Unwissenden.

Eine Tochter ist für ihren Vater eine fahrende Habe.

Hinterlaß deinen Kindern vielmehr Ehre und Zucht, als Gold.

Ein Schimpf von deinem Vater ist eine gute Pille. Macht sie dir übel, so dient sie noch vielmehr zu deiner Gesundheit.

Wer einen Tochtermann bekommen, hat einen Sohn gefunden. Wer aber einen schlimmen bekömmt, der verliert zugleich seine Tochter.

Weisheit und Tugend behalten, wie das Gold, ihren innern Werth an allen Orten.

Wer

Wer die Weisheit übt, übt die Erkenntnis Gottes.

Es ist unter allen lebendigen Geschöpfen kein schöners, als ein Mensch, den wahre Gelehrsamkeit ziert.

Man muß die Freundschaft der Lasterhaften, und die Feindschaft der Tugendhaften fliehen.

Im Unglük bewähren sich die Freunde, und verrathen sich die Feinde.

Den gegenwärtigen Freunden muß man Gutes thun, und von den Abwesenden Gutes reden.

Wer niemandes Freund ist, bilde sich nicht ein, daß jemand sein Freund sey.

In der Wahl eines Arztes und eines Freundes, hast du mehr auf das Nüzliche, als auf das Angenehme zu sehen.

Wenn du willst, daß dein Leben ohne Betrübnis sey, so laß dir seyn, die Zufälle, die dir bevorstehen mögten, seyen dir bereits begegnet.

Mache dich frey von Betrübnis, nicht so, daß du gefühllos seyest, wie die unvernünftigen Thiere; noch so, daß du gedankenlos seyest, wie die Thoren; sondern so, daß du als ein Tugend-

hafter die Vernunft zum Trost wider die Traurigkeit habest.

Diejenigen Staaten und Bürger sind die edelsten und besten, welche in Widerwärtigkeiten und Unfällen das Gemüth am mindesten der Traurigkeit preis geben, und derselben durch wakere Handlungen am meisten Gegenwehr thun.

Wer Weisheit gelernet hat, beträgt sich, wie einer, der wol gelernt hat kämpfen. Fällt er so steht er aus dem Unglük geschwind und meisterlich wieder auf.

Man muß im Unglük die Vernunft, wie einen guten Arzt in Krankheit, zur Hülfe herbeyrufen.

Wein und Glük machen aus Thoren, die kein Maaß zu halten wissen, ganze Narren.

Das Glük hat allezeit den Neid zum Gegner.

Wer nie vergißt, was der Mensch ist, wird über keinerley Zufälle verdrießlich werden.

Zu einer glüklichen Schiffahrt braucht es einen guten Steuermann, und günstigen Wind; zu einem glüklichen Leben Vernunft und Kunst.

Man

Man muß das Glük, wie den Herbst genieſſen, derweil es da iſt.

Wer ſich in Zufälle, die der Lauf der Natur mit ſich bringt, nicht ſchiken kann, hat der Vernunft entſagt.

E N D E.

Verbesserungen.

Seite 4. Linie 27. — gefehlt hat. Lies, gefehlt hat?
" 10. lezte Lin. überreiche eine Rolle, lies übernihm.
" 17. Linie 29. lies, dein Beyfall.
" 22. Lin. 15. l. eine Stärke des Geistes nennen!
" 26. Lin. 1. l. alles Verrichtungen.
" 37. Lin. 31. Auf Landgüter? auf Bediente? auf Baarschaft? auf u.
" 38. Lin. 11. nicht so fast dem vorzubeugen haben,
" " Lin. 14. sondern daß — lies, als aber daß —
" 42. zu unterst: Kaum hatte er den gelesen.
" 57. Lin. 17. und ihre Knospen entfalten.
" 58. Lin. 15. du behaltest in deiner Seele.
" 82. Lin. 1. sch. H. verrichten solle?
" " Lin. 6. Das gebührt sich. Ganz g. ꝛc.
" 91. Lin 28. denn ich habe angenommen ꝛc.
" 92. Lin. 27. ein diker Rauch ꝛc.
" 100. Lin. zitternd und w.
" 109. Lin. 15. Warum ist es denn dem Soer.
" 112. Lin. 21. denn muß man weinen und — lernen.
" 111. Lin. 13. Wie sollte ich denn nicht auch da eine ꝛc.
" 126. Lin. 16. wenn sie mit Mächten, die ꝛc.
" 127. Lin. 21. die Erzählung,
" 135. Lin. 25. Ich ersaufe.
" 151. Lin. 5. so will ich mich euch noch ꝛc.
" 159. Lin. 14. Wie! wenn jener.
" " Lin. 16. sollte ich denn nicht auch mir ꝛc.
" 151. Lin. 20. auf die besondern Sachen recht an.
" 156. Lin. 3. doch können wir uns dieser nicht enthalten.
" 156. Lin. 16. daß man in keine Schelt- und ꝛc.
" 158. Lin. 25. Einem Lautenist.
" 160. Lin. 5. Wie? Kann er denn ꝛc.
" 161. Lin. 12. worüber dieser Gewalt hatte ꝛc.
" " Lin. 26. k. g. Mensch? — Nein.
" 163. Lin. 29. langweilige.
" 168. lezte Lin. aber so wie in einem — Kämpfers.
" 173. Lin. 23. daß hingegen seine Schwulst.
" 219. Lin. 17. bey Amphiaraus.
" 239. Lin. 13. steben liesse?
" 263. Lin. 22. haltet nur das.
" 269. Lin 10. 11. mit der gleichen Miene.
" 273. lezte L. in einem R.
" 308. Lin. 15. daß darinne,
" 313. Lin. 15. Merõceus.
" 314. Lin. 15. Alipte.
" 322. Lin. 11. Feldoberst-Stelle —
" 335. 13. Muß er sie nicht.
" 353. am Ende:
" " " " " " und Aufsicht zu tragen auf alles, Was die Menschheit entehrt, was Gesez und Ordnung gemäß ist

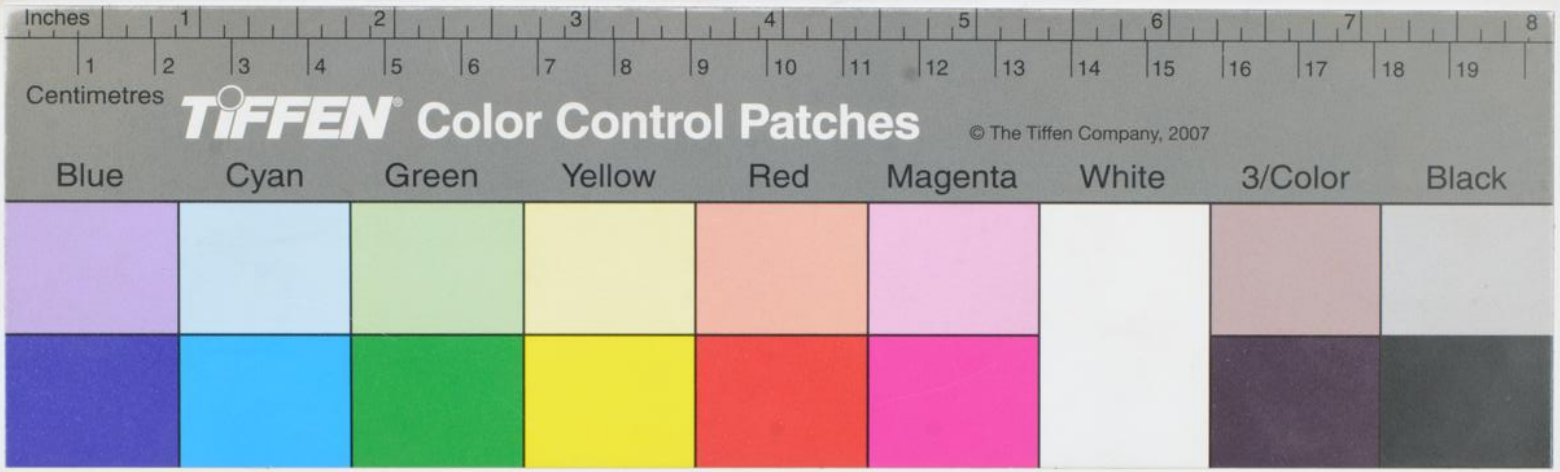
Seite

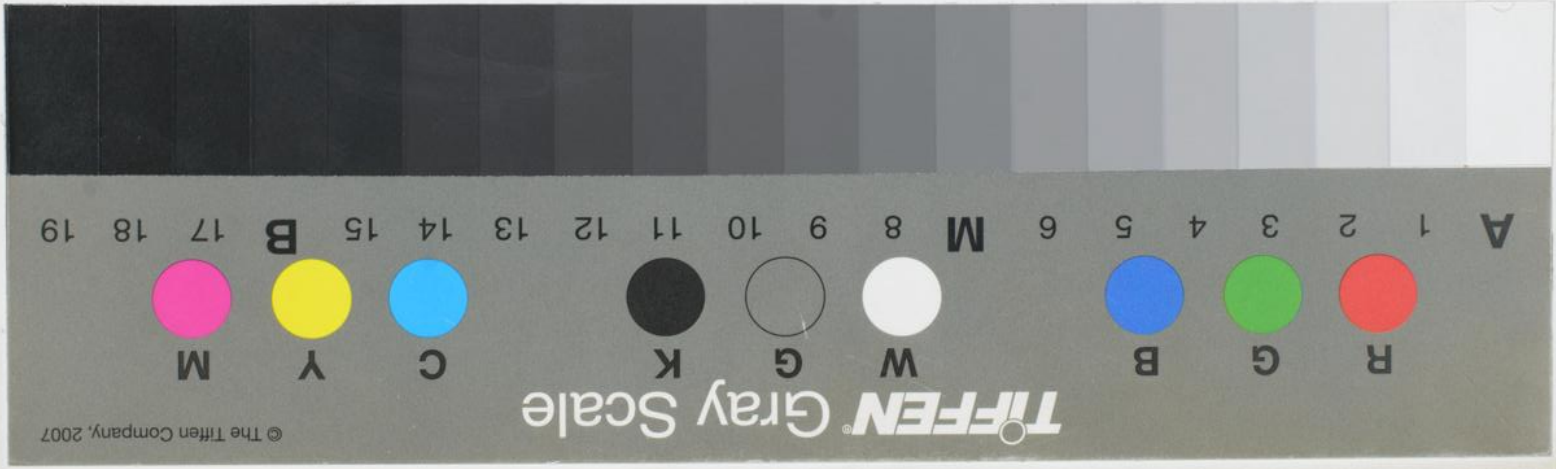
Seite 360. Lin. 25. theuer verkauft,
" " " Lin. 26. daß du nur wie
" 369. Lin. 30. was er ist,
" 419. Lin. 26. daß wir zu der Zeit
" 421. Lin. 24. dich nicht zu desselben Thorheiten her:c.
" 425. lezte L. Masurius
" 430. Lin. 30. dein Werk
" 442. Lin. 18. unerfüllt sehen,
" 451. Lin. 18. Woher kömmt es denn wol, daß ein klezner -- wäre? Etwa daher,
" 468. 32. Einen Mann,
Den ihr niemal erblassen gesehn, noch Threnen abwischen; und noch m.
" 470. Lin. 6. vor der Zeit.
" 489. Lin. 14. irgend eine mit Unachtsamkeit,
" 499. Lin. 14. und es hingegen
" 502. Lin. 3. dich mit f. w.
" 506. Lin. 2. wie an einer M.
" 514. Sieben und zwanzigster Abschnitt. Gleichwie eine Zielscheibe nicht aufgestreket ist, daß man sie verfehle, also existirt auch die Natur des Uebels in der Welt gar nicht. So würde die wörtliche Uebersezung dieses Abschnittes lauten. Allein ich muß bekennen, daß ich keinen Verstand hierinne finde. Ich habe daher lieber eine Muthmassung wagen, und dem Autor einen Gedanken leihen wollen, als Worte hinschreiben, bey denen ich nichts denken konnte.
" 543. Lin. 18. in der Beystimmung
" 544. Lin. 26. Durch Wolwollen, Treue und :.
" 546. eine andere Art von Ehestand einführen.) Dieses zu verstehen und zu beurtheilen, muß man Platons Republik, und ins besondere das fünfte Buch lesen.
III. Buch. 20. R. l. 3. sey. -- hafte.
Lin. 9. hergegen wird der Irrtum zu Urtheilen für ein sehr grosses Uebel gehalten, wie z. Ex. wenn einer behaupten wollte, drey seyen vier. Man nennet hiemit die Wissenschaft ein Gut, den Irrtum dagegen ein Uebel: Folglich giebt es auch selbst in Ansehung der Lügen eine gewisse Erkenntniß, wenn man nemlich erkennet, daß Irrtum Lügen sind.
" 533. Wo immer) dieses Gebet des Cleanthes übersezt Hr. Pr. Ebert so:

O Zeus, und du Verhängnis, führet mich,
Wohin nur euer Rathschluß mich bestimmt:
Ich will euch gern und unverdrossen folgen,
Und wollt ich nicht, so würd ich doch euch folgen,

In Youngs Klagen oder Nachtgedanken, 1. Th. 316. S. Anmerk. wo erinnert wird, daß die Christl. Philosophie eine noch weit freudigere und willigere Ergebung in den Willen Gottes wirke, als der Stoiker in diesem so berühmten Gebetgen ausdrükt.

* * *


Inches
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black


A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
R G B W G K C Y M
TIFFEN Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007